

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Ein Wochenblatt.

von

Timotheus Kühl.

Des Lübeck. Hochw. Ministerii Kandidat.

Lübeck 1783,

bey Christian Gottfried Donatus.

Meinen

Berehrungswürdigsten Gönnern,

dem

Herrn Jochim Petersen,

Lübeck's ältestem Bürgermeister, und liebes-
vollsten Vater,

und

Herrn Nicol. Binder, J. V. D.

Herrn Christian v. Brömbfen,

Herrn Joh. Phil. Plessing,

Herrn Martin Dörner,

Herrn Johann Luis,

Herrn. Nicol. Gottl. Lütkenß,

den Vätern Lübeck's, und Ham-

burg's, den adlen guten

Männern.

Und

denen Patrioten, Menschenfreunden,
auch meinen Freunden, und Sön-
nern,

Herrn. Lt. G. H. Fürstenau.

Herrn Joh. Carl Breslach.

Herrn Wilhelm Ganslandt.

Herrn Rötger Ganslandt.

Herrn Gotth. Hinr. Green.

Herrn Friedrich Lang,

zu Lübeck,

und

Herrn Christ. Benckendorff.

Herrn Glas Heinr. Sontag

zu Hamburg.

voll Hochachtung und Liebe und Dank-
barkeit geweiht,

von

Rühl.



Wenn Liebe, Dankbarkeit,
und die höchste Achtung
Ausdruck suchen; dann fehlt er
immer.

Nie hab ich das so sehr gefühlt
als igt. — Jeder der theuren
Namen, die ich dieser Schrift
vordrucken ließ; steht unauslöschlich
in meiner Seele.

Bei jedem erinne ich mich,
Wohlthun, Güte, Nachsicht! und
wolte so gerne danken, und jedem
es sagen: Solche adle Männer
findet ihr selten beisammen. —
Aber Wille ist auch That. — Dan-
ken wollen ist vor Gott auch Dank!
Segnen wollen auch Segnen!

Mein Schicksal sei, welches es wolle, stets werd ich Euch, Ihr besten Männer Lübeck's und Samburgs, danken, segnen! —

Und so nehmt alles was ich geben kann! Nicht gab aus Eigennuz, oder Schmeichelei — nur gab um Euren Mitbürgern zu zeigen, daß ich fühlte wie sie — Ihr Aedle! wärt Väter — Beglückter, die besten adelsten Männer, und Mitbürger!

Lübeck, im April

1783.

Rühl.

Vorrede.

Mit meinen Lesern hab ich wenig zu reden; ich gab im August vorigen Jahrs eine Ankündigung dieses Wochenblats heraus.

Daß Gott meinen letzten Wunsch in dieser Ankündigung erfülle ist mein sehnlichster Wunsch. Ich habe fast gehalten was ich versprach; nur daß meine Schrift bis Ostern nicht fort dauern konnte, daran ist Ostern welches in diesem Jahr so spät eintrifft selbst Schuld.

Sind einige meiner Freunde, die mein Wochenblatt durch ihre Subscription unterstützen darüber unwillig — so bitt ich sie, das Kupfer welches dieser Schrift beigelegt werden soll, welches aber, weil Herr Pingeling in Hamburg der es sticht, krank war, erst im May für die Subscribenten unentgeltlich zu haben sein wird, ohne daß es versprochen wurde, als eine Genugthuung, anzusehn, wenn anders der wirklich geringe Preis den mein Herr Verleger für diese Schrift bestimmte, eine Genugthuung erheischt. Die Entfernung des Orts hat manche Druckfehler veranlaßt. — Ich bitte meine gütigen Leser sie selbst zu verbessern.

Ich danke Gott daß ich am Ende dieser meiner Arbeiten bin. Dank ihm für Muth, und Gesundheit, daß ich bei fast zwölf stündlicher Information, doch zu dem Zweck kam, den ich mir mit ihm vorsezte.

Mein

Mein Wochenblatt ist für die Jugend nicht für Kinder allein. Dies bitt ich, wenn ja Kunstrichter meine Schrift lesen, und beurtheilen sollten, vorzüglich der letzten Abende wegen, ja nicht unbemerkt zu lassen.

Sollte der Berliner Rezensent, der meine **Passionsbetrachtungen** beurtheilte, auch diese Schrift einen Platz in der so berühmten **Bibliotek** anzuweisen geruhen, so verlang ich nur von ihm, daß er mehr als das erste Punctum lese, — In ienen Betrachtungen laß er nicht mehr, und urtheilte doch! Welch einen Geist muß er haben! — — Laßt Gott mich leben; soll's meine Freude sein, wenn ich mehr für euch Kinder, — aber mit mehrerer Müssigkeit schreiben kan.

Verse.

Erzählung von Frij mit dem Käfer,	Seite 31.
Lied, " " "	75.
Betty, eine Erzählung, " "	98.
Prinz Vimri, Erzählung, "	102.
Empfindungen des Sohnes am Grabe des Waters, " "	III.
Lied, " " "	212.
Neujahrslied, " "	234.
Am Schluß des Jahrs, "	240.
Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? " "	242.
Erstes Lied für Kinder, "	247.
Beweise kindlicher Liebe, "	250.
Drittes Lied für Kinder, "	255.
Abendlied auf dem Lande, "	313.
Morgenlied auf dem Lande, "	315.



Namen der Subscribenten.

I Sr. Excellenz, Herr General Major von
Beckleschow.

I Sr. Excellenz, Herr Graf G. von Kiel
mandegge.

I Sr. Excellenz, Herr Graf von Schmettau
in Ploen.

I von Uken, Post-Commissaire in Cutin.

2 Adress Comtoir in Hamburg.

2 Amann, in Lübeck.

I Balemann, in Lübeck.

I Behnke, Steph. H. in Lübeck.

I Behrens, Herm. Adolph in Lübeck.

I Berlepsch, Frau Regierungs-räthin in Ras
keburg.

I Binder, Nicol. Henrich in Lübeck.

I Brandt, in Lübeck.

2 von Brdmbesen, Frau in Lübeck.

I Bruder, Gotthard Fr. in Lübeck.

I Bruhnß, in Lübeck.

I Buchen, Demoiselle in Lübeck.

I Buller, Joh. Chr. in Lübeck.

I Carstens, Licentiat in Lübeck.

I Dähnke, Uhrmacher in Cutin.

- 1 Dettmars, Joh. Jac. Carl in Lübeck.
 1 Dibbern, Demoiselle in Lübeck.
 1 Dittmer, Herm. Hinr. in Lübeck.
 1 Drevaht, Hinrich Dettlef in Lübeck.
 1 Ebeling, Postmeister in Stade.
 1 Eckhoff, in Lübeck.
 1 Elers, C. F. Senator und Advocat in Eutin.
 1 Erasmi, J. A. Subrector in Ratzeburg.
 2 Fürstenau, Licentiat in Lübeck,
 1 " Anton in Lübeck.
 3 Gansland, Rdtger in Lübeck.
 3 " Wilhelm in Lübeck.
 1 Geertz, Hofgoldschmidt in Eutin.
 1 Goeterz, jun. in Lübeck.
 2 Goetze, August in Lübeck.
 1 Green, in Lübeck.
 1 Greve, J. J. in Hamburg.
 1 Grosse, Hinr. Kaufmann in Ratzeburg.
 1 Haak, in Lübeck.
 1 Hamann, Schreibmeister am Waisenhause
 in Lübeck.
 8 Havenstein, J. G. zu Burg auf Femarn.
 1 Hein, Kaufman in Lübeck.
 1 Hennings, in Lübeck.

- I Hermann, Schreibmeister am Waisenhause
in Lübeck.
- I Hermann, Canzelist und Organist in Ratz-
eburg.
- I Höchstädt, Kaufmann in Ratzeburg.
- I Holm, in Lübeck.
- I Jacobi, in Lübeck.
- I Janensky, Madam in Lübeck.
- 3 Jovers Mich. Henr. Candidat in Cappelna;
- I Joversen, Kunstgärtner in Lübeck.
- 2 " Buchhändler in Lübeck.
- I Käselau, jun. in Lübeck.
- I Kayser, Mauermeister in Lübeck.
- I Kehlet, Pastor zu Steinldse.
- I Kindt, Hein. Rud. Hof= Apotheker in Cutin;
- I Krück, Licenciat in Lübeck.
- I Kunzen, in Lübeck.
- I Lackmann, in Lübeck.
- I Lange, in Lübeck.
- 2 Reich, Senator in Ratzeburg.
- I Renschau, in Lübeck.
- I Leuenroth, Fr. Cr. Aug. in Lübeck.
- I Lütkensens, Pastor in Ratzeburg.
- 1 Mackprang, Stadtsecretair in Ratzeburg.
- I Masius, G. H. in Schwerin.

- I Meyer**, Regierungſecretair in Rakeburg.
I Michelsen, David Conrad in Lübeck.
I Minus, Schulcollege in Lübeck.
I Müllenhoff, Paſtor zu Hamberge.
I Nebbien, Chr. David in Lübeck.
I Nölting, jun. in Lübeck.
I Orredus, Magnus, Hofrath in Wyburg.
I d' Ottilie, in Rakeburg.
I Viſkamp, in Lübeck.
I Plakmann, Conrad in Lübeck.
3 Plessing, Senator in Lübeck.
I Rachau, Hochfürſtl. Kammerdiener in Eutin.
I Reinhard, Kammerrath in Rakeburg.
I von Röpſtorff, Catr. Friederica in Lübeck.
I Römer, in Lübeck.
I Runberg, Cath. S. Fried. Madem. in Eutin.
I Sager, Dorothea.
I Schmidt, Goldfabricant in Lübeck.
I Stein, in Lübeck.
I Sibeth, Doctor und Senator in Lübeck.
I Siedenburg, Apothecker in Rakeburg.
I Siewerſen, Candidat in Eutin.
I von Sittmann, C. F. G. in Schwerin.
2 Spiegelberg, Poſtſecretair in Lüneburg.

- I Stackelroth, in Lübeck.
 - I Stuttmann, J. C. in Lübeck.
 - I Thomsen, Organist in Malent.
 - I Titow, Postsecretair in Lübeck.
 - I Weise, Cantor in Cutin.
 - I Wendt, Pastor in Schönberg.
 - I von Westen, Pastor zu Bregkild.
 - I Wildfang, in Lübeck.
 - I Winter, in Lübeck.
 - I von Witzendorff, Cammerherr in Lübeck.
 - I Wöhrmann, Sen. in Lübeck.
 - I Wolters, in Lübeck.
 - I Wulff, Joh. Henr. in Lübeck.
 - I Ziga, Apotheker in Lübeck.
-

Inhalt.

Des Freundes Anrede, an die Kinder,	Seite	1.
Erzählung vom Selem und Kamir,	"	5.
Aegyptisches Gericht über Kinder,	"	33
Philotas,	"	51
Duldung,	"	67
Vom Gärtner,	"	83.
Sellmann,	"	86.
Andenken, seinem Vater geweiht,	"	114
Franz und Matthias,	"	131.
Sophos und Amodoros,	"	157.
Wenchnachtsfreuden,	"	196.
Ewalds letzten Stunden des alten und ersten Stunden des Neuen Jahrs	"	218.
Der Mann vom Berge,	"	257.
Winterfeld,	"	264.
Fortsetzung vom Winterfeld,	"	327.
Fragmente eines Briefwechsels,	"	293
Das Opfer zu Pegu,	"	332.
Etwas aus Ewalds Tagebuch,	"	372
Beweise kindlicher Liebe,	"	383
Abschied eines Lehrers,	"	388

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Erster Abend.

„Gerne, liebe Kinder! sprach der ältere Freund, den die Kleinen lieb hatten, „gerne will ich Euch etwas erzählen. Ihr dürft mich besuchen, jeden Mittwoch Abend, aber merkt es wohl, nur die unter Euch, die sonst ihre Pflicht thaten. Für die bestim’ ich eine so angenehme Erholung, wer sich nicht anstrengt, bedarf derselben nicht.“

Da waren denn nun die Kinder recht fleißig und aufmerksam. Und wenn der Mittwoch kam, im Winter, und die Uhr halb sechs schlug, so trat ihr Freund herein, hatte oft einen Zirkel von vierzehn und mehreren kleinen Menschen beyderley Geschlechts um sich, und nun war’s so still, und eine rechte Lust zu erzählen.

Wenn die Kinder denn nach Hause kamen, so wußten sie recht viel ihren Eltern wieder zu erzählen, die sich darüber freuten.

Am 2. October 1782.

A

Aber

Aber pflegte der Mann denn wohl zu sagen, es ist recht schön meine Lieben! daß ihr so aufmerksam zuhöret. Ich lobe es recht sehr, daß ihr Euren lieben Eltern das wieder zu erzählen wißt, aber noch schöner ist's, wenn ihr auch die Lehren, die so in meinen Erzählungen liegen, behaltet, oft derselben gedenket, und sie zu Vorschriften macht, nach denen ihr handelt.

Dann aber müßt ihr derselben eingedenk seyn, wenn ihr eine Gelegenheit finden solüet, Gutes zu thun; selbst müßt ihr diese Gelegenheit suchen, und meine Lieben erinnert Euch an meinen Erzählungen, wenn so einer kommt und will Euch verführen, Böses zu thun. —

In dem Zirkel seiner kleinen Freunde waren sechs Knaben, die er nicht mehr hätte lieben können, wenn's seine eigne Söhne gewesen wären. Sie waren seine täglichen Gesellschafter. Er lehrte sie das, was sie wissen mußten, wenn sie einmal recht thätige Christen, recht gemeinnützige Bürger werden wollten.

Da hatt' er nun auch vier Stunden in der Woche ausgesetzt, in denen er sie lehren wollte, sich richtig und gut in ihrer Muttersprache auszudrücken. Wir nannten das Übung im deutschen Styl.

Das macht er nun so: Im Anfange sagte er ihnen Briefe oder sonst kleine Abhandlungen in die Feder, damit sie sich nur erst am Ausdruck gewöhnen sollten.

Als er nun glaubte, daß sie sich selbst auszudrücken im Stande wären, las er ihnen aus
guten

guten Büchern etwas vor, ließ es sich von ihnen wiedererzehlen, berichtigte, und dann schrieb jeder Kleine das zu Hause in sein Quodlibet; ihr Freund sah das durch, sagte ihnen, wo sie den Sinn besser hätten ausdrücken können, und verbesserte die Sprach- und Schreibfehler.

Ein Quodlibet aber war ein Buch, worin die Kinder alles was ihnen merkwürdig war, aus der Seelenlehre, Geographie, Geschichte, Uebersetzungen u. s. f. aufzeichneten. Religion war ihnen so ehrwürdig, daß sie die herrlichen Wahrheiten und Lehren derselben in ein besondres Religionsbuch schrieben.

Das war nun eine gute Übung. Am liebsten aber mochten die Knaben etwas hören und als Übung im Styl ausarbeiten, was ihr Freund selbst aufgedacht hatte.

Da that er ihnen denn oft den Gefallen, und dichtete Allerley, in Prose, auch wohl in Versen.

Und nun denkt der Mann, das alles läßt sich ja wohl bey andern Kindern auch gebrauchen, und wie schön und herrlich wär's nicht, wenn alle — alle Kinder recht viel schöne Lehren so saßten, daß sie immer nach denselben handelten.

Eine Lust würd' es seyn, dann mit ihnen umzugehn! Statt Verstellung würde man gerade offnes Wesen, statt Unwahrheiten die reinste Darlegung der Gedanken und Handlungen, statt Zanks, friedliches zuvorkommendes Betragen, statt Faulheit den regsten Fleiß, statt Eige-

gensinn's freywillige Aufopferung, die so nöthig in einer Welt wie diese ist, statt des Ungehorsams die willigste Befolgung der Befehle ihrer älteren und klügeren Freunde wahrnehmen, und wie glücklich wäret ihr dann, wie froh, wie mit euch selbst so einig, liebste Kinder!

Wollt ihr das aus den Erzählungen eures Freundes lernen? und was das Wichtigste ist, wollt ihr durch dieselben euch oft zu eurem Schicksal führen lassen, damit ihr desto zärtlicher ihn liebt, und die Liebe zu ihm ist die Quelle aller Tugenden, auch könnt ihr eure Liebe zu ihm nicht anders beweisen, als wenn ihr gut seyd und brav thut — wollt ihr das lernen? o so seyd mir herzlich willkommen!

Hört Kinder! ich habe zu Gott die Hoffnung, daß ihr alle, die ihr dies leset, daß ihr besonders, Knaben und Mädchen, die ihr vorzüglich in meinem Herzen wohnt, die ihr meine Erzählungen zum Theil schon kennt, — hört Kinder, ich habe zu Gott die Hoffnung, daß meine Arbeit nicht vergebens seyn soll.

Ihr seyd Bäumchen, gepflanzt im schönen Garten Gottes, auf seiner Erde. Ihr habt Pfleger, die begiessen, die propfen, die wachen, die beten für euch. Mehr können sie nicht thun. — Nun müßt ihr selbst, meine Lieben! das übrige thun. Ihr müßt mit beten, ihr müßt jedes Aedle, jede Tugend in eure Seele pflanzen. Ihr müßt so einen Damm aufschlagen, daß wenn der Strom der Leidenschaften und der Verführung herstürzt, ihr nicht untergeht. —

Bäumchen!

Bäumchen! du wirst ein Baum. Laß dich ziehen liebes Bäumchen, damit du viel Früchte, viel milden Schatten gäbest zu seiner Zeit! damit du, wenn du groß wirst, dich stemmen kannst, eine Fluth abzuhalten, die vom Berge stürzt!

Frage nicht, was hab ich davon? — Der Herr des Gartens wird dich verpflanzen, auf eine schönere Flur. Da ist Lohn! — da Bergeltung! Und auch hier ist's so ein herrlich Gefühl, gemeinnützig zu seyn!

Da möge' ich denn nun auch so gerne zu diesem Zweck etwas beytragen. Deswegen will ich denn von heute an bis Ostern in jeder Woche einen Bogen drucken lassen von meinen Erzählungen, und Euch zuerst erzählen vom

Seleem und Hamir.

* * *

Es ist ein großes Glück für Euch, meine Kinder? und ihr könnt Gott nicht genug dafür danken, daß ihr gute Eltern habt, die Euch nichts befehlen, nichts von euch verlangen, als was Recht ist. Desto mehr Ursache habt ihr nun auch, ihnen auf den Wink gehorsam zu seyn, weil ihr zuverlässig wissen könnt alles was sie euch befehlen ist recht, und wenn ihr es thut eur wahrer Vortheil.

Ihr seyd schon so verständig, daß man mit euch vernünftig reden kann. Wir wollen also einmal die Sache überlegen:

Warum wollen eure Eltern daß ihr ihnen gehorsam sein sollt? — Thut ihr ihnen damit einen Gefallen, oder Euch Selbst?

Franz geh nicht an's Wasser! sagte der Vater. Franz thut doch, fällt hinein, wird naß und krank. Wem schadete Franz durch seinen Ungehorsam? **Sich Selbst!** Sein Vater blieb trocken und gesund.

Malchen! iß nicht so verstopfen in der Küche, du wirst bey Tisch satt, sag mir's wenn dich hungert; sprach die Mutter, wer nicht hörte, war Malchen. Na, wie gings ihr aber? da war sie einmahl allein in der Küche, und naschte. Es war Fleisch, denn als sie die Mutter kommen hörte, wollt sie's geschwind niederschlucken, aber da konnte sie einen kleinen Knochen nicht hinunter bringen, er blieb im Hals. Nun mußte der Barbier kommen, der hatte Instrumente, und Malchen mußte viel Angst und Schmerz leiden, eh sie wieder besser wurde. Bald war sie gar gestorben. Wem schadete nun Malchen durch ihren Ungehorsam? **Sich Selbst!** Ihre Mutter hatte kein Halsweh und war gesund.

Aber sagt ihr, wenn nun Franz nicht in's Wasser gefallen wäre, und Malchen das Unglück nicht gehabt hätte — so hätte ihnen ja ihr Ungehorsam nicht geschadet. Man ist oft ungehorsam, wenn's die Aeltern nur nicht sehen, und das schadet einem nicht!

Nicht liebste Kinder! solltet ihr das in Ernst glauben? Wißt jeder Ungehorsam ist eine Sünde; denn der liebe Gott hat befohlen, daß wir unsere Aeltern

Keltern gehorchen sollen. Jede Sünde schadet unserm Gewissen, und Gott weiß alles Böse, so wie er auch alles Gute kennt. Er ist allenthalben. In seiner Gegenwart, seyd ihr also ungehorsam, wenn Euch auch sonst niemand sieht, und das schadet euch mehr, als dem Franz und Malchen ihr Ungehorsam. — Warum wollen nun eure Eltern, daß ihr gehorsam seyn sollt? — Weil es zu eurem Besten gereicht. Ihr wißt nicht, was euch gut ist, sie wissen es; und deswegen sagen sie, das mußt du thun, das mußt du lassen. Auch müßt ihr ja nicht glauben, daß sie aus bloßer Lust etwas befehlen. Nein sie haben immer ihre guten Ursachen; und wenn sie die auch nicht allemahl sagen, so werdet ihr sie oft, wenn ihr ein wenig nachdenken wollt, wohl von Selbst finden, zuweilen können sie euch die Ursachen nicht sagen, weil ihr, da euch Erfahrung mangelt, sie doch nicht verstehen könntet. —

Ich weiß, ihr werdet nun den Gehorsam nicht wieder vergessen, denn ihr würdet eur eigenes Bestes vergessen.

Ein anderes wär's, wenn man euch etwas Böses befehlen würde, etwas was euch selbst und anderen schadete — dann wärs Recht ungehorsam zu seyn. Bey euch ist das aber gar der Fall nicht. Nun denkt einmahl selbst nach, warum es wohl bey Euch allemal groß Unrecht ist, wenn ihr ungehorsam seyd?

Wenn ihr nun die Erzählung vom Selem und Kamir ausgelesen habt, so vergeßt ja nicht: dies, von den *** an, noch Einmal zu lesen.

Dann wird es Euch noch deutlicher werden, und ich bin gut dafür; ihr werdet es denn nicht wieder vergessen. —

Selem lebte am Hof eines der größten Monarchen im Morgenlande. Sein Fürst liebte ihn, denn er war edel und gut.

Die Schmeichler fürchteten ihn, denn er pflegte zu sagen: Schmeicheln sey wie Gift, das früh oder spät würckt. Die Verstellung verglich er mit einem heimlichen Diebe, der uns schadet ohne daß wir es merken, und der Gewalt braucht wenn wir ihn entdecken. — Und nur ein Schatte von Ungerechtigkeit wäre für Selem's reine Seele das größte Verbrechen gewesen.

Aber der Fürst im Morgenlande war so unglücklich wie viele andere seines Gleichen sind. Er hatte Schmeichler, verkappte Bösewichter und Habfüchtige um sich.

Zu den letztern gehörte auch Kamir, der sein erster geheime Rath war, Selem war der Zweyte.

Kamir wußte sich so zu verstellen, daß der König ihm sein ganzes Vertrauen schenkte, denn der meinte, er sey wirklich so gut, als er sagte.

Selem merkte wohl zuweilen Unrath, weil er den Kamir genauer kannte, als der König —
Aber

Jeronimus.

Ja — warum sagt' er's ihm denn nicht, und warnt' ihn, ich hätte das gethan. —

Aber fuhr der Freund fort, er dachte, und zwar mit vollkommenen Rechte, man muß ohne
offen

offenbare Proben, ohne Beweis von wirklich gemeinschädlichen Handlungen niemanden seines guten Namens berauben. — Er schwieg also

Heinrich.

Aber that er daran Recht?

Einige.

O Heinrich du störst auch immer mit deinen Fragen — Nur weiter, wir sind so neugierig —

Nun Gedult — antwortete der Mann, Heinrich hat Recht zu fragen, und ihr müßt alle fragen, wenn ihr etwas nicht versteht. —

Allerdings mein lieber Heinrich that Selem Recht. So lange die Bosheit den Schleyer um hat, durch den der Mensch nicht völlig, durch den allein der Allwissende sehen kann, muß der Mensch schweigen und harren, bis der Unglückliche selbst diesen Schleyer fallen läßt. Als dann warne er, alle Gute, haße aber nie dabey den, der vielmehr unser Mitleid verdient, daß er so lasterhaft seyn kann. Es ist gefährlich, ja wider das menschenfreundliche Gesetz des sanften Jesus, auf bloßen Verdacht jemanden zu beschuldigen. Doch kann so ein Verdacht sehr gut benutzt werden, und er muß es werden, denn wir müssen nun nachspüren, ob wir ihn zur Gewißheit reifen sehen. Und dann ist's Pflicht, jedem gemeinschädlichen die Macht zu schaden, aus den Händen zu winden, und das nun so viel mehr, wenn der Unglückliche so einen großen Einfluß hat, als Hamir —

Selem schwieg also lange.

Aber endlich als er Beweis zu haben glaubte, wollt er auch nicht länger schweigen. Kamir hatte einmal so ziemlich offenbar seine Larve wegs geworfen. Die Sache verhielt sich so:

Es schien als ob bald ein Krieg ausbrechen würde. Der König brauchte Soldaten. Da wurde nun auch der Sohn einer alten Wittwe zum Soldaten, und zwar wieder seinen Willen gemacht. — So bald die Mutter es erfuhr lief sie zum Kamir. Er ließ sie zweymahl umsonst gehn, und das dritte mahl sehr lange warten —

Kötger.

Warum that er das?

Gottlob.

I — er mag wohl was zu thun gehabt haben, du meinst wohl daß ein geheimer Rath so wenig zu thun hat als wir —

Jeronimus.

Ich kanns wohl denken, warum er sie warten ließ, aus Stolz, oder Bequemlichkeit.

„Uebereile dich nicht in deinem Urtheil, lieber Jeronimus. Ich weiß du bist dem Kamir nun einmal böse, und“ —

Jeronimus.

Ja wer könnt auch so'n bösem Mann gut sein. Wenn er sich nur in die Stelle der armen Frau gesetzt hätte — aus dem Bett hätte er aufstehn, und helfen sollen, und wenn er mitten im Fieber gewesen wäre.

„Alles wahr, mein Lieber! Indes kann Gotts lob doch auch Recht haben, und dann vergiß“

„es“

“es nicht, im Urtheil selbst über den, gegen
 “welchen wir mit Recht aufgebracht zu seyn glau-
 “ben, müssen wir uns nicht übereilen — Warum
 “wohl nicht Heinrich?” —

Heinrich.

Weil er doch was gutes an sich haben kann.
 “Richtig, und kein Mensch ist so sehr laster-
 “haft daß er nicht von diesen guten Seiten, eine
 “hätte, aber was meinst du lieber Fritz, ist das
 “Gute das ein Böser zuweilen thut auch gut?” —

Fritz.

Freylich! gut ist immer gut — das gemein-
 nützige bleibt immer gemeinnützig. Die Quellen
 woraus es fließt, dürfen wir nicht untersuchen —
 wenn wir nicht ein besonderes Recht dazu haben.
 Das haben Sie uns selbst gesagt — *)

“Na, Kaintr ließ die arme Frau, ich weiß
 “nicht aus welchen Ursachen, zweymahl wieder
 “kommen und das dritte mahl lange warten.”

Es ist mein einziger Sohn, sprach sie — und
 ein Thränenguß unterbrach die Redende. Er
 ist mein einziger Sohn, er ernährt mich, —
 was soll aus mir werden? — O laß ihn mir,
 Gott wird dich dafür segnen, und an deinen
 Kindern es dir vergelten.

Das kann nicht sein, sprach der Harte —
 der König braucht Soldaten. Doch schaffst du
 eine Summe Goldes so will ich sehn, daß ich
 einen andern in seine Stelle schaffe. — Das
 ist

*) Der Mann hatte das gesagt und hinzuge-
 fügt, daß man im Urtheil über sich selbst
 sehr strenge seyn müsse.

ist der Wille des Königs, wer nicht dienen will soll Gold geben; meynt ihr Leute daß so ein Krieg sich mit leeren Händen führen läßt? —

So der Grausame.

Lieber Herr sprach die Wittve, und weinte, rang die Hände, wie kann ich Gold geben? wir haben nichts mein Sohn und ich als was wir mit unsern Händen verdienen, und das reicht nur immer auf einen oder zwey Tage hin. —

Gott weiß ich kann nicht —!

“So kann ich auch nicht, antwortete Kamir, “kehrte sich um, und ließ sie stehen.”

Alle.

Pfuy! — o der böse Kamir! — so unheimlich sein können!

Stelt euch vor meine Kinder, wenn einer mit den Wogen des Meers kämpft, sich noch anklammert an ein leichtes Bret, wie muß dem wohl zu muthe sein, wenn er diese seine letzte Hoffnung sich zu retten, verliert? — und dann könnt ihr einen Blick in das zerrissene Herz dieser Kummervollen thun, und wißt wie ihr zu Muth war. —

Rötger.

Ich wüßte wohl was ich gethan hätte, wenn ich in ihre Stelle gewesen wäre. — Ich wär gerade zum König gegangen.

Fritz.

Ja, das geht auch, zu mahl im Morgenlande, da lauft's sich auch nur so zu —

Rötger.

Rötger.

Warum nicht? — weiß du nicht was der Lehrer sagte, König ist Vater, Unterthanen sind Kinder, und ich kann immer mit meinem Vater sprechen, wenn er keine Geschäfte hat.

Fritz.

Ja, — aber hör Rötger! du erinnerst dich nur nicht was wir in der Geographie hatten, bey Asien.

Rötger.

O eben so gut als du. Von China zum Exempel, wo der Kayser so mächtig ist, ein gelbes Kleid trägt *), so eine starke Leibwache hat, und sich äußerst selten von seinen Unterthanen sehen läßt, wie er denn überhaupt sehr despotisch regiert — und von Monomotapa — doch das gehört zu der Küste von Caffern in Africa — gehört hier nicht her. —

Fritz.

Freylsch wohl, denn wir sprachen von Asien. Und der Kayser von Monomotapa soll sich auch alle Tage, wie man sagt, im köstlichen Schmuck von Edelsteinen und güldenen Ketten dem Volk zeigen. Also zum König im Morgenland, das ging nicht, ich wäre zum Selem gegangen, der war so ein guter Mann, — wenn ich die Frau gewesen wäre.

Jeronimus.

Ich auch. Und zu dem hatt' er ja gleiche Gewalt mit dem Kamir. —

“Und

*) welches niemand als er und seine Familie tragen darf.

“Und seht meine Lieben, das that sie auch. Tiefer Kummer und die Sprache des gepreßten Herzens bedürfen nicht viel Ausdrucks. Die unglückliche Mutter klagte dem Selem ihr Leid.” —

Liebe Frau sprach er, du darfst mich. Ich will dir das Gold leihen, bring es dem Kamir, und wenn dein Sohn kann, mag er mir's wieder erstatten.

Ihr könnt leicht denken, Kinder! wie die Frau sich freute. Sie eilte mit ihrem Golde zum Kamir. Gut sprach er, morgen soll dein Sohn bey dir seyn.

Alle.

O! — schön! brav!

“Selem wählte hier nach seiner Meynung den sichersten Weg. Freylich hätt er mit dem Monarchen reden und sich diese Kosten ersparen können, aber er kannte, wie ihr wißt, die Uebermacht des Kamir und seines Anhangs.” —

Aber schwärzere Anschläge brütete noch die Seele des letztern. Er beschloß den adlen Selem zu kränken, und wenn er das Herz einer zärtlichen Mutter auch zerreißen sollte. Im Taumel der Freude hatte die Wittwe ihm gesagt, woher sie das Geld habe. — Jetzt ist er einig mit sich, er will weder den Sohn, noch das Geld zurückgeben.

Wir ist es unbegreiflich, wie es solche Menschen geben kann. Sie müssen ganz Gottes
und

und seiner Vergeltung vergessen haben, sonst könnten sie ohnmöglich so etwas beschließen, ausführen.

Wohl euch, meine Besten! wenn ihr euch eben so wohl als ich, nie davon, bey ähnlichen Erfahrungen, Begriff machen könnt, wohl euch, wenn der Abscheu, den ihr eure Mienen ausdrücken, beständig bey euch bleibt, wohl euch, wenn ihr stets Muth genug habt, diesen Abscheu zu äussern!

“Der Morgen und der Mittag des folgenden Tages vergingen, und kein Sohn flog in die nach ihm sehnsuchtsvoll ausgebreitete Arme der Mutter.” —

“Doch ist! — Hier kommt ein Slave vom Kamir. Die Wittwe soll schleunig zu ihm kommen. In der süßen Hoffnung, da ihren Liebling wieder zu finden, ans Herz zu drücken, eilte sie was sie konnte.” —

Gottlob.

Die arme Frau! Mir ahndet nichts gutes! — — —

“Kamir trat herein. Vorher hatt’ er sein Gesicht in solche Falten zurecht gelegt, daß es Betrübniß ausdrücken sollte.”

Fritz.

Der Heuchler! Da nahm er eine schöne Maske vor ein heßliches Gesicht. Betrübniß fühlen, mit dem der betrübt ist, das ist schön — aber sie affectiren wollen — Psuy! der Heuchler!

“Brav, Fritz! — Aber ich muß hier noch eine Anmerkung machen. Es giebt kleine Leute,
“die

“die das auch meisterlich können, und hier wie:
 “berhohl ich von ganzem Herzen dein: Psuy
 “die kleinen Heuchler! — Man sieht es gleich
 “bey Kindern was Verstellung ist! Und das
 “ist der erste Schritt durch und durch ein Heuch-
 “ler zu werden. Ihr wißt was Miene seyn
 “soll und muß.”

Jeronimus.

Ja, Abdruck von den Empfindungen unse-
 rer Seele. —

“Wahr, nun wie diese sind, so müssen auch
 “jene seyn.”

Wieder auf dem Kamir zu kommen: Er
 hatte also, als er zur Wittwe herein trat, sein
 Gesicht in solche Falten zurecht gelegt, daß es
 Betrübniß ausdrücken sollte.

Mit gedämpfter Stimme hub er an: Ar-
 mes Weib, ich kann dir weder deinen Sohn
 wiederschaffen, noch dir dein Geld wiedergeben.

Ein Blick, der dicht vor ihr eingeschlagen,
 wäre der Armen nicht so schrecklich gewesen,
 als diese Worte.

Raum hatte sie Kraft genug ihn anzuhören.

Dein Sohn ist davon gelaufen, fuhr er
 fort, ich habe ihm nachgeschickt, aber er ist
 nirgend zu finden: dein Gold muß ich nun an-
 wenden, um einen andern in seine Stelle zu
 schaffen.

Großer Gott! — das war's auch alles was
 die Frau heraus pressen konnte.” —

Es dauert mich, sprach der Heuchler, aber
 ich kann's nicht helfen, — und so verließ er sie.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Fortsetzung des ersten Abends.

Betäubt, und ohne selbst recht zu wissen, was sie that, schlich sie abermal zum Selem. Menschenfreundlich nahm er Theil an den Kummer, den sie vor ihm ausschüttete. — Die ganze Sache ist mir verdächtig, rief er endlich aus, kann Rath geschafft werden — ich will, will sie alle aufbieten, die wenigen Kräfte, die ich habe, dir zu helfen.

Selem hielt Wort. Er erkundete sich genau, erfuhr, aber nur nicht eben aus den sichersten Nachrichten, in der Nacht sey ein Jüngling auf ein Schiff gebracht worden, welches eben im Begriff gewesen wäre, nach Tripolis unter Segel zu gehn. Der junge Mensch sey sehr traurig gewesen, — und weiter konnte er nichts entdecken, keine Spur weiter konnte er finden, dem Geheimniß der schwarzensten Bosheit nachzuspüren.

“Halt! — ihr wißt doch wo Tripolis liegt?”

Am 9. October 1782.

B

Rötger.

Rötger.

O ja! in Africa, in der Länge am Meer hin, es ist eine Republick, worüber der türkische Kaiser Schutzherr ist. Es heißt Tripolis di Barbaria, weil es zu der Barbarey gehört, und damit man es von Tripolis di Soria in Asien unterscheiden soll. Die Einwohner sind größtentheils Mohren und Araber, die sich von der Seeräuberey nähren.

Der Freund.

Gut. — Also

Rötger.

O ich weiß noch was von Tripolis, was wir in der Naturgeschichte lernten, soll ich das nicht sagen?

(Rötger erhielt die Erlaubniß, und fuhr fort:) Zu den Ton Erden gehört auch die Triepelerde, woraus die Goldschmiede und andere Handwerker ihre Formen machen, und womit sie ihr metallisches Geräthe polieren. Ehedem grub man diese Erde nur in der Barbarey, bey Tripolis, daher sie auch wohl den Namen bekommen. Jetzt reißt man so weit nicht mehr, man findet sie auch an andern Orten.

Heinrich.

Ja, und die Neapolitanische soll die Beste seyn.

Der Freund.

Ich freue mich, daß ihr das behalten habt!

Die Andern.

O ich hab's auch gewußt, ich auch! — ich auch! —

Der Freund.

Ja — das glaub ich gerne.

Aber

Aber nun weiter! — Was war für Selem zu thun, der so gerne helfen wollte? Der höchste Grad der Wahrscheinlichkeit war da, daß Kamir, dessen Charakter ihm verdächtig war, eine Frevelthat begangen habe. Vom Jüngling wußte man, daß er seine Mütter unaussprechlich liebe, daß er Muth habe zu leiden, — und der Ort wohin das Schiff segeln sollte, wenn anders der darauf gebrachte Jüngling, der Sohn jener Wittve war — welches Selem denn auch fast gewiß glaubte — dies alles entschied zum Nachtheil des Kamir.

Aber der höchste Grad der Wahrscheinlichkeit ist noch immer keine Gewißheit.

Doch dem ohngeachtet that Selem alles, was er als redlicher Mann thun mußte. Bey der ersten Gelegenheit erzählte er die Geschichte dem Monarchen; erzählte sie ihm ohne Bitterkeit gegen den Kamir, ohne von seinem großen Verdacht wider denselben, ein Wörtchen fallen zu lassen.

Der König redete mit Kamir über diesen Vorfall, aber Beweise fehlten, Kamir wußte sich vor dem König, denn der war ja nur ein Mensch, ganz befreundend zu stellen, um sich zu rechtfertigen, — und die Sache war aus. Der Monarch gab der betrübten Frau das Gold wieder, sie brachte es zum Selem, der schenkte es ihr. Lebe davon, sprach er, und melde dich bey mir wenn dies fehlt. So lange ich habe, sollst du nicht darben. — Wie gefällt euch der Selem, Kinder?

Alle.

O schön — so gut —

B 2

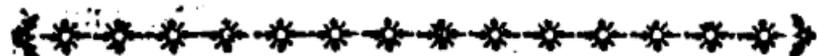
„Nun,

“Nun, hier fällt vor's erste der Vorhang.
 “Die Wittwe beweinte den Verlohrnen, und
 “bat Gott oft mit heißen Thränen — Sieb ihn
 “mir wieder! doch nicht wie ich will, wie du
 “willst. Kamir blieb lasterhaft — Aber bey uns
 “fern guten Selem machte diese Geschichte sehr
 “große Veränderungen, die ich euch künftig
 “erzähle.” —

Alle.

O! schon aus!!! — —

(Ende des ersten Abends.)



Zwenter Abend.

Fortsetzung der Erzählung vom Selem und Kamir.

Der Freund.

Ihr erinnert euch noch, lieben Kinder, hub
 der Mann diesmal seine Erzählung an, daß
 Selem gleiche Ehrenstelle, folglich auch einer-
 ley Geschäfte mit dem hatte, dessen Namen ich
 kaum mehr aussprechen mag. Zwey Leute, von
 so entgegengesetzter Denkart, schicken sich nicht
 gut beyssammen. So sehr Selem den Frieden
 liebte, so konnt' er doch oft nicht umhin, in
 seinen

einen heftigen Wortwechsel mit dem Kamir sich einzulassen.

Selem hatte immer Recht — aber Kamir siegte, denn er hatte Anhang: Mächtige reiche Freunde setzten durch, was er beschloss. Nie ihren Augen mußte der König, der nicht der Scharfsichtigste, obwol sehr adles Herzens war, sehen, und sie mahnten ihm die Sache vor, nicht wie sie war, sondern wie er ihren Absichten gemäß, sie sehen sollte. —

Da dachte nun Selem, ich habe eine Frau die ich liebe; einen Sohn der meine Freude ist. Diesen Lieben und mir selbst bin ich auch Pflichten schuldig. Freylich geht das Vaterland vor, — aber so lang' es so bleibt wie's ist, kann ich ihm doch nicht nützen. Mein Leben verkürz ich mir, schweigen kann ich nicht zu — manchem! und mein Geschrey kann bey der Macht und Wuth meiner Feinde bald meiner Gattin, und meinem Sohn, Gatten und Vater rauben. — Auch war er müde des Geräusches, das den Geist betäubt, aber nie befriedigt, und in dem nur der Schwachherzige Freude finden kann.

Er bat also den Monarchen, daß er ihm erlauben möge, seine Titel und Aemter niederzulegen, sich vom Hofe zu entfernen, doch wolle er auch dann nicht aufhören, so viel ihm möglich, für das Beste des Reichs zu sorgen. —

Der König erlaubt' es ihm ungerne, aber er hatte ihn so lieb, daß er seinen dringenden Bitten endlich nachgeben mußte.

Einige Meilen von der prachtvollen Stadt des Monarchen stand an einem Hügel, ums

pflanzt, (als ob's im Walde läge) umpflanzt mit schattigen Bäumen, ein friedliches Häuschen.

Ein Bach floß da, hier ging die Aussicht über bunte Fluren, o! es war Sonne, Zufriedenheit und Freude hier zu leben.

Bequem und gut war das Haus, aber nicht prächtig.

“Was bedarf es der Pracht in einer Herrberge, pflegte Selem zu sagen.” —

Fritz.

Das wußt er von den Aegyptiern! —

Der Freund.

Wie so Fritz?

Abtger.

Ja die pflegten ja ihre Grabstätte prächtiger zu bauen, als ihre Häuser, sie pflegten die erstern ewige Wohnungen zu nennen.

Der Freund.

Wohl uns, Kinder, daß wir es sicherer, besser, vester wissen, daß jener Ausdruck nur halb paßt. Ich nenne doch in der That das Behältniß, worinn ich meine Kleider bewahre, keine Wohnung.

Und was bewahrt das Grab anders als unser Kleid?

Wir, wir selbst, unser eigentliches Ich,

Gottlob.

Unsre Seelen,

Der Freund.

Recht! haben, wenn wir brav und gut waren, eine ewige Wohnung, die nicht Menschen

schen

sehen Hände erbauten, eine Wohnung, schöner als die wunderschöne Erde Gottes.

Heinrich.

Und wenn wir böse waren,

Der Freund.

Wer wollte das seyn? Und denn macht unser Gewissen uns jeden Ort zur Hölle.

Jeronimus.

Aber wir sind ganz vom Selem abgekommen.

Der Freund.

So gleich!

Hinter diesem Hause war auch ein Garten, Menschenhand hatte wenig drin gekünstelt. Natur hatte ihn gebildet, und Natur bildet einsältig, schuldlos und herrlich! — O Kinder! habt Sinn für Natur!

Da meine Theuren wollen wir wohnen, sprach Selem zu seiner Gattin und zu seinem Sohn. Als der Frühling anbrach, zogen sie hin, und lebten unaussprechlich glücklich.

Indeß die Aedlen dahin ziehen, wollen wir, liebe Kinder, noch einmal zum Kamir zurückkehren, Ihr kennt ihn als einen Bösen, und ich mögte wol Eure Meynungen hören, wie Ihr glaubt, daß es möglich gewesen ist, daß er hat so lasterhaft werden können?

Heinrich.

Er ist wol nicht gut erzogen worden?

Rötger.

Oder seine Eltern waren böse?

Fritz.

Oder er wurde verführt?

Der Freund.

Alles nicht, meine Lieben. Seine Eltern waren tugendhaft, und suchten jede gute Neigung in ihn zu verpflanzen. Sie wachten, daß er nicht verführt wurde — Aber der Unglückliche verführte sich selbst.

Sich selbst verführen heißt, seiner Neigung den Zügel schießen lassen, ohne Aufmerksamkeit auf sich selbst handeln. Das that er einigemal. Seine Eltern entdeckten's nicht, und wenn sie's entdeckten, so hatten sie seinem Willen nichts als Ermahnen, Bitten, Strafen entgegen zu stellen.

Wenn das nun aber der Knabe oder Jüngling nicht achten will, so wurzeln böse Leidenschaften so tief ein, daß sie selten, oder schwer auszurotten sind.

So brachte also Kamir Geld- und Ehrgeiz mit ins männliche Alter.

O Kinder! hier schreibt euch in's Herz, daß ihr von nun an keinen andern Willen haben wollt, als den Willen eurer Eltern, macht euch den Gehorsam zur Freude, zur Ehre! Verheißt nie eure Leidenschaft, jedes Lispeln derselben entdeckt, man wird euch lenken, — hin! zur Weisheit, (oder zur Wahl des Besten) hin zum Glück! —

Selen vertheilte nun seine Zeit unter ländlichen Geschäften, die mehreste verwand er auf die Bildung seines Sohnes.

Zuwei-

Zuweilen kam der Monarch zu ihm, und verließ ihn nie ohne Sehnsucht. Der Glanz, die Flittern um ihn, hatten ihn nicht so geblendet, daß er's nicht auch hätte fühlen sollen, daß wir der Gottheit uns nähern, wenn wir sie in der Natur kennen lernen.

Auch die Redlichen des Hofes besuchten Selem, — die Kamirs kamen nicht.

So verstrichen fünf Jahre.

Einstens, (es war schwüle Mitternacht, sehr finster, und ein heftiges Donnerwetter wüthete,) wurde heftig gerocht an der Thüre des Selems.

Wahrscheinlich ein Reisender, der Schutz vor dem Ungewitter sucht, dachte Selem, und öffnete menschenfreundlich die Thür. Er erblickte einen sehr alten Mann, der einen jungen Menschen bey sich hatte.

Was führt euch in einer solchen Nacht zu mir? fragte Selem.

Ihr sollt alles erfahren, erwiederte der Greiß, — wir waren auf dem Weg zu Euch, uns verspätete das Ungewitter.

Seyd mir willkommen, sprach Selem, führte sie in ein Zimmer, und setzte ihnen Erfrischungen vor.

Selem konnte seine Begierde zu wissen, wer diese Fremdlinge wären, nicht länger unterdrücken.

Wenn ichs wissen darf, lieber Greiß, redete er den Alten an, so sagt mir doch, wer ihr seyd? Der Fremdling erwiederte, erstlich bin der, wovon ihr mich anseht, ein Greiß, der schon achtzimal den Frühling wiederkommen

sah. Sonst hat meine Geschichte nichts Besonderes. Ich habe gearbeitet, mich gefreut, — auch oft leiden müssen, und nun hatt ich nach meinem langen Abend, der Nacht, aus der ein lieblicher ewiger Morgen mich erwecken wird.

Adher farbten sich bey diesen Worten des Alten blasse Wangen, und sein Gesicht glühte.

Warum aber, antwortete Selem, setzt ihr euch an diesem Abend eures Lebens noch den Mühseligkeiten der Reise aus.

Um desto ruhiger einschlafen zu können, war die Antwort, ja Herr, ich halte viel auf gute Thaten, und ich glaube eine vollbracht zu haben.

Seht diesen Menschen! Wider seinen Willen raubte ihn vor fünf Jahren der Krieg aus den Armen seiner Mutter! die vielleicht vor Kummer gestorben ist.

Ich weiß es sicher, daß er redlich seine Pflichten als Soldat erfüllet, seine Rechtschaffenheit hat mich für ihn eingenommen. In dem Städtchen, worin er zuletzt überwinterte, hatt' ich ein kleines Häuschen. Ich selbst hatte mir es erworben, — und Kinder und Verwandte habe ich nicht. Er wohnte bey mir.

Wenn nun dieser gute Junge so oft und rührend von der Noth der Mutter sprach, wenn mich sein Vertrauen auf Gott, seine gänzliche Hingebung in die Leitungen des Allweisen, sein Herz offen und gut, entzückte, dann pflegt ich oft zu mir selbst zu sagen: Du bist alt, und wirst bald sterben, niemand wird dich beweisen, und ich weiß nicht Herr, ob ich Recht habe,

habe, der Gedanke nach dem Tode beweint zu werden, hat stets so viel Süßes für mich gehabt. — Und kurz, allmählich reifte der Entschluß, meine Habseligkeiten ihm zu schenken, den geraubten Sohn der Mutter wieder zu geben, mit ihm zu ziehen, — von ihm mich ernähren zu lassen, (und das kann er, guter Mensch wird uns das mir noch Uebrige seyn,) und dann in seinen Armen einmal einzuschlafen. — Er sträubte sich lange, Liebe zur Mutter und meine Beharrlichkeit machten ihn endlich folgsam, ist sind wir am Ende unserer Reise.

Thränen glänzten bey dieser Erzählung des Alten dem Selem und dem Jüngling ins Gesicht, der Letztere stürzte dem Greiß in die Arme.

Rötger.

Das ist gewiß der Sohn der alten Wittwe, von dem wir das letztere mahl hatten.

Der Freund.

Richtig. — Heimlich hatte ihn Kamir wegsbringen lassen. Jetzt entdeckte sich dem Selem alles, was wir muthmaßeten.

Fritz.

Nun eilte er doch wol zum König, und lehrte ihn den Heuchler kennen?

Der Freund.

Gedult Fritz, du weißt es ist Mitternacht, Selem führt die Reisenden zur Ruhe, und er bedarf auch selbst derselben.

Jetzt

Jetzt ist's Morgen. Unsere Reisende sind schon auf dem Wege, und Selem begleitet sie. Nun sind sie in der Stadt, und zu wem meynt ihr daß ihr erster Weg geht?

Alle.

Zur Mutter! — —

Der Freund.

Nichtig! zur Mutter, aber nicht der Greiß und der Sohn! Selem allein. Er wollte sie erst vorbereiten, damit die plößliche Freude ihrer Gesundheit nicht nachtheilig würde. Er fand sie, aber ach! in welchen Umständen! Kinder, die wenigsten Menschen, und auch Ihr, die ihr alles habt, was ihr bedürftet, könnt euch einen wahren Begriff machen, von der Noth, die in den niedern Hütten unserer Mitmenschen so oft herrscht. Mein Rath wäre, wir betrachteten sie zuweilen recht in der Nähe.

Dann würden wir bey unsern vollen Schüsselfen, an ihren Brodmangel, bey unsern warmen Stuben, an ihre Kälte, auf unserm weichen Lager, an ihren Strohhausen, bey unsern guten Kleidern, an ihre Lumpen denken, und — sie verachten?

Jeronimus.

Pfuy! Herzliches Mitleiden mit ihnen haben, ihnen helfen, wenn wir könnten.

Der Freund.

Ja, Jeronimus! und unser Glück als uns verdiente Wohlthat Gottes ansehen, denn wir haben

haben ja alle einen Vater, der die zeitlichen Güter verschieden zum Glück des Ganzen austheilt.

Jeronimus.

Das ist wahr.

Wenn wir alle gleich viel hätten, würd's schlimm aussehen. Keiner würd das Feld bestellen, keiner uns das Nothdürftigste machen. —

Der Freund.

Und so würden wir alle hungern, entbernen, uns nicht lieben. Durch diese ungleiche Austheilung der Glücksgüter zieht Gott also das Band der Liebe und Freundschaft unter uns Menschen enger. — Aber warum leidet ihr nicht, hungert, dürstet ihr nicht?

Seyd ihr daran Schuld? Womit habt ihr's verdient, daß ihr nicht Noth leiden dürft?

Alle.

Mit nichts!

Der Freund.

Meine Kinder, es ist Gottes freyes Geschenk. Bedenkt das oft, dankt ihm davor, und seyd treue Haushalter mit denen euch verliehenen Wohlthaten eures Schöpfers.

Last Euch's nicht reuen, daß wir von der unglücklichen Mutter auf diese Betrachtungen gekommen sind, ich wollt euch ja bey jeder Gelegenheit zum Schöpfer führen, und euch Dankbarkeit, Liebe, seelenvolle Anbetung einflößen. Mein Zweck ist erreicht, wenn diese Betrachtung auf euch wirket.

Selem

Selem bereitete also die Mutter vor. Als er sie gesetzt genug fand, rief er den Sohn und den Vater desselben. Der Erste pflegte ihn seit der Zeit, da er so viel für ihn that, stets so zu nennen.

Ich kann euch dieses Wiederfinden nicht schildern. Sie hatte genug, daß ihr Sohn noch lebe. — Bald kam zur Erzählung. Wie sie seinen Erretter ansah, dankte, weinte — ja Kinder, ihr wäret würdig gewesen es zu sehn, wenn ihr statt meiner das so voll und lebhaft darzustellen könntet.

Selem war Willens, diese ganze Sache dem Fürsten zu erzählen, der adle Jüngling verbat es —

Aber Pflicht war's für Selem, sein Vorhaben auszuführen.

Der gute Monarch erkannte den Heuchler. Er blieb, weil Selem selbst bat, was er war, aber seine Macht, sein so großer Einfluß wurde eingeschränkt, — und nun kein Wort mehr vom Kamir.

Selem starb, lebensfroh, in seiner ländlichen Wohnung. Der wohlthätige Greiß war vor ihm hingewallt und die Mutter, ihr Sohn lebte glücklich. Der Fürst machte die Ungerechtigkeit, die ihm widerfahren war, gut! und Kinder, die Geschichte vom Selem und Kamir ist aus.

Noch will wir noch Zeit übrig haben, will ich euch eine kleine Erzählung in Versen vorlesen. Sie heißt: Fritz mit dem Käfer. —

Fritz.

Fritz.

Gilt mir das?

Der Freund.

Jetzt nicht! Aber wenn ich einmal das von dir sehen sollte, was ich von einem andern sah, dann dir, und allen! aber das werd ich nie!

Ihr wißt, wir sind auch Thieren Hochachtung schuldig, wer sie quälen könnte, ohne daß sein Herz dabey schlägt — den magt ich nicht zum Freund haben;

Und wer nachdem, was Ihr wißt, es wagte, den würd ich verabscheuen, wie ich jeden verabscheue, der unverschuldetes Leiden verursachen kann.

Nun, die Erzählung:

Fritz mit dem Käfer.

So — punctum nun hinaus aufs Feld,

Der Abend ist so schön,

Nun will ich Thierchen groß und klein,

Im Mondesglanze sehn.

Da kommt der schöne Mond schon her.

Willkommen lieber Mann!

Wie man dich und die Sternelein,

Doch nie genug sehen kann.

Dies sagte Fritz, und sprang ins Feld,

Und freute herzlich sich,

That recht daran, — mach du's auch so,

Erst lern'! dann freue dich.

Stand'

Stand' da ein kleiner Apfelbaum,
 An dessen Stämmchen kroch
 Ein brauner Käfer sorgelos,
 Der nicht von hinnen flog.

Gleich war nun unser Fritzen da,
 Komm her du Räuber, her,
 Empfang den Lohn, denn du zerfrißt
 Mein Bäumchen gar zu sehr.

Er nahm das Thierchen, band am Fuß
 Ein seidnes Fädchen ihm,
 Und wann es angstvoll aufwärts flog,
 Wollt er's herunter ziehn.

Es flog — er zupfte, — und das Bein
 Am Fädchen riß — Da sprach
 Der Käfer? — Nein, des Knaben Herz,
 Als sprach's dem Käfer nach.

Denk, ich sey Mensch! und Käfer du,
 Dich hungerte wie mich,
 Und weil du deine Nahrung suchst,
 Nur darum quält ich dich.

Wiß es! Ein Gott hat uns gemacht,
 Quäl ja kein Thierchen mehr.
 Ach! wüßtest du, wie weh mir's thut,
 Mein Füßchen, ach! so sehr.

Fritz ließ den Käfer, doch für ihn
 War alle Freude hin.

Saß Kinder, was sein Herz ihm sprach,
 Ja vest in Eurem Sinn.

(Ende des zweyten Abends.)

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Dritter Abend.

Aegyptisches Gericht über die Kinder.

Der Freund.

Es ist Fabel meine Kinder, was ich euch heute erzehle. Aber ich denke, es soll sehr lehrreiche Fabel sein. Ich führe euch auf einen Schauplaz, wo ihr Kinder handeln, Kinder beurtheilen seht, und ich weiß, das ist für euch, liebe Kleine, das angenehmste Vergnügen.

Auch werden euch die Richter gefallen. Alte, weise, ehrwürdige Männer, die voll Weisheit und Billigkeit urteilen, belohnen und bestrafen.

Eben so wenig werdet ihr den Eltern die hier vorkommen, euren Beifall versagen können, denn sie haben eine vernünftige Liebe für

ihre Kinder, eine Liebe, die ihnen bei den Fehlern derselben, nicht die Augen verschließt, eine Liebe, die vorzüglich dadurch sich äußert, daß sie die Lieblinge ihres Herzens zu vervollkommen, oder zu bessern sich bemühen.

Und endlich die Kinder selbst, denen euer Herz schon den Kranz reicht, noch eh' die Richter es thun, wie theuer werden sie euren Herzen, wie unvergesslich euch werden!

Ehe wir weiter gehn, muß ich euch doch vorher vor allen Dingen sagen, wie ich auf den Einfal gekommen bin, ein aegyptisches Gericht über die Kinder zu halten.

Jeronimus.

Ich glaube wir wissen es schon, nicht wahr? von dem aegyptischen Gericht über die Todten?

Der Freund.

Ja, meine Kinder! aber wie verhielt es sich denn mit demselben?

Die guten Kleinen wußten es alle. Wolten gerne alle antworten, — der Freund ließ einen nach dem andern reden.

Jeronimus.

Wenn in Memphis, und das war die Hauptstadt in Aegypten, eine Leiche begraben werden sollte, so versamleten sich vierzig Richter am See Moeris, worüber sie gefahren werden mußte.

Heinrich.

Ja, und denn fragte der Oberpriester: Will auch jemand diesen Todten über etwas verfla-

klagen? Und ein jeder auch der Geringste durfte dann auftreten, und anklagen, und wenn der Todte auch noch so vornehm gewesen war.

Rötger.

Das mußten sich ja selbst die Admige und Admigen gefallen lassen — und

Friz. (ihn unterbrechend.)

Nun muß ich reden! — Konnte man beweisen daß der Verstorbne lasterhaft gewesen war, oder daß er Schulden nachgelassen habe, die von seinen Besizzungen nicht bezahlt werden konnten, so wurd er nicht begraben.

Gottlob.

Wo blieb man denn mit ihm?

Friz.

Seine Anverwandten mußten ihn im Hause behalten, bis daß ihm seine Vergehungen verziehen, oder seine Schulden bezahlt wurden.

Burde einer gar nicht angeklagt, oder besanden die Richter, daß eine Anklage falsch war, so wurd' er mit Ehren begraben.

Der Freund.

So war's! — Und Ihr erinnert euch noch, daß die Verwandte eines Verstorbenen, bey dieser Gelegenheit ausführlich seine Tugenden erzählten. Aber bei diesen Lobreden, gedachte man mit keinem Wort, der Herkunft. Alle Aegyptier hielten sich für gleich adel. Vorzüglicher Adel war bei ihnen der Vorzug, rühmlicher Eigenschaften und Handlungen.

Eine solche scharfe Untersuchung, machte einem großen und heilsamen Eindruck bei den Lebenden. So sahen sie es ein, daß allein Tugend Werth habe, — Tugend die auch nach dem Tode bleibt.

Nun fuhr der Freund fort, dieses Gericht über die Todten, veranlaßte mein Gericht über Kinder.

Wir wollen also annehmen, jenes Gericht sei abgeschafft, und dieses an dessen Stelle eingesetzt worden, und dann verhielt sich die Sache so:

Die weisesten Männer zu Memphis sahen es ein, daß die Erziehung der Kinder, auch zu den öffentlichen Sorgen für den Staat gehöre. Sie setzten daher ein Gericht nieder, welches aus Vätern bestand, denen man Weisheit, Gedult kurz die bestmögliche Einsicht zu diesem wichtigen Geschäfte zutraute.

Vor diesem Gerichte durfte ieder Vater erscheinen, und reden von den Tugenden, und Lastern seines Sohnes.

Von seinen Tugenden: die man erst untersuchte, und wenn man sie ächt und lauter befand, und dem Hoffnungsvollen einen Kranz zur Belohnung und Aufmunterung geschenkt hatte, so wurde der Knabe in's Buch der Tugendhaften, geschrieben, und nur denen, die in diesem Buche standen, wurden nachher die wichtigsten Aemtern zu Theil.

Von den Lastern: damit man den Eltern Anweisung zur Ausrottung derselben geben konnte,

te, oder endlich wenn alle Besserung vergebens schien, den Knaben ins Buch der Lasterhaften trüge, das ihn, so lang man seinen Namen hier fand, von allen Aemtern in Zukunft ausschloß.

Auch den Müttern stund dieses Gericht offen. Denn auch für Mädchen hatte man Kränze, und ein Buch der Tugendhaften und Lasterhaften.

Vernünftige Eltern freuten sich über diese Einrichtung recht sehr. Unvernünftige waren damit gar nicht zufrieden. Da diese ihren Kindern alles erlaubten, was die kleinen Toren nur wolten, in welcher Verlegenheit waren sie denn nicht, wenn ein Gerichtstag kam? Das erstemal wurde dieses Gericht auf das feierlichste angekündigt.

Das ganze Volk wurde eingeladen, Teil an einer Einrichtung zu nehmen; die das Glück der izzigen Zeiten, das Glück der Nachwelt befördern sollte.

Seht Kinder, schon stürzt das Volk von allen Seiten zusammen, die Richter versammeln sich. Auf dem öffentlichen Platz wo dieses geschah, war ein erhabner Ort den bestieg der Oberpriester, stille wurde das vorher so laute Geräusch des Volks, der Oberpriester redete — Doch die Rede können wir nur übergehn.

Alle.

O nein! O nein! Ja nicht!

Der Freund.

Nun so will ich sie lesen, dann an der Tafel

schreiben, Ihr könnt sie dann in euer Quodlibet tragen, auswendig lernen, und sie als Uebung im Declamiren ansehen:

Also! der Oberpriester rebete: —

Seh gesegnet! o Volk!

Und nun vernim die Worte meines Mundes!

Wiß' es, heut ist ein Tag des Bundes.

Für uns, mit ieder fernen Zeit!

Ihr schwört: Das heiligste Bemühen!

So eure Kinder zu erziehen,

Als würdig eures Volks, — als werth der
Ewigkeit!

Sagt an, wer hat die Bäume euch ges-
pflanzet,

Worunter ihr voll froher Wonne tanzet?

Die Schatten, Kühlung, euch verleihn,

Euch Früchte geben? — Der, der sie gepflanzet

Hat unter ihren Schatten nicht getanzet

Der konte nicht sich ihrer Früchte freun!

Ihr pflanzet auch. — Was ist sonst eur
Erziehen?

Nur darum hat die Gottheit Kinder euch ver-
liehen,

Sie, euren Herzen anvertraut:

Damit ihr sie der Gottheit wiedergebet,

Und durch sie in der fernen Nachwelt lebet,

Die dankbar dann, auf euch, die Geber schaut.

Und, ihr o Pflanzen! iunge Menschen,
höret!

Groß ist der Reiz, der eure Sinne töret,

Drum

Drum wacht! — drum folgt! — drum wacht!
 Hier sind die Richter, wägen eurer Tugend
 Sei reich daran, o Volk, sei reich daran, o
 Tugend,
 Schnell ist der Tugend = bald der ganze Lauf
 vollbracht! —

O Kinder! hört auch ihr die Worte
 meines Mundes!

Für euch ist heute auch ein Tag des Bundes
 Mit ieder fernem Zeit! —

Die Gottheit segne denn eur heiliges Bemühen
 Laßt euch zu guten Erdbewohnern ziehen
 Als würdig eurer selbst, des Volks, der
 Ewigkeit.

Ueber unser Abschreiben ist die Zeit das
 hin. — Künftigesmal werdet ihr hören, was
 auf dem ersten Gerichtstag vorgefallen ist.

(Ende des dritten Abends.)

Bierter Abend.

Der Freund.

Ich versprach euch, meine Lieben, heute,
 das was auf dem ersten Gerichtstag vorgefal-
 len ist zu erzählen. Jetzt bin ich hier, um Wort
 zu halten.

Bald nach Anbruch des Tages versammelten
 sich die Richter. Ein ehrwürdiger Kreis, fei-
 erlich und rührend war es ihn zu sehn. —

Jetzt trat ein Mann herein, dessen Gesicht so heiter war, und dessen Herz sich zur Vaterfreude ergoß.

Nachdem er die Erlaubniß zum Reden bekommen hatte, hub er an: "Weise Richter von Memphis, ich kenne die Absicht eurer Zusammenkunft, und schätze sie unaussprechlich. — Ihr fangt die Besserung eures Volks bei den Kindern an, gerade der Standort von dem man ausgehen muß, wenn diese liebevolle Absicht erreicht werden soll!

Doch laßt mich einlenken, ich kam ja nicht euren Bemühungen eine Lobrede zu halten, ich kam, um euch die Geschichte eines achtjährigen Knaben zu erzählen, und dann eur Urtheil über sie zu vernehmen.

Asmor der Sohn eines unserer reichsten Mitbürger, zeiete von den Jahren an, als sein Verstand zu entwickeln sich anfang viele treffliche Eigenschaften des Herzens. Er hatte eine Seele, die alles tief fühlte, jedes Schöne entzückte ihn.

Dabei war er so gehorsam, so willig, so aufopfernd die Freuden seiner kleinen Gesellschafter zu vermehren, aber auch auf strenge beharlich, — wenn er merkte, daß man ihn verleiten wolle, etwas zu thun, was sein innerer Richter mißbilligte.

So konnts nicht fehlen, Heiterkeit und Freude, die beständigen Begleiterinnen der Tugend, verbreiteten sich über sein ganzes Wesen.
Sein

Sein Vater liebte ihn, und wie konnte es anders sein, mit einer Liebe ohne Gleichen.

Aber je mehr wir lieben, desto besorgter werden wir. Obgleich der Knabe nie Anlaß zu dem Verdacht gegeben hatte, daß seine Tugend nicht ganz rein und lauter sein sollte; so quälte doch dem Vater zuweilen der Gedanke, daß daß wohl im Stillen, von Niemanden gesehen, Asmor vielleicht das nicht so ganz sein mögte, was er izt war, da er unter beständiger Aufsicht wandle.

Der Freund.

Die Richter zu Memphis, und der Redende werden mir's verzeihen, wenn ich sie einige Augenblicke im Hören und Reden unterbreche, um euch, meine Kinder, etwas über den letztern Teil der Rede des Mannes zu sagen.

Ich ehre die Besorgniß des Vaters. Noch mehr, ich behaupte, daß alle Eltern und Erzieher die nemliche Sorge haben müssen. Ich gehe noch weiter, und muß euch bitten: *Sie* oft euch selbst zu fragen: Ist meine Tugend auch ächt?

Wenn man in eurer kleinen Welt sich umsieht, so trifft man leider manche Erfahrungen an, die einem Herzen, das Kinder liebt, unangenehme besorgende Empfindungen verursachen.

Wenn man oft Knaben und Mädchen in Gesellschaft ihrer Eltern, Vorgesetzte, und fremder Personen erblickt, so sollte man glauben, sie wären die Folgsamkeit und Sittsamkeit selbst, — Sieht man sie bald nachher, bei den Dienstbo-

ten, oder unter einander, wo sie sich keinen Zwang anzulegen nötig glauben, — in der That man muß oft auf die Gedanken kommen, daß ihr ganzes Wesen sich verändert habe, — und daß dieß nicht dieselben Kinder sein können, die man vorher erblickte.

Woher mag das wohl kommen?

Daher, meine Lieben, daß sie in den tödlichsten Wahn stehen, Tugend sei Zwang, oder Zeremonie, oder Verstellungen, und daß sie nicht wissen:

Man müsse das, was man unter Aufsicht, als unaufrichtig erkennet, auch davor halten, wenn man nicht gesehen wird. —

Aber die Richter von Memphis, und der Redende, scheinen böse zu werden, daß ich sie so lange unterbreche. — Also kein Wort mehr!

Diese Besorgniß fährt der Mann fort, veranlaßte den Vater ihn auf mancherlei Proben zu stellen, die er alle aushielt, und sich neue Lieb' erwarb.

Verschiedene Ursachen nöthigten seinen Vater, vor kurzen, eines Mittags außer dem Hause zu essen. Asmor blieb allein mit einem Sklaven, den aber auch Geschäfte zwingen dem Kleinen, nachdem er ihm sein Mittagmahl aufgetragen hatte, das Haus auf kurze Zeit allein anzuvertrauen.

Es wurde geklopft. Asmor öffnete die Thür. Es war ein Bettler.

Bettler.

Mich hungert so sehr, so sehr. — Hast du etwas

was Geld lieber Knabe, so gib mir, daß ich kaufen, und meinem Sohn, der ist so groß, wie du, was mitbringen lau — ach! er weint so kläglich —

Asmor.

Geld? warte einmal, hier hat der Vater etwas liegen lassen, er wird wohl nicht böse werden, wenn ich dir einen Teil desselben gebe.

Bettler.

Gewiß nicht. Gib Kleiner! — ich muß noch weiter, warum bedenkst du dich?

Asmor.

Höre! ich darf, ich kann dir das Geld nicht geben, denn sieh nur, Mann! der Vater hat mirs ja nicht geschenkt, und er hat mir auch gesagt: Man müsse ja nichts nehmen.

Bettler.

Aber du wendest es doch gut an!

Asmor.

Das wohl, aber ich weiß nicht, es macht mich doch unruhig. Ich wär doch ungehorsam — Du sagst, du wärst hungrig, sieh! eben fällt mirs ein, ich kann dir helfen, ohne ungehorsam zu werden —

Hier ist mein Mittagessen, is, Mann! aber vergiß nicht auch was mitzunehmen.

Der Bettler thats. Aber, sing er während dem Essen an. Nun hungert dich ja selbst!

Asmor.

Freilich wohl — Aber ich eß mich alle Tage satt, und empfang heut Abend schon was wieder, du nicht, und dein armer Sohn auch nicht.

 Bettler.

Sag du nur deinem Vater, du hättest beim Mittagsbrodt weggegeben, er wird dich loben, dir etwas schenken, und — — —

Asmor:

Hör Mann! das thu ich nicht. Mein Vater hat mich oft gelehrt, man müsse Gutes thun, nicht um etwas davor wieder zu haben, man müsse das Gute, was man gethan habe, schnell selbst vergessen: und so bald man es jemanden sage, sei es so gut, als ob man es gar nicht gethan habe.

Bettler:

Nun gut, so will ich morgen wiederkommen, wenn dein Vater zu Hause ist, und es ihm selbst erzählen.

Asmor:

Wenn du das thust, werd ich dir ganz böse. Wiederkommen kannst du! Wenn du nichts von heute erzählst, will ich selbst meinem Vater bitten, daß er dir bessere Kleider giebt, und deinen Sohn was lernen läßt.

Bettler:

Lieber Junge! leb wohl. Ich danke dir, scheuest du dich wohl, einem armen alten Bettler die Hand zu geben?

Asmor:

Scheuen! da hast du sie beide! Hör Mann, sei nur nicht betrübt — aber da seh ich den Sclaven wieder kommen. Leb wohl!

Nicht ein Wort ließ sich der gute Junge weder an den Slaven noch an seinen Vater merken.

Aber der Bettler war vom Vater, der diese Probe mit seinem Sohn machen wolte, abgeschickt worden. Doch noch ein Versuch war dem guten Knaben auf den folgenden Tag aufbehalten.

Erlaubt, weise Richter, von Memphis, daß ich euch auch den erzehle — Die Richter! die ihn bisher mit Vergnügen zugehört hatten, — erlaubten es gerne, und der Mann fuhr fort:

Wenn mein Sohn, dachte der Vater, seinen Lieblingswunsch aufopfern, eines Vergnügens sich entziehen kann, worauf er sich doch schon lange freute, wenn er so weit im Kampf mit seinen Begierden schon siegte, dann trau ihm, — dann verbanne all deine Furcht, jede deiner Besorgnisse!

Er bediente sich zu dieser Probe eben desselben Bettlers.

Es sollte an diesem Tage das Schauspiel für Kinder gegeben werden, welches ihr, weise Richter, um lehrreich sie zu vergnügen, und um ihre Gemüther zu gewinnen, veranstaltet habt.

Die Freude des Nsmor zu diesem Tage war sehr groß. Schon lange hatt' er davon gesprochen, und sich das Glück dieser Stunden, so voll und innig geträumt, daß seine Begierde ungemein gewachsen war.

Er war also, unterbrach der Fremde hier abermal der Redenden, er war also hier, manchem unter euch liebe Kinder ähnlich. Wenn ihr ein Vergnügen vorher wißt, so fehlt gleich die
Lust

Lust zum Lernen, zum Aufmerken. So ist eure ganze Seele voll desselben, ihr spiegelt euch eine kurze Freude so entzückend vor — als ob eure ganze Glückseligkeit von dem Genuß derselben abhinge.

Eure Erfahrung muß euch gleichwohl oft belehrt haben, daß ihr sehr euch täuschtet, daß ihr durch zu große Vorstellung des Kommenden, den Genuß eurer Freuden schwächtet, wenn sie nun gekommen wären.

Das ist nicht weise! Stelt euch lieber stets in allen Dingen zu wenig vor. Denkt, bei eurer gar zu großen Vorausfreude, auch diese Stunden des Vergnügens werden schnell hinfliegen, und ihr seid keiner Freude werth, so bald ihr, um eine künftige zu genießen, den Gebrauch der gegenwärtigen Zeit verabsäumt! —

Der Tag kam, fuhr der Redende fort, und auch der Bettler stellte sich ein. Er traf den Asmor, der Vater war, im Garten.

Bettler.

Hier bin ich wieder, lieber Knabe! Du wollest ja für mich und meinen Sohn, deinen Vater bitten —

Asmor.

Gleich. Warte nur.

Asmor lief zum Garten.

Lieber Vater, sprach er, da ist ein Mann, der hat nicht einmal Geld sich trocknes Brod zu kaufen, und denn sieht er so blaß aus, und ist so hungrig. Er sagte er hat einen Sohn, der so groß ist als ich, und der weint immer vor Hunger.

ger. Weißt du was, lieber Vater! gieb ihm Geld, und einen Rock, und mache du, daß der Kleine was lernt.

Vater.

Wie sehr bedaur ich, daß ich dir diesmal all deine Bitten abschlagen muß, — ich kann nicht.

Asmor. (bestürzt)

Du kannst nicht? — O! — warum nicht!

Vater.

Eigentlich soltest du nie: Warum nicht? fragen, denn du weißt ja wohl, Väter handeln nie ohne Gründe.

Doch diesmal mach's drum sein; ich will dir deine Frage beantworten.

Sieh mein Lieber, ich habe gestern die traurige Nachricht erhalten, daß das Schiff, worauf ich den größten Teil meines Vermögens habe, untergegangen, oder gescheitert ist. Nun hab ich nur eben noch so viel übrig, dich und mich nothdürftig zu ernähren, weggeben kan ich also nicht mehr, wenn wir nicht Beide dasselbe Schicksahl haben wollen, was der arme Mann hat, von dem du mir erzähltest.

Ja, mein lieber Sohn mache dich gefaßt, in Zukunft manches zu entbehren, was du bisher hattest. — Geh, und fertige den Mann ab.

Asmor.

Hör lieber Vater, — Seh ich denn heute das Schauspiel nicht?

Vater.

Water.

Du wirst hingehen mein Kind , vielleicht dein letztes Vergnügen! —

Asmor.

O lieber Water , ich bitte dich recht sehr, soll ich nur dem armen Mann das Geld geben, was das Schauspiel kosten würde, ich hab es hier.

Water.

Bedenke! Du freutest dich so lange drauf, und es ist vielleicht in langer Zeit das Letzte was du sehen könntest.

Asmor.

Dem Armen das Geld, und seinem Sohn, Water! Jetzt freut mich's nur halb, wenn ich's thun darf, morgen wird's ganz, ganz mich freuen.

Water:

Meinet wegen, — aber Kind, dann kannst du nicht — —

Asmor:

Ich weiß wohl Water. Und so lief er, und gab. Jetzt, Water, sprach er, als er zurück gekommen war würd ich ganz froh sein, wenn mir nur nicht bange wäre, daß du traurig bist.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Fortsetzung des vierten Abends.

Water.
Ich bins nicht mein Kind. Ich habe viele Gelegenheit gehabt, die Unbeständigkeit der Glücksgüter zu bemerken. So lang du gut und tugendhaft bist, und ich alles um mich her von der Gottheit geliebt, versorgt, erfreut sehe, so lange wird nie mein Muth sinken, Dies hier (indem er aufs Herz zeigte) wenn das uns nicht anklagt, so sind wir nie ganz unglücklich.

Amor.
Ich glaube dir, Water! hab' du mich nur immer lieb, so wird mirs immer wohl sein. —
So überwand der Knabe seine liebste Begierde. Die Zeit des Schauspiels kam, und man merkte an ihm nicht die geringste Spuhr einer betrübten Sehnsucht. —

Am 23 October 1782.

D

Am

Am andern Morgen entdeckte ihm sein Vater, die Nachricht von seinem Verlust sei zu voreilig gewesen, und des Sohns erste Bitte war wieder, so hilf dem Elenden, und laß seinem Sohn was lernen.

Die Richter waren gerührt über das vortrefliche Herz des Knabens. Wer ist er, wer ist sein Vater? fragten sie. — Ich bin Vater, antwortete der alte Ismor, er ist mein Sohn.

Die Richter zweifelten keinen Augenblick an der Wahrheit dieser Erzählung; denn sie kannten den vortreflichen Vater, der dies geredet hatte. Auch waren sie alle eins, der junge Ismor solle den Kranz haben, und ins Buch der Tugendhaften geschrieben werden.

Er wurde gerufen:

Bis igt, o Knabe! redete ihn der Oberpriester an, bis igt, hast du so gehandelt, daß wir alle uns die beste Hofnung von dir machen. Wir kennen deine ganze letzte Geschichte mit dem Bettler. Nim diesen Kranz; er ist Lohn, er ist Aufmunterung zur Tugend. Bewahre ihn an einem Ort, wo du ihn oft siehest, und laß ihn dir, so oft du ihn erbückest, zurufen:

“Du seist Mensch! und wollest dieser erhabenen Würde stets werth sein.“

Schamröthe zierte des Knabens Antliz.

Wenn ich Kind, hub er an, mit euch sprechen darf, Ihr Richter, so bitt'ich euch, gebt mir den Kranz nicht. Er mögte mich stolz machen. Mit dieser ädlen Furcht verdienst du ihn gedoppelt, antwortete der Oberpriester! Geh, bestes

bestes Kind , und sag all' deinen Mitbrüdern : daß , wenn sie nicht früh anfangen , gut , menschlich und tugendhaft zu sein , sie es entweder gar nicht , oder doch wenigstens nie ganz werden.

Asmor.

Die Richter gaben mir diesen Kranz, Vater!

Vater.

O mein Sohn, mein Sohn! laß ihn dir nie wieder rauben , weder durch Leidenschaft , — noch durch Verführung.

Der Freund.

Kinder! der Kranz ist das süße Gefühl , Gutes gethan zu haben. Der Richter eur Gewißen! — —

(Ende des vierten Abends.)

Fünfter Abend.

Philotas.

Laßt's euch nicht grauen , liebste Kinder , wenn ich euch heute einmal an's Grab eines Knaben führe. Gut ist's , auch für euch , wenn ihr einmal hinausblickt , was es mit euch sein , wie's euch sein wird , wenn ihr igt , als Kinder , gut und from , abtretet vom Schauplaz des Lebens , — eingewiegt werdet im langen Schlaf , wie

der übergeht zu der Erde, von der ihr genommen seid.

Herrlich ist's zu wissen, daß ihr selbst, (euer eigentliches Ich,) dann fortdauren, und Glückseligkeiten genießen werdet, die der weiseste Mann igt mit Kinderaugen betrachtet, dann sehnsuchtsvoll schweigt, und harret, bis es offenbar wird, wie ihm sein, was er sein wird.

Ich habe nicht die Absicht euch traurig zu machen. Ich wünsche, daß selbst diese meine Erzählung euch erheitern, euch aufzuregen möge, oft eur Augenmerk auf eure eigentliche Bestimmung, und das ist auf die Ewigkeit zu richten, damit ihr nie thöricht handelt, sondern weise euren Lauf vollendet.

Verhelen darf ich es euch nicht, daß ihr, ehe ihr zu den Jahren des Mannes komt, sehr vielen Gefahren unterworfen seid, daß in eurem Alter sehr viele Kinder sterben, — ob wohl mein ganzes Herz wünschet, daß Gott euch erhalte, euch, von denen ich mir, mit der Hülfe des Allgütig'n, so vieles, zum Besten eurer Zeitgenossen verspreche — Laßt, Kinder, dies nicht täuschende Hofnung, nicht süßen Traum, ringt! und laßt es That und Wahrheit werden. —

Aber, wenn eure Bahn bald aus sein sollte! Wenn ihr zu den Vielen gehöret, deren Lebensziel nur wenige Jahre enthalten soll, wenn ihr früh vollendet würdet, um eure Eltern und eure Freude — und mich am Ort der Vollendung zu erwarten — ich weigere mich ihn zu denken, diesen Gedanken!

Aber

Aber wenns sein sollte! was soll denn der Trost eurer Eltern, was soll mein Trost, was soll für euch selbst, Kinder! Beruhigung sein, in den letzten Stunden eures Lebens!

Ihr kennt so eine Stunde nicht! Ich will sie euch schildern:

Philotas lag da, Todesblässe saß auf seinem sonst blühenden Gesicht. Kalter Schweiß überströmte es! Sein Herz wollte brechen, und kämpfte mit seiner starken Natur. Hoffnung sei aus, genesen zur Gesundheit könn' er nicht wieder! sagte der Arzt. Um ihn her stunden Vater und Mutter, Bruder und Schwester.

Ersticktes Seufzen des Vaters, — Tränenguß der Mutter, lautes Wehklagen des Geschwisters, erfüllten das Gemach. —

Die Miene des Philotas war heiter, denn er war stets ein guter Knabe gewesen. — Und Tugend giebt in allen Umständen unsers Lebens, unserm Gesicht, ein Auszeichnendes, das niemals die Kunst der Verstellung und der Heuchelei auf dasselbe tragen kann, ein Auszeichnendes, das sich besser sehen und empfinden, als mit der Feder darstellen läßt.

Philotas hatte es! — Er war damals zehn Jahre alt.

Schon früh hatte ihm sein Vater oft die herrlichen Worte Gottes, ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei from, ins Herz geprägt, und ihm dabei gesagt: Höre! lieber Philotas: Gott ist allmächtig, er kann also alles thun, kann dich glücklich, und

auch unglücklich machen. Glücklich wird und will er dich machen, wann du gut bist, und thust was wir dir sagen, denn wir sagen dir nichts, von dem wir nicht gewiß wissen, daß Gott es gesagt hat, und daß es zu deinem Besten gereicht.

Unglücklich muß Gott dich machen, wenn du ihm, und uns nicht folgst.

Stell dir vor mein Sohn: Da kam ein ganz armer armer Mann zu unserm König, und sagte zu ihm: Lieber König, ich habe nichts, gar nichts! Gib du mir alles, ich will dir dafür danken, weiter kann ich nichts.

Und sieh mein Kind, der König gab ihm. Der arme arme Mann wurde reich und glücklich. Ich dank dir tausendmal, sprach er, und ging.

Wie wendete der sonst Arme aber das ihm Geschenke an? — Gar nicht gut. Der König erfuhr es, und sprach: Ist das dein Dank! Du hast mir zwar gesagt: Ich dank dir tausendmal, aber das war Dank des Munder. Dank mit der Tat verlangte ich! und der König nahm ihm alles wieder, und setzte ihm Zeitlebens ins Gefängniß.

Liebes Kind, der Arme bist du! Du hast alles von Gott, deine Eltern, deine Lehrer, dein Essen, dein Trinken, deine Kleidung, alles! alles! Gott ist also der König. Wenn du nun noch so viel betest, noch so oft sagst: Ich danke dir lieber Gott, daß du mir so gute Eltern, so schöne Gelegenheit etwas Nützliches zu lernen,
so

so vieles Gute, so manche Bequemlichkeiten die andere entbehren, gegeben hast, und diesen Eltern Verdruß und Kummer machst, und diese Gelegenheiten aus Leichtfinn, Faulheit, Bequemlichkeiten, um recht viel Nützliches zu lernen, verabsäumst, durch die andern Glückseligkeiten die du genießest dich von dem Weg der Tugend abbringen lässest — so dankest du Gott, wie iener Unglückliche den König, und du machst dich selbst unglücklich, und Gott muß es zulassen, daß du es wirst. —

Darum solst du vor Gott wandeln! das heißt: Du solst dich stets erinnern, daß er allenthalben bei dir ist, und solst from seyn, thun, was dir Gott durch uns, deine Eltern, und deine Lehrer sagen läßt, solst ihm mit der That danken, das von ihm dir Geschenke treu und gut anwenden.

Diese Rede rührte den Philotas sehr. An jeden Morgen sagte er zu sich selbst: Gott, mein lieber gütiger Schöpfer, der mir diese süße Nacht gab, von dem es herkommt, daß ich so froh, so frisch, so gesund, erwache, hat mir sagen lassen: Er sei der almächtige Gott, ich soll vor ihm wandeln und from sein!

Und dann faßte er stets aufs Neue den Entschluß, er wolle vor ihm wandeln und from sein! Und so wurde er die Freude seiner Eltern, seiner Lehrer, der Liebling aller, und war stets so vergnügt, so zufrieden, und heiter — daß sein ganzes Wesen die gesitteste, herzlichste Freude verkündigte.

Wenn der Abend kam, untersuchte Philotas stets sein Herz, ob er auch seinem Vorsatz getreu geblieben sei, und durch diese Aufmerksamkeit auf sich selbst, bracht er's immer weiter, in seinem Wandel vor Gott, in seinem Frommsein, und dies verbreitete die sanfteste Heiterkeit über sein ganzes Wesen, und seine Freuden waren bescheidene, erheiternde, sanfte, in die Ruhe seines Herzens, machte ihm dieselben doppelt schmackhaft.

So war er der Liebling der Tugend, die Hofnung seiner Eltern, und stets mit sich eins. —

Glaubt nicht meine Besten, daß dies Beispiel zu hoch sei, als daß ihr es erreichen könntet, nur auf euch selbst wird es ankommen, ob ihr wolt. Wollen gehdrt dazu, und anfangen. Ihr könnt sehr viel, wenn ihr wolle, unaussprechlich vieles, wenn ihr den lieben Gott bittet, daß er euch beistehe.

— Aber zurück zum Philotas.

Er wurde krank. Ohne Murren trug er die Schmerzen, ohne Weigerung nahm er die bittersten Arzneien, die seine Mutter ihm gab, und wurde euch hier abermals ein nachahmungswürdiges Beispiel.

Der Arzt sagte dem Vater in's Ohr — Menschenhilfe scheint hier am Ende zu sein! es thut mir weh, einen so guten Knaben, der Welt, so bald entrißen zu sehn.

Der Vater ging in seine Stube. Es stritten in seiner Seele Vaterliebe, und Ergebung im Willen

Willen Gottes. Er betete. So gern er von ganzem Herzen sich den Leitungen des Allweisen überlassen hätte, und keinen Willen gegen den seinen zu haben wünschte, so rief doch so etwas laut in ihm: Laß ihn mir, laß ihn mir! —

Aber der Betrübte samlete sich. Er fühlt es wieder ganz, Gott meine es gut, und flehte Verzeihung für sein sich sträubendes Herz.

Und ihm kam auf's Neue: Vertrauen zu Gott! Gott schadet nicht, dachte er, er meint' es immer gut! Wohlan! er mach's wie 's ihm gefällt.

Ihr müßt es fühlen liebste Kinder! wie stark der Mann mich rührt, und könntet ihr in meinem Herz lesen; so würdet ihr in diesem Augenblick nichts als den warmen Wunsch in demselben finden, daß Gott euch durch euer ganzes Leben, durch alle Irrgänge desselben, aus denen ihr euch nicht zu wickeln wißt, das Vertrauen schenken möge: Gott wolle euch nicht schaden, so ein Vertrauen, daß mit der höchsten Empfindung der Wahrheit euch auch dann sagen läßt; Gott mach's wie 's dir gefällt! "

Philotas Vater, ermannt durch Gebet und Vertrauen auf Gott, hatte igt Muth genug, ins Krankenzimmer seines Sohns zu gehn, — ich muß euch die Unterredung mit dem Liebling seines Herzens erzählen:

Vater.

Wie ist's liebstes Kind!

D 5

Philotas.

Philotas.

Ach Vater, ich bin sehr krank!

Vater.

Doch nicht ungeduldig?

Philotas.

Gewiß nicht, lieber Vater, was würd mir das helfen? — Ich dachte eben daran, was du mir gestern sagtest: Gott macht alles gut.

Vater (sich zu ihm beugend und mit erstiktem Seufzer ihn küssend)

Dachtest du das? liebstes Kind. Ich hab auch daran gedacht! kurz vorher eh ich zu dir kam.

Philotas.

Weinst du Vater?

Vater.

Daß du so leidest, und ich dir nicht helfen kann.

Philotas.

Kuß mich, Vater! ich wolte dir gern danken, aber ich weiß nicht was ich sagen soll! —

Hier meine Kinder, erfolgte eine Scene der Wehmuth — der Freude, der höchsten Traurigkeit, und des höchsten Vertrauens auf Gott! — Sie dauerte lange, denn Vater und Sohn beteten. Endlich wurde heiterer in der Seele des Vaters, wenn ihr den Sonnenblick in Osten heiter nennen könn, der euch anhaucht, wenn in Westen Gewitter sich thürmen.

Vater.

Vater.

Mein liebes Kind, wenn du nicht besser würdest!

Philotas.

Wie so, Vater?

Vater.

Wenn du stirbst! —

Philotas.

Sagtest du nicht, Vater! Gott macht alles gut. Thut er denn das nicht auch, wenn ich sterbe?

Vater.

Gewiß, gewiß!

Philotas.

Aber hör Vater, ich habe gar keinen Sinn für das, was Sterben heißt, weiß gar nicht, wie mir sein wird! — Sag mir, ist das noch eine schlimmere Empfindung, als ich jetzt habe?

Vater.

Wenn da davon reden willst, mein Lieber! wohlan! Sag mir zuerst: Hast du wohl schon einen Todtenkörper gesehn?

Philotas.

Ja Vater, weißt du nicht, du zeigtest mir die selige Tante!

Vater.

Die konnt ich dir nicht zeigen, sie selbst war bei Gott, aber die ehemalige Wohnung ihrer selbst, oder ihres Geistes, die zeigt ich dir. **Erinnere dich nur, mein Kind, was ich dir so oft**

oft gesagt habe, unsere Seele ist unser eigentliches Ich; das Sichtbare an uns, ist nur die Wohnung derselben. —

Nun sag mir, was sahst du an diesem todtten Körper?

Philotas.

Er konnte sich nicht bewegen, war so blaß, so ganz ohne Empfindung. Es sah feierlich aus.

Vater.

Und mein Sohn, das beweist auf's neue, was ich dir vorher sagte, daß der Leib unser eigentliches Ich nicht sei. — Als ich dir einmal die letzten Stunden des Socrates vorlaß, erinnerst du dich igt wohl noch etwas von dem, was er damals zu seinen Freunden redete?

Philotas.

Ja, Vater! nicht wahr, sie fragten ihn, wie er's nach seinem Tode mit sich gehalten haben wolte?

Vater.

Recht! und er antwortete: Ich kann meine Freunde noch immer nicht überreden, daß der, der igt mit ihnen redet der eigentliche Socrates sei! Macht es mit mir, wie ihr wolt, wenn ihr mich anders noch habt. Aber ich werde dann schon an dem Ort sein, der weit schöner ist, als alles was ihr herrliches denkt.

Konnte ein weiser Heide so denken, so reden, der bloß aus Vernunft so sprach, — liebstes Kind, wie viel gewisser, überzeugender, und froher können wir das sagen, wir, die wir
eine

eine Offenbarung glauben, die jeden Zweifel uns hebt, wenn wir ihrer würdig leben, wenn wir sie so fassen, wie sie ihrer würdig gefaßt werden muß. Du weißt, ich führte dich, so viel dein Alter litt, in dieselbe, und igt, da ich — (als Mensch und Vater muß ich sagen) igt, da ich jammern — (als Christ und als Mann, aber der Vertrauen zu Gott hat) da ich mich freuen muß, daß du vielleicht deiner ewigen Bestimmung nahe bist, igt, was vermag ich beßers zu thun, als daß ich dich an alles das erinnere. —

Philotas.

Ja lieber Vater, erinnere du mich daran! Ich kann igt nicht viel selbst denken.

Vater.

Du weißt doch, mein Kind, daß deine Seele, und dein Leib, zwei von einander verschiedene Wesen sind, daß der Geist auch ohne den Körper fortdauern, fortwirken kann, und daß niemand als Gott diesen Geist zu zernichten im Stande ist. Du weißt, daß Gott versprochen hat, das nicht zu thun, und daß wir also der ewigen Fortdauer desselben so gewiß versichert sein können, als gewiß wir wissen, daß wir nur durch diesen Geist alles thun und wirken, — was wir volbringen.

Philotas.

Ja Vater, ich weißes! O! ich erinnere mich
igt

ist noch, wie schön mir das Gleichniß mit dem Schmetterling gefiel! *

Vater.

Sage mir doch, mein Lieber, was erinnerst du dich davon?

Philotas.

Sieh Vater, der Schmetterling war erst eine Raupe. — Dann streift die Raupe ihre Hülle ab, und fliegt davon. Wüßte die Arme das vorher, was aus ihr werden würde, wie leicht sie sich dann fühlen, wie viel munterer sie sein, wie sie dann von Blume zu Blume fliegen, und so ganz anders sein würde, sie würde sich freuen. —

Vater.

Ganz gewiß!

Philotas.

Ich werde auch so verwandelt werden, wenn ich sterbe, und ich weiß es vorher.

Vater.

Freu'st du dich auch darüber!

Philotas.

Ja Vater, — aber ich bliebe doch auch gerne bei dir, und bei meiner lieben Mutter, und bei meinen Schwestern und Brüdern!

Vater.

Aber wenn Gott will, daß du uns verlassen solst, wenn du aus dem, was du lernest, glaubst, daß dir eine Verwandlung bevor steht,
die

* Campens Selenlehre pag. 298.

Die dich weit glücklicher macht, als du jetzt bist, wenn du gewiß bist, daß du uns alle wieder findest, so wieder findest, daß wir nie wieder getrennt werden — Dann

Philotas.

Ja lieber Vater! das glaub ich alles! Wenn's nur nicht gar zu weh thut, das Sterben!

Vater.

Wenn du dich oft mit heftigen Kopfschmerzen des Abends zu Bett legtest, sie noch so ganz fühltest — und dann einschliefst, wußtest du den Augenblick des Einschlafens!

Philotas.

Mein lieber Vater!

Vater.

Eben so ist der Augenblick der Trennung der Seele vom Leibe, oder der Augenblick des Todes. Jetzt, mein Bester! — fühlst du noch Schmerzen. — Du schläfst ein, und fühlst nichts. — So ist's, wenn du stirbst.

Philotas.

Aber Vater, ich träume, und seitdem ich krank bin, oft so schrecklich. —

Vater.

Das Philotas würkt der Körper noch auf den eingekerkerten Geist. Aber die von demselben freie Seele fühlt dann für sich, und ganz allein. Der todte Leib fühlt weder etwas Unangenehmes, noch Unangenehmes, er weiß gar nichts von dem, was mit ihm vorgenommen wird. Er zerfällt — ohne daß die allergeringste Empfindung auf ihn würkte. Aber die Seele! Phi-

Philotas.

Sag mir Vater! wie wird's mit der?

Vater.

Wie oft hab ich dir's gesagt, daß dieses Leben nichts als ein Anfang des ewigen, — daß jenes Leben nichts als eine Fortsetzung dieses Lebens ist.

Die Gesinnungen mit denen wir die Welt verlassen, machen unser Glück, oder unser Unglück. Versteh mich recht, mein Kind! Ich rede von Gesinnungen, die durch öfteres Neusehern uns so ganz eigen geworden sind. Nicht von Entschliefungen, die wir aus Angst vor der Ewigkeit so schnell fassen, und von denen wir keine Proben ablegen konnten. Das Wachsen der guten Gesinnungen macht ewiges Glück, das Wachsen der Bösen ewiges Unglück. Nun denk dir einen Menschen, der sein ganzes Leben hindurch böse, gemeinschädlich war, dessen herrschende Gesinnungen, vielleicht Ehrgeiz, Geldgeiz, Liebe zur Unwahrheit, — Unbarmherzigkeit, Feindseligkeit waren, was meinst du, ist's wohl möglich, daß man herrschende Leidenschaften dieser Art so schnell ablegen kann.

Philotas.

Gewiß nicht, denn ich hab es oft erfahren, wie schwehr es wird nur eine böse Gewohnheit abzulegen; und daß dazu lange Übung gehdrt.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Fortsetzung des fünften Abends.

Vater,

Du hast Recht! — Die herrschenden Neigungen der Seele bleiben ihr also ewig. — Und das kann nicht anders sein. Denn entweder Gott müßte der Seele ganz andere Neigungen einflößen, und zugleich allen schädlichen Einfluß der vormaligen bösen Handlungen aufheben, oder er müßte aufhören, der Heiligste, Gerechteste und Allgütigste zu sein.

Du verstehst mich doch? — Thät er das Erste, so macht er uns Menschen zu den verworfensten Geschöpfen — wenigstens in diesem Leben, und das Ansehen aller seiner herrlichen Gesetze würde sinken, — und bei dem andern? Doch das läßt sich gar nicht denken! Wie könnte Gott sich selbst entehren?

Und noch eins! —

Denke dir, Gott wolle einer lasterhaften Seele das Glück erzeigen sie in die Wohnungen
Am 30 October 1782. F auf

aufzunehmen, wo lauter Tugendhafte sind, würd das der lasterhaften Seele wohl selbst gefallen? Würd sie da Vergnügen haben — oder würd ihr nicht dies vielmehr ein Ort der Qual sein, da sie hier nur Scham, nur Reue, nur Neid fühlen könnte!

Ich weiß man kann nicht mit allen Knaben deines Alters so reden!

Aber bei der Anführung die du hattest, konnt ich es wagen; und diese Stunde, und diese Gelegenheit foderten mich auf, — denn mein Sohn! — Du hast nichts zu befürchten, wenn du stirbst.

Philotas.

Gewiß nicht? Vater!

Vater.

Du warst stets meine und deiner Mutter Freude — Gerecht vor Gott bist du nicht! Aber du thatst doch wohl was du konntest?

Philotas.

O Vater, nicht allemahl!

Vater.

Benigstens glaub ich bemerkt zu haben, daß du doch gerne woltest.

Philotas.

Ja! ja! lieber Vater!

Vater.

Nun mein Kind, redlicher Wille ist Gott auch Lat. — Sei gutes Muths, seine Albarmherzigkeit sei dein Trost! Gott liebt dich, und du kömst zu ihm, als Kind. Kom wir wollen mit einander beten.

Phi=

Philotas.

Ja Vater!

Der schwache Knabe faltete voll Inbrunst
seine Hände, und der Vater fing an zu beten:

Kommt die lange Lobes-Nacht,
Bringt mich Pflanze früh zum Grabe,
Denke, Gott! der mich gemacht!
Du, von dem ich alles habe,
Denke du im Sterben mein,
Laß den Tod nicht schrecklich sein.

Denke mit Barmherzigkeit
Meiner, Vater! ach ich fehlte,
Weiß, daß in der kurzen Zeit
Ich nicht stets das Beste wählte,
Doch gabst du mir Kraft und Licht,
Denke, Gott! mein Fehlen nicht!

Nimm mich hin, mich hin zu dir,
Mich dir näher zu verbinden,
Daß mich, die mich liebten hier,
Meine Eltern wieder finden,
Wir dann unzertrennlich sind,
Höre, Gott! dein sterbend Kind! —

Lieber Schöpfer! lieber Gott,
Lieber Vater, hör mein Flehen,
Gieb mir einen sanften Tod.
Laß mich bald, dich Vater, sehen.
Du erhörst! ich glaub's gewiß,
Weil du Schöpfer! Vater bist! —

Voll Jubrust hatte Philotas dieses Lied mit gebetet. Er hatt' es schon seit einem Jahr gelernt. "Wie freu ich mich, sprach er zu seinem Vater, daß ich so manches Gute, und auch dieses Lied auswendig gelernt habe. Nun versteh ich's erst recht, und es hat mich ganz aufgemuntert.

Auch für die Gelegenheiten die ich hatte, so manches Schöne zu hören, und zu fassen muß ich dem lieben Gott danken, — denn was bin ich besser, als die Vielen, die diese Gelegenheiten entbehren mußten?

Vater.

Ja, mein Kind! unterhalte diese frommen Empfindungen, sie sind gewiß deinem Schöpfer angenehm.

Hier erfolgte eine Stille, die der Vater nicht unterbrechen wolte, auch wir meine Kinder, wollen sie nicht unterbrechen, wir wollen aus einander gehn, und alle diesen Abend noch einmal recht lebhaft an unsern Tod denken, — und uns freuen, daß wir unsterblich sind.

Jeronimus.

O nur noch ein Wort! Ist Philotas denn gestorben?

Der Freund.

Künftiges mahl, mein Lieber, wirst du's erfahren.

Fritz.

So ist's uns schon oft gegangen, wenn wir am Neugierigsten sind, dann ist die Erzählung aus.

Der

Der Freund.

Es muß doch wohl sein Gutes haben, daß es euch oft so geht. Ich beklage das! Aber ich kann euch diesesmahl nicht helfen!

Gottlob.

O sie könnten wohl, wenn sie nur wolten.

Der Freund.

Ich will auch — Aber künftiges mahl, meine Lieben!

Alle.

D!

(Ende des fünften Abends.)

Sechster Abend.

Philotas fortgesetzt.

Der Freund.

Wo blieben wir das letztemal stehen?

Gottlob.

Philotas wurde still. Der Vater wolte diese Stelle nicht unterbrechen, wir wolten es auch nicht.

Der Freund.

Hör lieber Vater, sing Philotas wieder an, wie viel, und was wissen wir von dem Ort, wohin unsere Seelen kommen, und was wissen wir

wir von dem großen Glück, daß sie da genießen sollen?

Fritz.

Es ist mir recht lieb, daß Philotas darnach fragt, ich hab es längst gerne auch wissen wollen.

Der Freund.

Und es ist natürlich, daß wir begierig sind, das zu erfahren.

Ein Wandersmann erkundigt unterwegs sich bei einem Ieden nach der Beschaffenheit der Stadt, wohin er gedenket. Ihr wißt, wir sind Wanderer! — Laßt uns also hören, was der Vater seinem Philotas antwortet!

— Wir wissen wenig von dem Glück, daß unsrer erwartet, weil uns, so lange wir hier leben, die genaue Kenntniß desselben zu hoch wäre, so wie dir, mein Kind! in deinen Jahren manche Wissenschaft noch zu hoch war. — Aber das, was wir wissen, ist von solcher Beschaffenheit, daß es uns ein unaussprechlich großes Glück ahnden läßt — Daß es Empfindungen der Sehnsucht, und Muth zum Ringen nach denselben, einflößt, dergleichen wir, (wenn wir weise genug sind, Bleibendes und Vergänglichendes zu unterscheiden,) für, und nach keinen Glückseligkeiten der Erde, fühlen.

Denke dir also einen Ort, schön und entzückend über allen Ausdruck, denke dir, ein stufenweises und immer zunehmendes Stillen deiner Wißbegierde, denke dir, eine gänzliche Entfernung von allem was unangenehm ist, von Sorgen,

Sorgen, von Furcht, von Unruhe, von Krankheit, von Furcht des Todes, — und du denkst dir etwas! “

Füge hinzu: Eine ganz vollkommene, unaufhörlich, und unaussprechlich wachsende Tugend, — Geschäfte, die weit erhabener sind, als die, welche uns igt fesseln, die seligste Freundschaft, die so ganz Selenverbindung sein wird, — eine Freundschaft, die sich gegenseitig veredelt, und beglückt, und endlich das Fortdauern, das Fortwachsen aller dieser Glückseligkeiten, — so weist du alles was Vernunft, und die liebevolle Offenbarung uns lehren. — Auch werden wir Gott schauen. Diese, ohne Zweifel erhabenste Glückseligkeit, aber gehört mit zu denen vielen andern uns sonst noch verheißenen Glückseligkeiten, die wir aber nicht erklären können.

Und nun, mein Kind, kannst du eine Seligkeit noch denken, die unsern Geist angemessener, Gott dem Allweisen anständiger, die adeliger, inniger und größer sein könnte?

Philotas war entzückt und gerührt über diese Beschreibung. Er sehnte sich immer mehr nach derselben, seine Krankheit nahm zu. Doch lebte er noch bis am folgenden Morgen.

Gott schenkte ihm seine Besinnlichkeit bis zum letzten Augenblick des Lebens. Die Mutter und sein Geschwister vermogten es nicht zu ertragen, seine Augen und sein Herz brechen zu sehn. Der Vater ertrug's!

Philotas.

Gieb mir deine Hand Vater — es ist so dunkel worden!

Vater.

Bald wirds hell werden! Dulde nur noch eine kleine Weile!

Philotas.

Nun leb ich wohl keine Stunde mehr!

Vater.

Das weiß Gott! denke an ihn, mein Kind!

Philotas.

Du guter Vater. Du hast mich immer so lieb gehabt, hast mir so viel Gutes gethan, so oft mir verziehen, — und nun kann ich es dir nicht danken. — Aber weißt du was Vater, ich will dir im Himmel zuerst entgegen kommen, und zum lieben Gott sagen: Das ist mein Vater! lohne du ihm!

Vater.

Wißt du das — Engel! — O es ist eine wunderselttsame Empfindung in meiner Seele. Traurigkeit und Freude! Tränen und Lächeln im Gesicht! — Schlaf wohl, mein Kind!

Philotas.

Du bleibst doch bei mir? Gieb mir noch einmal deine Hand! Leg sie mir auf den Mund, daß ich Dank und Liebe darauf läse — Vater! sprach Philotas noch einmal — und war eingeschlummert.

Da ging der Vater im Garten! und sah weinend zum Himmel, dann lehrte er zu seiner Gattin: Wir haben einen Freund im Himmel, meine Liebe, sprach er — der uns erwartet — und uns zurecht weisen wird in den Wohnungen des Friedens. — Doch nun genug von dem Verklärten!

Aber mit euch, liebste Kinder, muß ich noch einige Worte reden: Ich glaube, wir sind alle in der Stimmung, in der ich von Herzen reden kann, in der ihr meine Bitten wieder zu Herzen gehen lassen werdet. —

Wenn ich, meine Geliebten, die Träne, die ich bei manchen unter euch während meiner Erzählung sah, wenn ich die recht verstanden habe, so war sie ein Beweis eures Mitleidens mit dem Vater, der eine Zeitlang so eines Sohnes entbehren sollte, oder, ein Beweis der Freude über die herrliche Vollendung des Knabens — Am liebsten mögt ich sie als einen Wunsch der heißesten Sehnsucht betrachten, mögt doch auch ich, früh oder spät, so sterben, mögte mein Ende sein, wie das Ende dieses Wollenbeten.

Ich will eure Empfindungen bei dieser Sache nicht untersuchen. Ich weiß nur gar zu wohl, daß man sich die wenigste Zeit selbst Rechenschaft von denselben geben kann, zumahl, wenn sie so durch einander gekettet sind, daß sie eins ins andre fließen.

Kinder, Gott weiß, wie sehnlich ich wünsche, daß es sein gnädiger Wille sei, euch erst in der Welt glücklich zu machen, da ich von

euch so viel hoffe! — Aber wenn eur lieber Schöpfer, anders wolte! Sagt mir! wünschet ihr denn wohl zu sterben, wie Philotas starb?

Alle.

Ach ia!

Der Freund.

Nun wohlan, so lebt, auch wie er lebte.

Denkt oft an eur Ende! und folgt — und wacht und betet!

Kinder, es ist ein almächtiger Gott, wandelt vor ihm, und seid from.

Und wann nun Gott beschloß, daß ihr Männer — daß ihr Greise werden soltet, so wandelt doch immer vor ihm, so seid doch stets from. Wenn der Tod komt, dann zeigen sich unserer Seele alle unsere Handlungen, in ihrer Schöne, oder in ihrer Schwärze, und wehe dem, der dann in Sich selbst keinen Trost findet. — O! ich kann diese liebe Stunde nicht ehr beschließen, ihr müßt mirs alle noch einmal versprechen, daß ihr gut sein und bleiben wollt.

Wißt es — hier ist Gott! der hört's, der weiß es, wie mein Herz wallt vor Angst und vor Freuden! —

Vor Angst, ihr seid so iung, so lebhaft — ihr könntet! Doch nein, nein! ich will ihr nicht ganz ausdenken, nicht ganz ausreden, den Gedanken.

Ich will mich freuen, daß ihr so viele gute Anlagen habt, ich will euch mit diesem gerührten Herzen bitten, beschwören — Wandelt vor Gott und seid from!

Und

Und hier dieser Handschlag, dieser Kuß — sei Siegel eures Versprechens, Ihr wolt fromm sein, und vor Gott wandeln, wolt oft eures Todes denken? — und so Gott, euren Eltern, auch mir! Freude machen. Wollt ihr?

Alle.

Ja! Ja! Gewiß!

Der Freund.

Nun so segne Euch Gott! — Gott dem ich auch für diesen Abend herzlich danke! —

Hier war eine Pause. Der Freund ging einige mal im Zimmer auf und ab, endlich fragte Jeronimus: Sollen wir denn nun schon weggehen?

Der Freund.

Nein, meine Kinder! — Ich habe noch eine andere kleine Erzählung bei mir, — aber ich mögte euch nicht gern heute damit zerstreuen. Ich habe noch ein Lied, wollt ihr das lernen?

Alle.

Gerne!

Der Freund.

Wohlan denn!

Lied.

Warum sind der Thären
Unterm Mond so viel?
Sieh! das soll dich lehren
Seyst noch nicht am Ziel.

Cell

Soll dich weiser bilden
Freuden auszuspähn!
Nicht den Worn'gesilden
Kalt vorbei zu gehn;

Reich an guten Rathen,
Nedel, weise sein,
Wird dich wohl beraten,
Wird dich herzlich freun!

Blick zu hohen Höhen,
Wo Vollendung wohnt,
Lohnespalmen wehen
Steger Kleinod tront,

Dann sind deine Thären
Eiligst dir gestillt!
Solst den Kelch du leeren
Bitter angefällt —

Er wird dir versüßet,
Blick hinauf zum Herrn!
Der die Welt umschließet
Hilft dir bald, und gern.

Denk auch oft der Stunde
Da du sterben mußt,
Nach dem alten Bunde
Denke sie, mit Lust.

Sprich: "In Gottes Hände
Geb ich gänzlich mich,

Und

Und ein seligs Ende
Das vollendet dich! "

So sei gut und weise!
Fröhlich wirst du sein.
Wirst der Pilger-Reise
Ewig dann dich freun.

(Ende des sechsten Abends.)

Siebender Abend.

Duldung.

Der Freund.

Mübe war Sophron von seinen beschwerlichen Reise. — Man hatte ihn verriagt aus seinem Lande, denn er äußerte in manchen Dingen eine andere Meinung als seine Mitbürger. Seine Mitbürger wußten vielleicht nicht, was wir wissen, daß ieder der aufrichtig an geprüfte Grundsätze glaubt, die mit Tugend und Gottes Verehrung übereinstimmen, und nach denselben, ein ruhiger friedlicher Mitbürger ist, und so viel er kann, ein nützlichcs Glied der Menschengesellschaft wird, geduldet werden muß,

müße, wenn uns gleich verschiedene wichtige und eben so tugendhafte Grundsätze abhalten, — die seinigen ganz zu billigen, oder zu den unsrigen zu machen.

Wie könnten wir auch das Ture unsers Bruders richten? Wir übersehen nicht ganz das Lehrgebäude desselben, und Gott allein ist Richter des Herzens und des Glaubens.

Lernt es aus meiner heutigen Geschichte noch einmal, Kinder! faßt es tiefer in's Herz, und laßt diese Lehre so fest Wurzel schlagen, daß nichts im Stande ist sie auszureißen; lernt es so noch einmal, Kinder! daß wir nie jemanden um seines Glaubens willen, anfeinden, lästern, haßen, verfolgen müssen! Lernt es, auch in Zukunft eure Glaubensmeinungen niemanden aufzudringen, lernt es, daß es unter allen Menschen — welche Gottesverehrung sie auch haben, welche Lehrsätze sie auch bekennen mögten — recht gute, ädle, treffliche Menschen gäbe. Lernt es, was der sanfte Jesus sagt: Richtet nicht! —

Ihr seid bestimt, das Band der Menschheit enger zu ziehen? Treft ihr auf eurem Wege durch die Welt Menschen, welche durch Verfolgungsgeist, durch Unduldsamkeit, daselbe zerreißen, geselt euch nie zu ihnen — Aber auch selbst diese Unduldsamen haßt nicht, schadet ihnen nicht, lästert sie nicht — denn ihr würdet ja selbst durch diesen Eifer das werden, was sie sind!

Ihr

Ihr lebt in einem Lande , wo Joseph —
Ihr kennt ihn. —

Alle.

O ia unsern guten Kaiser —

Der Freund.

Der — —

Jeronimus.

Allen Religionsverwandten erlaubt Kirchen
und Bethäuser zu haben.

Heinrich.

Der die Juden = Kinder unterrichten läßt.

Fritz.

Der alle Aeußerung des Religionshasses ver-
boten hat. —

Der Freund.

Der Menschen vereint, Brudersinn befördert —
Ihr lebt in einem Lande , wo Joseph Kaiser
ist, dessen Duldung, gleich einem milden Tau
selbst die durch Vorurtheil versengte Herzen, —
auffrischt, daß sie anfangen zu fühlen: wir
haben doch wohl alle einen Vater — uns hat
doch wohl alle ein Gott erschaffen.

O ihr Glücklichen, welch einer Zukunft seht
ihr entgegen! — Eurem Freunde wurde das
so gut nicht! — Desto mehr Ursach also für
euch, dies Glück zu fühlen, und zu thun, was
ihr in Zukunft könnt, daß Menschen immer
näher dem Menschen kommen.

Sophorn war müde von seiner beschwerli-
chen Reise. Er war aus seinem Vaterlande, und
aus

aus seiner Freundschaft vertrieben, oder vielmehr er war selbst ausgehakt, denn — er konnte nicht tragen, sich gehaßt, verfolgt zu sehn, und er war zu sehr ehrlicher Mann, als daß er sich hätte verläugnen können.

Er warf sich eines Abends unter Gottes freiem Himmel, kraftlos unter einem Baum, und entschlief. Seine Reise hatte ihn zu keiner wirthlichen Wohnung geführt.

Im Traum reiste er weiter.

Ein Blumenpfad führte ihn in ein Thal, wo er Leute von allen Ständen, Nationen — und Religionen antraf. —

Er erstaunte. Noch hatt er sich nicht wieder erholt, als ein Unbekannter ihn umarmte. Sei willkommen hier, sprach er: Willkommen im Thal der Duldung. Sieh hier in dieser Grotte wohnt die Königin dieses Landes, du wirst sie sehen. — Liebreich nimt sie jeden auf, den Tugend hieher führt, und die einzige Föhrrinn hieher ist die Tugend!

Hier reden wir nie über Meinungen. Gottes Verehrung, Liebe, Dank, Ehrfurcht für ihn im Herzen haben, seine Gebote thun, warme ungeheuchelte Menschenliebe üben, genüget uns, was hilft's Reden? — So lieben wir uns, beglücken uns — sei willkommen Fremdling, im Thal der Duldung!

Wer war froher, als Sophron. Er wünschte sehnlich die Königin zu sehen, sein Wunsch wurde erfüllt.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Fortsetzung des siebenten Abends.

Sie kam. — Weiß war ihr Gewand, wie ihr Herz schuldbloß.

Klebreich blickte sie ihn an, und sprach Worte des Trostes in sein Herz. Sie verhiess ihm Zuflucht, — und ihre Liebe, wohlwollende Mitleide, erheiterte Sophrons ganze Seele. Nahe bei ihrer Wohnung stand unter einem Obdach ein kunstloser Altar. — Er war geweiht: Dem Urwesen, dem König aller Könige, der da recht richtet.

Hierher führte sie jeden Fremdling. — Sieh den Altar, sprach sie dann — und verließ den Eingeführten. Sie pflegte desselben nie weiter zu erwähnen, — nur war's Pflicht, daß wenn etwan einer kam, und einen andern traf, daß der Letztkommende zurück bleiben mußte! —

Am 6 Novemb. 1782.

3

503

Sophon umklammerte den Altar. Er wußte nicht, was er that! —

Er fand die Holde wieder. — Bald darauf versammelten sich Alle um dieselbe. Ein großer Anblick, so viele, sonst getrennt, beisammen zu erblicken. —

Jeronimus.

Schade! daß das Kraam ist.

Der Freund.

Ja wohl! Schade! — und Jammer, daß es wie Lat und Wahrheit werden wird.

Alle regierte ein Brudersinn, — als plötzlich

Einige (mit wahren tiefen Seufzer.)

Oh!

Der Freund.

Ein Getöse gehört wurde. — Nun kam zum ersten mahl Schrecken in's Thal der Duldung.

Man sah wilde Menschen, hörte Waffengesäuseln. Zank und Zwietracht regierten selbst den Trupp. Aber er kam näher.

In der Mitte desselben ragte ein Mann hervor, — seine Augen schienen Feuerfunken, schwarz war sein Angesicht, welches Wuth entstellte. Er eilte zu den Friedsamern.

Schon sollte einer nach dem andern seiner Fahne schwören, oder — Heuchler werden, oder sterben, als:

Eine glänzende Wolke sich herabließ, die Aedlen verbarg, und nun

Einige.

Nun, wohin?

Der

Der Freund (ganz kalt.)

Und nun erwachte Sophron, und lag noch
unterm Baum, unter Gottes freiem Himmel,

Rdtger.

Schade, daß er nicht länger träumt. —

Der Freund.

Wohl, daß es euch intressirt. Laßt mich
denn noch etwas hinzufügen.

Also, eine Wolke ließ sich herab, und versetzte die Aeltern nach Teutschland! —

Deutsche Söhne! Wenn so eine Wolke solche Sophros einmal zu Euch bringt. — ihr versteht mich! laßt sie bei Euch im Tal der Duldung sein!

Den Kindern hate dieser Traum gefallen. Ihr Freund hörte stillschweigend all ihre Bemerkungen. Er freute sich, wenn sie so oft, daß es Traum sei, vergaßen, und so ganz sich hin ins Tal der Duldung dachten. Nun liebe Kinder sing

Der Freund.

endlich an, habt ihr Lust noch eine Erzählung zu hören?

Alle.

O ja! ja! gerne!

Der Freund.

Wohlan!

Vom Gärtner.

Es war einmal ein Gärtner. Sein Herr liebte ihn, und that ihm wohl, denn der Gärtner

ner war arm, und alles was er hatte, war Geschenk und Wohlthat seines liebreichen Herrn.

Unter andern schenkte sein Herr ihm auch einen seltenen kostbaren Baum, verpflanz' ihn in deinen Garten, und pflege sein, sprach der Geber! Vorzüglich nim dann sein wahr, wenn raube Bitterung und Frost kommen, die kann er nicht tragen, dann umwinde ihn, damit er dir nicht sterbe.

So sprach der Herr, und verließ den Gärtner.

Der Gärtner freute sich dieses Geschenkes, und frolockend pflanzte er ihn in den Garten, wie der Herr gesagt hatte.

Sorgfältig wartete er desselben, und schon im ersten Frühling lohnte das Bäumgen der Mühe seines Pflegers mit herrlichen Blüten. — Wer es sah, freute sich desselben, und viele wünschten es zu besitzen.

Oft erinnerte sich der Gärtner der Worte seines Wohlthäters, und verwahrte, wenn der Winter kam, sorgfältig seinen Liebling!

So verflossen viele Jahre, und der Besitzer war fröhlich.

Eines Jahrs, — vergaß der nachlässig gewordene Mann, nach dem Befehl seines Herrn zu thun. Es brach Kälte aus. — Zum Glück fiel ihm ein: Ach mein Bäumchen! — Er sah es, und glaubte Spuren des Sterbens an demselben zu bemerken; — da iammerte dem Gärtner desselbigen Baums. Er eilte es zu versorgen, und war sorgfältiger als je.

Und siehe! es gelang ihm, das Bäumgen erholte sich, und trug noch wieder Blüthe und Früchte, aber so schön als sonst waren sie nicht! — Auch mochten die Nachbarn den Gärtner nicht mehr so lieb leiden, als sonst, denn sie dachten immer daran, daß er so seines lieben Bäumchens hätte vergessen können. So verfloßen wieder einige Jahre.

Und nun soltet ihr's wohl glauben? als er seinen sonst lieben Baum ins zehnte Jahr hatte, vergaß er ihn ganz. Grimmige Kälte wüthete. — Als er nun zuerst wieder recht lebhaft an seine Nachlässigkeit, an seinen Undank dachte, da wolt er ihn noch retten. Aber leider! es war zu spät. Sein Baum war gestorben. — Nun mochte der Gärtner sich desselben gar nicht mehr erinnern, er eilte von Zerstreuung in Zerstreuung — und sein ganzer Garten wurde vernachlässiget.

Sonst, wenn sein Herr kam, ging er ihm mit Freuden entgegen. Jetzt befürchtete er dieses Kommen, und die Vorwürfe, — und den Zorn desselben. —

Kinder! meine Erzählung gilt Euch. Eure Unschuld, eure Tugend, eur noch gutes unverletztes Gewissen, sind der herrliche Baum; Gott der Geber? — Verführung, gar zu große ausschweifende Sinlichkeit können Unschuld, Tugend und ein unverletztes Gewissen, so wenig leiden, als jenes Bäumchen die rauhe Bitterung, und den Frost leiden konnte. Ihr seid die Gärtner. Seid also sorgfältig und wachsam

in Bewahrung derselben. — Vergest ihr euch zuweilen, so lehrt doch ia gleich wieder zuruck, und seid emsiger als ie, wie der Gartner auch das erstemal war.

Am besten ist, wenn ihr euch nie so vergeßt, daß eure Unschuld — sterben müßte. Nie wollen wir dem Gartner zuletzt ahulich werden — Ach ein unruhiges Gewissen, die Furcht bei dem Gedanken an Gott, sind gar zu unangenehme und traurige Empfindungen. Hingegen bei der Wachsamkeit auf uns selbst, bei dem Bestreben unsere Pflicht zu thun, sind wir stets heiter und frohlich, — ia wenn wir dean vor dem Geber erscheinen sollen, werden wir's so froh können, als unser Gartner vor seinem Herrn erschien, so lang' er sein Geschenk treu verwahrte. Bittet also Gott, daß er Euch in dieser Wachsamkeit stärke, damit ihr Unbefangenheit der Sitten, und ein gutes Gewissen, mit ins manliche Alter bringt, und mit demselben einst erscheinen könnt, vor dem Richter unser aller!

Welche traurige Folgen, Leichtsin und der Mangel an Wachsamkeit über die Unglücklichen bringe, hab ich euch izt in einem Gleichniß erzählt, — damit ihr aber stets daran denkt, so will ich euch auch noch die Geschichte von

Sellmann

erzehlen.

Sellmann war der Sohn, eines wohlhabenden Kaufmanns. So bald sein Verstand zu entwickeln sich anfang, ließ man ihn in allem unter

unterrichten , wodurch er einmahl zum nützlichen Mann werden konnte. Er faste leicht und gut. Aber von seiner Jugend an, hatten die Eltern eine Flüchtigkeit, einen Leichtsinm bei ihm wahrgenommen, die sie für ihn besorgt machten. Ihre angelegentlichste Sorge war, ihn derselben zu entwöhnen, — aber ihre Mühe schien nicht den besten Erfolg zu haben. Wenn Vater, Mutter und Lehrer rührend und dringend ihn ermahnten, ihm die gefährlichen Folgen seiner Denkart vorstellen, so ward er bis zu Thränen gerührt, versprach alles — und konte doch in der nemlichen Stunde, den gefährlichen Sprung wieder wagen, der ihm so eben verboten war, konte in der nemlichen Stunde seinen Eifer wieder an seinem Geschwister auslassen, oder mit dem Gesinde seiner Eltern zanken, oder nachlässig mit seinen Sachen und Schreibereien umgehn, seine Kleider verderben, oder aus eben der Nachlässigkeit Sachen von Werth verwüsten.

Tief eingewurzelte Gewohnheit, meine Kinder! wird leicht zur andern Natur. Bei unserm kleinen zehnjährigen Sellmann schien das der Fall zu sein. Er wollte sich ja nicht sagen lassen. Hätt er nur Verstand genug haben wollen, sich einmal ganz fest vorzunehmen, diese bösen Gewohnheiten abzulegen, so würd es ihm wohl geglückt sein; Aber er wolte die traurigen Folgen seines Beginnens nicht einsehen, und wenn er sie einigemal auch fühlbar einzusehen, gelernt hatte, so vergaß er doch auch das

Bald wieder — und blieb also der flüchtige und leichtsinnige Sellmann. Dabei war er nie fröhlich. Und wie hätte er's auch sein können? Er mußte immer Vater Mutter, und Lehrer fürchten, und konnte nie mit der heitern offenen Miene vor ihnen erscheinen, die dem Knaben so wohl steht.

Seine Eltern starben als er ins zwölfte Jahr ging.

Nun kam er bei seinem Vormund in's Haus. Der Mann hatte viel zu thun, konnte sich also um den Knaben nicht bekümmern. — Sellmann wolte Kaufmann werden. —

Beim Rechnenlernen verließ ihn seine Flüchtigkeit eben so wenig als in der Schreibstunde, und bei den Sprachmeistern ging es nicht besser. Hier schrieb er eine Zahl zu wenig, dort zu viel, ließ ganze Worte aus, machte nie Unterscheidungszeichen, — machte Sprachfehler, seine Lehrer verbesserten das, tadelten seine Flüchtigkeit, — sagten's auch wohl dem Vormund, aber Sellmann sah das Verbesserte nie wieder durch, hörte die Erinnerungen an — und vergaß sie. — Wäre er klug gewesen, so würde er seine Sachen, wenn sie nun von den Lehrern verbessert waren, wieder vorgenommen, sich das Verbesserte tief ins Gedächtniß geprägt haben, damit er in Zukunft nicht wieder denselben Fehler mache.

Merkt Euch das, bei dieser Gelegenheit, meine Kinder, eure Lehrstunden helfen euch wenig, nichts hilft, wenn man eure Aufsätze,
von

von welcher Art sie sein mögen, verbessert, wenn ihr nicht vor euch selbst, das Gelernte wiederholt, und aus dem Verbesserten eure Fehler kennen, und ablegen lernt, das könnt ihr aber nicht anders, als wenn ihr Euch Zeit nehmt, es wieder durchzusehn, — und euch dabei erinnert, darum sagte der Lehrer muß es so, darum muß es nicht so heißen, oder geschrieben werden.

Wieder zum Sellmann. So strafbar, und für die Zukunft gefährlich dies schon war, so machten seine Flüchtigkeit und sein Leichtsinu, ihn doch oft noch strafbarer! —

Wald versprach er seinen Gespielen etwas, was er nicht halten konnte, — und mußte sich dann mit Lügen heraus wickeln. Oft plauderte er etwas aus, was er hatte verschweigen müssen, — und stiftete oft Feindschaften zwischen Leuten, die sonst Freunde waren. Dadurch ward er denn bei sehr vielen verhaßt.

Und wie glaubt ihr, daß er mit seinem Schöpfer gestanden? Er war dem nachlässigen Gärtner ähnlich, der zuletzt nie ohne Furcht an seinen Herrn gedenken konnte. Sellmann vermaß seinen Verstand zu gebrauchen, sein Gewissen war schon früh verletzt, und man konnt' ihm das ansehen, denn er schlug fast immer die Augen nieder, und getraute sich nicht sich so recht frei, Aug in Aug zu fassen zu lassen. Er vermaß des Gebeths, empfal sich nicht seinem Schöpfer, bat ihn nicht um Beistand zur Ablegung seiner Laster, und entfernte sich immer weiter von ihm.

Der erfreuliche Gedanke an Gott war ihm schrecklich; — — Was aus ihm geworden? Künftig.

(Ende des siebenden Abends.)

Achter Abend.

Fortsetzung der Erzählung von Sellmann.

Die Zeit rückte heran, daß Sellmann in die Lehre gehen sollte. Sein Vormund schrieb an einen Handlungsfreund in Stralsund — Es liegt, Rdtger?

Rdtger.

In Schwedisch-Pommern! —

Der Freund.

Die Antwort kam; man wolle gern eine Handschrift vom Knaben sehn. Der Vormund befahl ihm, eine auszufertigen.

Sellmann schickte sich also an, einen Aufsatz zu verfertigen.

Es war hier das erste mahl, daß er sich vornahm, nicht von seiner Flüchtigkeit sich hinreißen zu lassen, aber sie war ihm zu sehr Natur geworden.

worden, als daß er sie hätte verleugnen können. Er war fertig, und brachte sein Geschriebenes dem Vormund.

Mit dem ersten Blick entdeckte der hundert Nachlässigkeiten, er verbesserte aufs sorgfältigste, und am jungen Sellmann erging der strengste Befehl, aufs genaueste diese Verbesserungen bei der Abschrift zu benutzen.

Nach manchen vergeblichen Versuch kam endlich etwas zu Stande, was doch so ziemlich mit Ehren abgeschickt werden konnte. Sellmann wurde angenommen, und reiste ab.

Raum war er einige Tage in Stralsund, als er auch schon seinen ganzen Charakter geäußert hatte. Sein Herr bemerkte die Nachlässigkeit, welche unter seinen Kleidern und seiner Wäsche herrschte, die Flüchtigkeit mit der er Briefe copirte, — (das erste Geschäft, welches ihm aufgetragen war) sein Herr bemerkte den Leichtsin, mit dem er alles behandelte, und war so gütig, ihm die gelindesten Vorstellungen deswegen zu machen.

„Eine der ersten vorzüglichsten Eigenschaften eines Kaufmanns, sprach er: ist die Ordnung und die Accurateffe. Diese mein guter Sellmann müßt ihr euch vorzüglich anempfohlen seyn lassen. Der Kaufmann von Bedeutung fuhr er fort, hat so mancherlei Geschäfte, hat mit so vielen Leuten zu thun, daß er, wenn er nicht die strengste Ordnung hält, sich bald um seinen Kredit, bald in den größten Verlust bringen kann. — Gewöhnt man sich nun nicht zu

zu dieser Ordnung und Accurateſſe, ſo bald man zur Handlung komt, ſo lernt man ſie ſehr ſchwehr, öfters gar nicht! und daher der Fall! ſo mancher Häuſer vom erſten Range, daher der große Einfluß zum Schaden des ganzen Kaufmannswefens, — daher der Ruin der kleinern Häuſer, welcher durch den Sturz der großen unanſchließlich veranlaßt wird, wodurch denn ſo viele leiden, ſo viele unglücklich werden.“

Dies war wohl ſehr vernünftig vom Kaufmann geſprochen. Aber glaubt nicht, liebſte Kinder, daß man dies allein von der Handlung ſagen kann. Kein Hauswefen, keiner, er ſei Gelehrter, oder Handwerker, oder was er ſei, kann beſtehen, wenn nicht Ordnung und Genauigkeit die Ruder ſind, wodurch jedes Geſchäfte regiert wird! Ohne Steuereruder iſt jedes Schiff unglücklich. Ohne Ordnung und Genauigkeit ieder Stand.

Beim Sellmann frachtete das alles nichts. Zwar ſah er mit Betrübniß, daß ihm bald dies bald jenes von ſeiner Waſche, und von ſeinen andern Sachen fehlte! Aber — er vergaß Verluſt und Betrübniß bald. Sein Herr, nachdem er ihn genug erinnert, öfters ihm die ſchärſten Verweiſe gegeben hatte, wurde das überdrüßig. — Raum war ein Jahr verfloßen, ſo ſchickt er ihn dem Vormund zurück.

Fritz.

Da wird er ſchön empfangen ſein!

Der Freund.

Das kannſt du leicht denken! Der Mann wußte

wußte gar nicht, was er mit ihm anfangen sollte. In seiner Vaterstadt war er zu bekannt, als daß ihn jemand verlangt hätte, und der Vormund dachte zu gut, als daß er nach diesem Versuch, ihn einem andern seiner auswärtigen Handlungsfreunden hätte empfehlen sollen. — Der leichtsinnige Sellmann lebte also einige Zeit so fort; gesellte sich zu Leuten die ihm ähnlich waren, — und wurde so von Tage zu Tage unglücklicher; das heißt — Lasterhafter!

Fritz.

Das machte der Müßiggang wohl auch?

Der Freund.

Freilich! Müßiggang ist der gefährlichste Feind der Jugend, und die größte Narung des Lasters.

Er solt' ein Handwerk lernen. Aber das wollt er nicht! Endlich, nachdem sein rechtschaffener Vormund sehr in ihn drang, sich irgend eine Lebensart zu erwählen, — so entließ er!

Doch hatt er hiezu noch mehrere Ursachen. Aber was kümmern euch die! Wenn ich sie anführte, mögt ich euch mit Dingen bekannt machen, die ihr bis izt noch nicht kennt, — so mögtet ihr sie nie! kennen lernen.

Sellmann entließ. Und hier seht ihr seinen Leichtsinn in der ganzen Größe! Ohne Geschicklichkeit, ohne Geld, ohne sonst etwas, wodurch er sich hätte empfehlen können. —

Jero:

~~XXXXXXXXXX~~
Jeronimus.

Nich soll verlangen, was aus ihm werden wird!

Der Freund.

Was aus ihm werden wird! Was aus jedem Laugenichts wird, der die Gebote Gottes, und seiner klügern Freunde verachtet, und sich nicht sagen, rathen, warnen, bessern, lassen will.

Er war ziemlich gewachsen, und ließ sich zum Soldaten anwerben!

Einige.

Zum Soldaten! —

Der Freund.

Ja! zum Soldaten! Es ist traurig, daß dieser Stand dadurch etwas von seiner Würde zu verlieren scheint, daß ieder Lasterhafte, ihn als eine Freistadt für seine Verbrechen, als ein Nahrungsmittel der schändlichen Leidenschaften, und der ausschweifendsten Lebensarten sieht. — Traurig ist's, daß solche Menschen sich zu diesem Stand begeben, und in demselben aufgenommen werden die ein böses Gewissen, ein Herz, verborben durch unglückliche Täuschungen aller Art haben, durch Täuschungen, die ein unauslöschliches Brandmark zurücklassen.

Und wie ehrwürdig ist der Stand, wie groß die Bestürmung eines tugendhaften Soldaten! Er soll das Recht beschützen und vertheidigen — mit welcher Stirn kann das ein so lasterhafter Sellmann! — Er soll sein Leben nicht achten für

für Vaterland und gerechte Sache. Er soll also die Todesfurcht überwinden. Dazu gehört Muth. Woher soll dieser Muth einem lasterhaften Sellmann kommen? So ein Muth kann nicht anders entstehen, als aus dem Gefühl eines guten Gewissens, welches uns den Tod als einen lieben Engel vorstellt, und so die Furcht vor demselben verbannet. — Aber woher so ein Gewissen einem Sellmann?

Daher nun, Kinder! ist zu allen Zeiten gekommen, daß man so manche greuliche blutgierige That von Soldaten hört, weil sie Leute unter sich aufnehmen, die Blutdurst, Habsucht, neues Streben nach Mitteln ihre Wollüste fortzusetzen, mitbrachten, und daher wirb uns so wohl, wenn wir dann und wann eine adle Soldatenthat hören, wovon unsere neuere Zeiten vielleicht so reich sind, als die ganz alten.

Sellmann war also Soldat. — Wär' er zu bessern gewesen, hier wär' er besser geworden. — Aber er wollte nicht! — Nun folgte auf jede Nachlässigkeit die strengste Strafe, — Sellmann glaubte das unerträglich zu finden, — und entlief abermals.

Aber man holte ihn ein. — Und jetzt muß er eine Strafe leiden, die lange Zeit Spuren zurückließ. —

Am Ende wird die Geschichte zu gräßlich. Ich will also ganz kurz mich fassen. Leichtsinn und Nachlässigkeit hatten so tief Wurzel bei ihm geschlagen, daß es ihm fast unmöglich war, sie abzulegen, zumahl da sein Vor-

faz

sz stets Vorsaz blieb, und nie zur That reifte!

Nachdem er also zum dritten mahl durch eben diesen Leichtsinm verleitet, zu dem sich eine gewisse, nichts mehr fühlende Halsstarrigkeit gesellte, seinen Eid der Treue, den er als Soldat hatte schwören müssen, gebrochen hatte, — so endete er sein Leben — — durch Pulver und Blei! — In den letzten Stunden bereute er genug seinen Leichtsinm! und erkannte es, daß der die Quelle alles seines Unglücks gewesen sei, — aber nun war's zu spät! —

Hier machte der Freund eine kurze Pause. Dann fuhr er fort:

Gewissermaßen, liebste Kinder, ist's mir lieb euch izt so ernsthaft und nachdenkend zu sehn; und wie würd' ich mich freuen, wenn diese Erzählung so auf eure Seelen württe, daß ihr alles, was dem Leichtsinm ähnlich sieht, von nun an, ablegtet. Mit meiner ersten Erzählung, die auf diesem Zweck zielte, wollt ich es euch empfinden lehren, wie traurig unser Verhältnis mit Gott beim herrschenden Leichtsinm wird. Das zeigte euch der Gärtner. — Diese Erzählung, der Sellmann, der zuletzt unser Mitleiden rege gemacht hat, soll uns zeigen, daß die Laster mit Wiederhaken sich ins Herz klammern, uns immer tiefer sinken lassen, und zuletzt — — Punktum! —

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Fortsetzung des achten Abends.

Shr versteht mich! Wohlan, Sellmann! werd ich in Zukunft ausrufen, wenn ich verschuldete Nachlässigkeiten erblicke. Sellmann! wenn irgend der Leichtsinu euch zu Dingen verleitet, deren ihr euch schämen müßt, — Sellmann werd' ich ausrufen, wenn ich Unwahrheiten höre. —

Jeronimus.

Von mir haben Sie noch keine gehört.

Der Freund.

Das hab ich nie! Und von mehreren unter euch auch nicht. D laßt mich, und all' eure künftigen Lehrer, und alle mit denen ihr umgeht, euch stets das Zeugniß geben, Sie haben es nie!

Nun noch ein Paar Worte:

Sellmann heißt in Zukunft also hier jeder Unbesonnene, Nachlässige, Leichtsinuige, und eu-

Am 13 Novemb. 1782.

W

re

re Eltern wissen dann , was er sagen will,
wann im Stundenzettel steht : Heute hieß er
Bellmann.

Heinrich.

So will ich , will's Gott ! nie heißen.

Viele.

Ich auch nicht , — ich gewiß nicht ! —

Der Freund.

Ich weiß , ihr haltet Wort ! Und unser
Schöpfer segne uns alle , in dem guten Vorsatz.

(Ende des achten Abends.)

Neunter Abend.

Der Freund.

Ich bewirthe euch heute , meine lieben Kins-
der , mit nichts als Versen. —

Betty.

“ Sei stets ein gutes , frommes Kind ,

“ Daß ich mich deiner freue ,

“ Und rede nichts , und thue nichts ,

“ Was Betty ! dich gereue. “

So sprach die gütige Mama
 Zu Betty ihrem Kinde,
 Und lehrte sie zugleich dabei,
 All', was gereut, sei Sünde.

Und das, was böse Sünde sei,
 Kann man von selber wissen,
 Ein Stimchen in uns, sag' es laut,
 Das Stimchen heißt Gewissen.

Einst schickt Mama nun Betty hin,
 Sie sollte Äpfel holen,
 Und Betty hatte — (Nachts nicht nach!)
 Ein Äpfelchen gestolen.

Und in der Tasche wohl versteckt,
 Nachher es zu genießen. —
 Mama sah's wohl, fragt ernsthaft sie,
 Wie seh'ts um dein Gewissen?

Da wurde Betty heftig roth,
 Das war noch gutes Wesen! —
 Fühlt meine Kinder — laßt euch das
 Auf dem Gesichte lesen.

Ein weit und breit berühmter Mann
 Er hörte zu den Weisen,
 Tat öffentlich — vergess' das nicht,
 Schamröthe herzlich preisen.

Und seht, so hat es Gott gemacht,
 Um Tugend zu erhöhen,
 Läßt er's, — wenn sie vergeßen wird,
 Auf dem Gesichte sehen.

Das ist denn wohl ein Zug zurück,
 Um tiefer nicht zu fallen!
 Um rein und tugendhaft den Pfad
 Der Tugend auszuwallen.

Wo blieben wir? Ja, Betty fühlt,
 Das sei nicht recht gewesen,
 Dies konnte man denn deutlich auch
 Ihr am Gesichte lesen.

“Ach Mutter — hab nicht recht gethan” —
 (Sprach sie, und eine Träne
 Floss auf der lieben Mutter Hand.)
 “Vergaß ich deiner Lehre!

"Vergaß — was du mir oft gesagt,
 "Nun will ichs stets bedenken,
 "Dann wird der liebe Gott — und du
 "Mir mein Vergehen schenken. "

Die Mutter wurde sehr gerührt,
 "Ich will dir's gern vergeben,
 Sprach sie — und Gott thut's ganz gewiß,
 "Nur Betty mußt du streben

"Die kleinste Neigung, die sich zeigt
 "Zum Bösen, zu ersticken,
 "Mußt beten: Hilf mir lieber Gott!
 "Dann wird's gewiß dir glücken.

"Fühl oft, was dein Gewissen sagt,
 "Das wird dich treulich lehren,
 "Nur mußt du, liebes Mädchen, auch
 "Dem guten Stimchen hören. "

Halt dieses Stimchen hoch und werth
 Ihr alle, liebe Kleinen,
 Daß nicht Papa, daß nicht Mama
 Um böse Kinder weinen.

Und macht es so — wie Betty nun —
 Den bösen Trieb ersticken,
 Das war ihr eifriges Bemühn,
 Und euch wird das auch glücken.

Nur betet auch — wie sie oft bat
 Den Vater von uns allen.

Sie bat: Hilf du mir lieber Gott!
 Laß mich nie wieder fallen!

Prinz Pimri.

Hört, was im heißen Afrika,
 Das gegen Mittag liegt,
 Von einem König einst geschah,
 Wenn's anders euch vergnügt.

Es ist wohl freilich lange her!
 Ey nun! das macht nichts aus —
 Hört nur — doch nehmt auch manche Lehr
 Für euer Herz daraus.

Der König hatte einen Sohn
 Des Name Pimri war,
 Und wißt, der junge Prinz ging schon
 Wohl in sein neuntes Jahr.

Er trug ein Gold durchwirktes Kleid,
 Das sahe wunderschön —
 Viel Sklaven hielten sich bereit,
 Ihm an die Hand zu gehn.

Und er befahl — der kleine Wicht
 So stolz, so grade zu! —
 Und ließ den armen Sklaven nicht
 Ein Viertelstündchen Ruh.

War einer ihm nicht schnell genug,
 Weh dann dem armen Knecht!
 Sonst war mein Pimri nicht sehr klug,
 Doch schmälen konnt' er recht!

Dabei blieb's noch nicht allemahl,
 Dit schmiß er boshaft sie.
 Ihn aufzuwarten, das war Qual
 Und unerhörte Müh.

Als sein Herr Vater nun einmal
 Des Mittags ausgereißt,
 Wurd Pimri in dem großen Saal
 Für heut, allein gespeißt.

Seht Kinder! wie der Sklave eilt,
 Er fürcht den jungen Herrn;
 Denn wenn er mit dem Essen weilt
 Ist Zank und Streit nicht fern.

Indem der Sklave hurtig eilt
 Tritt vor ihm hin ein Mann.

Skav.

Geht Mann, daß ihr mich nicht verweilt,

Mann.

He My! sieh mich an!
 Kennst deinen Vater du nicht mehr?
 Kom Sohn! umhalse mich!

Skav.

Ach Vater! — ach! wo komst du her?
 Gott Lob! ich habe dich!

Die Schüssel fort, den Mann umarmt;
 Recht inniglich geherzt,
 Von heißer Zärtlichkeit erwarmt,
 Der Sehnsuchtsqual verschmerzt;

Stehn Beide. — — Mimri kling: Kling!
 Kling!
 Den Vater läßt der Sohn. —

Sklav.

Hier lieber gnädger Prinz, hier bring'
 Ich die Pastete schon!

Prinz.

Ich will dich lehren! Sklave! ist
 Das Weise und Manier?
 Daß du so lange unten bist,
 Und läßt mich hungrig hier?

Sklave.

Ach gnädger Prinz, mein Vater kam,
 Den ich schon lang nicht sah,
 Und — o! die große Freude nahm
 All mein Besinnen da!

 Prinz.

Ich will dich freun! — Da freue dich! —
 Bums! Klirr! — ein Teller flog
 An Aly's Kopf — und weil er sich
 Nicht schnell zurücke bog,
 So deckte Blut ihm sein Gesicht —

So eilte er zurück — —
 Da wurd dem kleinen Bbsewicht
 Ganz bleich und zag der Blick!
 Er rief dem Aly — wer nicht kam

War Aly; der sich nun
 Trotz aller Zweifel vest vornahm
 Er woll nicht eher ruhn
 Bis daß der König es vernähm,

So bald — (ia wartet nur)
 Er von der Reis' im Schloße kam —
 Er kam — es war acht Uhr.

Und als er kam, stellt Aly sich
 Recht nahe vor ihm hin.

Der König sah ihn — O daß ich
Jetzt so verstelltet bin,

Das that der Prinz, hierauf erzählt
Er alles kurz und klein.

König.

Gebult nur! Dich hat er gequält,
Er soll bestrafet sein.

Wo ist er? — Ruft ihn eilig, geht,
Ruft mir den Knaben her!

Und als der Prinz nun vor ihm steht,
Sprach er: Bei meiner Ehr,
Du Bube! daß was du gethan
Ist wahre Bubenthat!

Lieb ist mir's, daß ich sie vernahm —
Ich weiß gewiß noch Rath!

Wohlan, hör hier, zwei Strafen! — Nun
Wähl eine dir heraus.

Drei Tage kommst du gleich von Nun
Nicht aus dem Schloß hinaus.

Und

Und sizgest eingeschlossen , und
 Bei Wasser , und bei Brod —
 Das ist dem Bdsewicht gesund,
 Er lernt bei eigner Noth

Gar leichtlich bald es einzusehn,
 Wie bds er gethan,
 Mit Menschen menschlich umzugehn,
 Wie's Menschen stehet an !

Doch scheint dir dieses nun zu hart,
 Wohlan — das Andre ist:
 Von heut wird Aly aufgewart't,
 Wie du bisher es bist.

Und der ihm dienet , solst Du sein,
 Drei Tage an von heut.
 So Undarmherz'ger sieh es ein
 Des armen Aly Leib !

So weit der Kdnig. — Pimri bat
 Erlassung , aber nein,
 Er mußte wählen , und er bat
 Drei Tage Sklav zu sein —

Mit vielen Tränen sich gewöhlt,
 Sein Dienst geht heut schon an!
 Ob ihn auch Aly brav gequält?

Nein! Aly war ein Mann
 Der zwar kein Gold verbrämtes Kleid
 Und Silberflittern trug,

Doch dem erwarmt von Menschlichkeit
 Ein Herz im Busen schlug.
 Er war gelinde, und so gut
 Als Pimri niemals war.

Der schämte sich, — — sein stolzer Muth
 Verließ ihn ganz und gar.
 Will auch in Zukunft gütig sein,
 Verzeihe Aly mir!

Will dich, wo ich nur kann erfreun,
 Und so's vergelten dir!

So Pimri. Und mein Aly sprach:
 O Prinz! vergeßt das nicht.

Dann folgt Euch Gottes Segen nach,
 Dem's nie an Glück gebricht!

Seid gütig gegen jedermann
 Der menschlich Antlitz trägt,
 Und denket, Prinz, denkt oft daran:
 In jedes Busen schlägt
 Ein Herz, das fühle, wie euer — reich
 An Schätzen, oder arm
 Gilt hier gleich gut — glaubt! gilt
 dem gleich
 Der Wohlthun und Erbarm
 Gleich theilet!

Prinz.

Lieber Ah! ia
 Du giebst mir gute Lehr,
 Und Pimri hielt's, und hatte da
 Bei jedem Lieb und Ehr!

Nun Kinder, wünsch ich gute Nacht,
 Nur wollt ich noch zuletzt,
 Daß ihr's so — (wie izt Pimri) macht
 Und auch Bediente schätzt.

Empfindungen des Sohnes am Grabe seines Vaters.

Hier! — wer schläft hier? armes Herz!
du fragest?

Nennst ihn deine Träne nicht?

Frag sie, wenn so weherfüllt du klagest,
Frag die Todesbläse, redend im Gesicht!

Er! Er! kann ich seinen Namen nennen?

Vater! Vater! — schläfst du hier?

Warum muß der große Stein uns trennen?
Trennen, lieber bester Vater dich, von
mir!

Als zuerst du Sohn! mein Sohn! mich nanntest,

Weinen war die Antwort. — Du

(Weil von heißer Vaterlieb du brantest)

Rüftest ab die Träne. — Opfert'st deine
Ruh.

Deine Freuden mir. — Und meine Spiele
Machten wieder dich zum Kinde, Mann!

Und du sahst, mit liebendem Gefühle

Meine Freuden, oft dein selbst vergessend
an. —

Und izt? schläft so lang der Gute, Liebe!

Schläft er? — Nein, Er wacht, Er
wacht!

Ihm

Ihm selbst — seiner Seele ist nicht trübe
Dieser enge Sarg, — nicht diese Todes
Nacht.

Warum wein' ich, ach! es ist Verlangen
Christ und Mann wie er zu sein!
Und den Weg zu gehn, den Er mir vorge-
gangen,
Und mein ganzes Leben, seinem Vorbild
weihn.

Dunkel ist es, ich kann dort nicht blicken,
Was der Vorhang noch verschließt.
Aber streben will ich — zum Beglücken
Zu ihm, der mein Freund im Himmel ist.

Hier — wer schläft hier? nur die Erden-
hülle
Des Verklärten, — Er selbst, nicht,
Er erwartet meiner, wo in Fülle
Aller Bonn' Er ist — im ewgen Licht!

O! daß ich Ihm in die Arme sinke
Heil mir, daß ich ewig bin!
Heil mir! mit Ihm volle Gnüge trinke,
Sag es, armes Herz, blick oft dahin!

(Ende des neunten Abends.)

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Zehnter Abend.

Andenken, an den mir ewig theu-
ren Mann.

Dies Blatt liebste Kinder, erscheint an ei-
nem Tage, der mir nun schon seit acht
Jahren ein trauriger, aber stets sehr feierlicher
Tag war, und es sein wird, so lange bis ich
ihn wieder finde, den Unvergesslichen! —
Der heutige Tag war im Jahr 1774 der To-
destag meines Vaters.

Ich hab', wie ihr wißt, euch nie etwas von
ihm erzählt, — obwohl seine Jugendgeschichte,
und sein ganzer Wandel, und die ihm schon hier
lohnende Fürsorge, die ihm vergalt sein Stre-
ben nach Tugend, und Zunehmen in der Liebe

Am 20 Novemb. 1782.

S

der

der nicht zweideutige Beifall, die unausgesprochene Hochachtung seiner Zeitgenossen, seine Dankbarkeit gegen seine armen Eltern — und noch so manches andere Lehrreiche seiner Geschichte mich oft aufgefordert hatten, seine Jugendjahre Euch darzustellen.

Aber, ihr Lieben! ich vermogt' es nicht. Ich würd es auch igt nicht vermögen, da die zu große Erinnerung des Glücks meiner Jugend, des ersten wonnigen Frühlings, da ich unter seinen Augen Freuden, schuldlos und süß, genoss, — Freuden, wie ich sie euch genießen sehe, Kinder! und dann — alle Folgen seines frühen Verlustes, meinen Geist niederbeugen, und mein Herz mehr als zur stillen Wehmuth angreifen. —

Ich würd es auch igt nicht vermögen, wenn mich nicht folgende Betrachtungen gleichsam dazu zwängen: —

Ich bin ein schriftliches Andenken seiner, so manchen Aufforderungen adler von ihm geliebter Freunde schuldig, die um des Vaters willen auch den Sohn liebten. Ich bin es dem Vollendetem selbst schuldig, von dem kein Denkmahl übrig ist, weder aufgestellt, noch geschrieben, vielleicht, weil zu still, nur vom Allsehenden bemerkt, sein Schweiß floss! und in seinem Dienst nur seine Kräfte starben.

Ferner, das wichtigste für meinen gegenwärtigen Zweck, ich bin ein schriftliches Andenken seiner, Euch schuldig; Lieblinge meiner Seele!

Sele! Denn seht nur, für's erste mögt ich Euch lehren, recht innig das Glück zu fühlen, daß Eure Eltern noch leben, und Gott für die Erhaltung derselben zu flehen, oder andere kleine Freunde und Freundinnen, die dies lesen, und die auch Vater- oder Mutter-Verlust betrauern, zu bitten, nun ganz, und treu, sich den Leitungen des Allvaters zu überlassen, der die aufnimmt, welche von Vater oder Mutter verlassen werden, und der sie nicht verlassen wird, so lange sie die Tugend lieb behalten.

Und endlich, Kinder! ich kante den Mann siebzehn Jahr. Sah ihn unter so manchen Verhältnissen. Sah seine Gedult, bemerkte an ihm die Würde der Tugend. Hörte die Geschichte seiner Frühlingsjahre noch von seinen Eltern, von seinen Zeitgenossen, von ihm selbst. Ja, als ob so ein Abend noch wäre, wo Er, seine Gattinn, und Kinder einen fröhlichen Kreis bildeten, und auf seine Reden nur horchten, ist mir's — !

Ist mir's als ob ich ihn höre, uns aufmerksam zu machen auf das Glück einer nicht beschwerlichen Jugend, uns ermahnen zum Dank gegen Gott, ders uns besser gab. —

Und das alles treibt mich denn seine Worte Euch zu sagen, treibt mich denn, euch sein Beispiel vorzulegen, und Euch zu bitten: Folget ihm nach!

Ich wünsche nicht, daß ihr all die Bequemlichkeiten eurer Jugend, all die Gelegenheit gutes zu hören und zu lernen, unter den unbe-

tanten Wohlthaten Gottes zählen möchtet — ich mögt es Euch auch durch dieses Blatt empfinden lehren, dem Geber zu danken, und der beste Dank ist: Nutzet die Gelegenheit! und dankt ihm so durch That.

Mögtet ihr mit diesen Gesinnungen dann dies Blatt lesen, mögt es Euch zu denselben ermuntern, oder in denselben bestärken, — wie gern wollt ich dann die traurigen Empfindungen verschmerzen, welche die Stunden, die ich zur Ausarbeitung dieses Bogens bedarf, so innig mir verursachen werden, die eine Wunde so frisch aufreißen, die nicht geheilt ist — diesseits des Grabes es auch nie wird; verschmerzen — um die Pflichten eines Sohnes, eines Verehrers der Freunde seines Vaters — und eures Lehrers zu erfüllen.

Ich habe gekämpft, eh mein Entschluß zur Gewisheit reifte, — er ist's! — Und wenn von gewöhnlichen Lebensbeschreibungen, die meine sich sonst gar nicht auszeichnet, so soll sie's doch durch die strengste Wahrheit, und durch eine zweckmäßige Weglassung alles dessen, was der Absicht dieser Blätter zuwider ist. Noch eins, liebste Kinder, überschlagt nicht die Lehren und Bemerkungen, die ich hier und da eingestreut habe, eben diese sind es, die auch bei einer moralischen Erzählung die wichtigsten sind, und die ihr, wenn's nun mehr als Erzählung, wenn's wirkliche Geschichte, Tatsache ist, euch zweifach anempfohlen sein lassen müßt.

Es ist also

Das Andenken an den mir ewig theu- ren Mann

an meinen Vater, womit ich heute, an seinem Todestage, euch unterhalte.

Er hieß Anton Kuhl.

Seine Geburtsstadt war Hamburg. Das Jahr seiner Geburt 1725. Arm waren seine Eltern, aber adel; nie hat ungerechtes Gut ihre Hände besudelt. Ihre Dürftigkeit erlaubte ihnen nicht, dem Sohn die Erziehung zu geben, welche sein Geist, voll der größten Anlagen, die sich schon früh äußerten, bedurft hätte.

Doch die ersten sechs Jahre eines Menschen sind zu unbedeutend, als daß man vieles von ihnen sagen könnte; und Aeltern, die von den zweideutigen Proben des Verstandes solcher Kinder auf ihre Fähigkeiten schließen wollen, bestreiten sich oft.

Das mußten die Aeltern des mir Unvergesslichen. Seine, schon dann sich äußernde Neigung zu den Büchern, sein beständiges Gespräch schon damals: er wolle, wenn er groß würde Prediger werden, sahen sie an, wie es billig alle Eltern ansehen solten, Als Kinderwerk! Ihre Armuth, ihr Mangel an Verwandten, und Unterstützung, ihre weise Sorgfalt für den Sohn bewog sie, ihm Lust zu irgend einem Handwerk, oder Kunst einzusößsen, ihm auszusprechen, den immer sich verstärkenden Gedanken, zu Studiren.

Aber, er war bei meinem Vater mit der Hand Gottes in seine Seele gegraben, welcher Mensch vermoht ihn auszutügen?

Der neunjährige Knabe dachte noch, wie der sechsjährige. Aber die Eltern beschloßen, ihm eine Lebensart anzuweisen, die zwar seiner Neigung bei weitem nicht entsprach, die er aber doch aus Liebe zu seinen Eltern annahm, um so vielmehr, weil er dadurch seinem geliebten Vater in dessen Gewerbe nützlich werden konnte.

Neun Jahr alt, wurden ihm Geschäfte auf einer Rathunfabrick angewiesen, aber auch hier nicht verleugnete sich die alte Neigung. Emsig erfüllte er die ihm angewiesenen Pflichten, und wenn der Abend kam, waren's Bücher, die ihn beschäftigten.

Zu der Zeit hatte er Bekantschaft mit einem jungen Menschen, der Schüler auf der hohen Schule war, gemacht, der ihn, vor andern Gefälligkeiten die Anfangsgründe der lateinischen Sprache lehrte. Müde von der täglichen Handarbeit, übte er sich alle Abende, denn früh sah er's ein, daß Lehrstunden allein nichts nützen, wenn man nicht das Gelernte wiederholt, und so selbst Schritte zum Fortgang in ieder Wissenschaft macht! Merkt euch das, liebe Kinder!

Seine Eltern wußten von alle dem wenig, oder nichts. Da sie nie Ursache zum Mißtrauen gegen ihn hatten, oder weil ihre Geschäfte und Sorgen, ihnen die strengene Aufmerksamkeit für ihn, verboten, so konnt' er, wenn sein Ta-

gewerke vollendet war, gehen, wohin er wollte, und dann ging er zu seinem jungen Lehrer.

Auf seinem Stübchen, bei einer sparsamen Lampe, die er vom eigenen Verdienst unterhielt, stellte er seine Wiederholungsstunden an.

Zwar überraschte ihn zuweilen die Mutter, nahm ihm das Licht, stellte ihm seine Neigung (die so gefährlich für seine Gesundheit werden konnte) vor, — und oft bestieg er mit nassen Wangen sein Bett. —

Der Vater war nachdenkender, und schützte ihn oft vor den mitternächtlichen Besuchen der Mutter, doch ging der liebe besorgte Vater oft, wenn sie schlief, hin, um den Schaden, der vom Licht entstehen konnte, zu verhüten.

So erreichte der adle Knabe sein zwölftes Jahr. Er hatte die Unterweisungen seines Lehrers genutzt, ohne die ihm angewiesenen Pflichten seines Tagewerks im geringsten zu verabsäumen, als ihn ein Trübsinn ohne Gleichen überfiel, seine Neigung, so ganz seiner gegenwärtigen Bestimmung widerstrebend, war's, die ihn veranlasste.

Glaubt Kinder, der zwölfiährige Knabe sah nun alle Schwürigkeiten ein, welche sich seinem höchsten Wunsch entgegen stellten. Er mußte kämpfen mit den vernünftigsten Vorstellungen seiner selbst, mit den traurigsten Aussichten für die Zukunft, mit der gesetztesten Weigerung einer deutschen Mutter, mit den liebevollsten Bitten eines zärtlichen Vaters. Aber er empfahl

seine Sache Gott. Ihn rief er an, sein Herz zu lenken, damit er die beste Wahl für künftige Bestimmung träge.

Wie nachahmungswürdig wird euch hier der ädle Knabe! O ihr Alle, liebe Kinder, die ihr dies leset, oder hört, und denen die Eltern freie Wahl lassen, welche einem Stande ihr euch widmen wollt, gilt bei euch die Bitte eines Freundes, der euch liebt etwas, so seid ja bei dieser Gelegenheit vorsichtig, fangt eine solche Wahl, von der eure zeitliche Glückseligkeit gewiß, und nicht selten auch die ewige abhängt, ja nicht so ohne Ueberlegung, und ohne den Beistand Gottes zu erstehen, an, empfehl dem Allweisesten eure Sache, ihm, der für euch sorgt, und alles herrlich hinaus führt.

Mein Vater that das, und fuhr wohl dabei.

Es erfolgte etwas, das plötzlich den Willen der Eltern ihm geneigt machte, und Gott, auf den er grenzenlos sein Vertrauen setzte, sorgte weiter.

Dafür wird ihm jetzt noch der Verklärte danken! und auch ich, der ich so weit es für diese unvollendete Frist möglich sein kann, seinen Plan mit ihm zu überschauen glaube, bringe ihm Preis, und Lob, und Dank! und mein Herz schlägt stärker, und ich weiß keine Worte mehr zu sagen. — Aber Schweigen ist dem lieben Gott auch Dank!

Die täglichen schweren Arbeiten, die öfteren Nachtwachen, die Anstrengung des Leibes und des Geistes — und die geheimen Sorgen,
wie

wie wird's in Zukunft werden? griffen seinen Körper an, und ein hizziges Fieber überfiel ihn. Er war dem Tode nahe.

Jetzt quälte sich die Mutter mit Vorwürfen, und wurde nachgiebiger, sie wollte also, nach Menscheneinsicht g'urtheilt, den schweren Kampf mit Unmöglichkeit anfangen.

Genesungsmittel, und die starke Natur halfen dem Sohn. Gott schenkte ihm die Gesundheit wieder.

Raum konnt er einige Stunden das Bett verlassen, als er sich wieder so ganz seiner herrschenden Neigung überließ. Und in den ersten Tagen seiner Wiederherstellung erfolgte zwischen ihm und seinem Vater eine Scene, die ihn seinen Wünschen näher brachte, die er oft mit inniger Rührung erzählte, von der ich mich noch erinnere, welch einen großen Eindruck sie auf mich machte, — die ich also anführen muß.

In einsamen Kämmerchen, niemanden vermuthet, hatt er sich vor Gott niedergeworfen. Er dankte innig seinem Erhalter für seine Genesung, und rief ihn an, wenn jene Neigung zum Studiren sein Werk wäre, ihm doch auch Mittel und Wege zur Vollendung desselben, anzuweisen.

Sein Vater wolte ihn besuchen. Er hörte leise reden, blieb also vor der Thür stehn, um zu vernehmen, was das wäre. Er vernam das Gebet, Tränen kamen dem frommen Mann in die Augen, er stürzte ein: Ja mein Sohn! sprach er: Wir wollen uns nicht weiter sträu-

ben, deine Mutter und ich, — auch mein Letztes, wenn's sein muß, will ich hingeben, und Gott wird deinen Entschluß, und unsern Befehl zu demselben segnen.

Von der Zeit an besuchte mein Vater die lateinische Schule, seine Lehrer nahmen keine Ersezzung ihrer Mühe von seinen Eltern. Der Fleiß des Jünglings war ihr Lohn, seine Tugend und Rechtschaffenheit ihre Vergeltung.

Bald fing er an, selbst zu unterrichten, oft bis zum späten Abend, und durch seine Sparsamkeit samlete er sich schon zum Voraus — für die academischen Jahre.

Sein vortrefflicher Jugendwandel verschafte ihm Gönner und Freunde, die ihn unterstützten. — Selbst hier fand er einen Mann, den ganz Lübeck als Vater ehrt, und den ich Euch nennen würde, wenn der ädle Wohlthäter das liebte, aber er ist lieber groß in stillen Thaten, der sich seiner so liebeich annahm, daß bald alle ängstliche Gedanken aus den Herzen der Eltern und des Sohnes schwanden.

Er studierte in Helmstedt. —

Auch hier meine Kinder, bewieß es sich bei meinem Vater, daß es nicht allemahl vornehme Geburt, Reichthum und Aufsehen sind, die uns Freunde, Hochachtung und Liebe verschaffen, sondern daß redliche Erfüllung unserer Pflichten, verbunden mit stiller Bescheidenheit, auch beim Mangel aller der eben genannten Vorzüge stets ihre Verehrer, Freunde, Unterstützer finden. Die, auf letztere Art erworben,
sind

sind stets ächter, bewährter stets bleibender, als die auf jene Art entstandene, die nur gar zu oft Eigennuß und Begierde in fremdem Glanz zu schimmern zu den Vornehmen und Begüterten führt.

Auf welche Weise mögtet Ihr Euch am liebsten Freunde erwerben?

Doch eh ich weiter gehe, muß ich zuvor einige Anmerkungen einstreuen, die meinem Zwecke angemessen sind.

Die erste betrifft unsere Wahl einer künftigen Lebensart. Gewöhnlich will der Sohn das werden, was der Vater ist, oder er muß das werden, weil sein Vater ohne seine Neigung dabei zu Rath zu ziehn, aus Liebe zu seinem Stande den Sohn auch dazu bestimmt. —

Ihr meine Kinder, habt das Letztere von euren Vätern nicht zu befürchten. Sie, zu weise und zu zärtlich, nach blinder Willkühr etwas zu bestimmen, wobei so mancherlei Neigung, Anlage, — — Umstände zu Rath gezogen werden müssen, werden größtenteils euch selbst diese Wahl überlassen, und nur durch ihre mehrere Erfahrung, bessere Kenntniße eurer Fertigkeiten als ihr selbst habt, Euch zu Hilfe kommen, rathen, warnen, lenken! — Und Gott bitten, daß er selbst Euch die Wahl des Besten lehre. Vor eurem zwölften Jahr dürft ihr auch keinen sichern Entschluß in dieser so wichtigen Sache fassen. Was ihr jetzt lernt, die Sprachen, die Wissenschaften werden euch immer

mer müssen, ihr mögt eine Lebensart wählen, welche ihr wollt. *

Nicht bei euch allen wird so ein unwiderstehlicher Zug sein, als bei dem Mann von dem ich Euch erzeble, (daß es bei ihm unwiderstehlich war! beweisen die Schwürigkeiten und Mühseligkeiten, welche er überwand,) und also, liebe Kinder! müßt ihr bei dieser Wahl einer künftigen Lebensart folgendes beobachten:

Erstlich bittet Gott! daß er eure Neigung lenke! — Wollt ihr aber der Erhörung dieses Gebetes gewiß sein, so müßt ihr

Zweitens: Die Neigung selbst prüfen, aus welcher Quelle sie kam? Ihr seht mehrtheils den Stand den ihr wählen wollt, nur von der Aussen Seite an, denkt euch die Freuden, das Glänzende, das Bequemliche, welches mit ihm

- Der Verfasser setzt bei dieser Behauptung voraus, daß er nur für Kinder aus gesitteten Ständen schreibe, für solche, die nicht andere Verhältnisse zwingen, Handwerk, oder Brodkunst zu lernen, für diese mögte so eine Wahl im zwölften Jahr wohl zu spät sein, da Vorurteil und Menschenquälerei noch stets für gut befinden — ein Handwerk, welches der dümste Kopf in einem Jahr lernen könnte — 7 Jahre lernen zu lassen? — Lernen? Ja, wenn Domes- tiquenarbeit verrichten, — hin und her laufen auf den Gassen — auch Lernen wär! — — —

ihm verbunden ist, das Ehrenvolle, u. s. w. Selten denkt ihr Euch die eigentlichen Pflichten desselben, das Lastige, Mühsame; — selten die Fertigkeiten die man haben und mit in denselben bringen muß, wenn man iener Vortheile desselben genießen will. — Darum

Drittens zieht die Umstände zu rathe, und die Fähigkeiten die ihr besitzt, und bemüht Euch

Endlich vorauszusehn, in welchem Stande ihr Euch durch Gemeinnützigkeit und Wohlthaten am meisten über das Mittelmäßige erheben könnt, und dann wählet. Habt ihr gewählt, so bleibt fest bei eurem Vorsatz, ihr wißt es schon was aus den Menschen wird, die heute dies, morgen etwas anders wählen.

Meine zweite Bitte an Euch ist diese: Ertragt alle Beschwerneisse, bekämpft die Schwürigkeiten, die sich Euch hier und da im Wege stellen, und äußert auch hier das Euch so oft empfohlene Vertrauen auf Gott, wenn ihr nun einmal nach ebengedachten Regeln gewählt habt.

Wie wohl fuhr mein Vater dabei, daß er über alle Beschwerneisse und Schwürigkeiten, die sich ihm auch in Helmstedt in den Weg stellten, Sieger wurde: und voll Vertrauen auf Gott, das alles überwand. Eben dies, und sein frommer Wandel, verschafften ihm die angesehensten Gönner, die gutdenkendsten Freunde, die ihn unterstützten ihm die Lehrstunden zum Teil unentgeltlich verschafften, — und ihm, in den wenigen Stunden, die er übrig hatte, ihre Kinder anvertrauten, oder sonst etwas durch Ab-

schreiben

schreiben, oder andere Ausarbeitungen zu verdienen gaben.

So waren nun auch hier drei mühevollen Jahre verfloßen. Aber er hatte sie benutzt, und der Lohn seiner Arbeit in der Jugend war nahe.

Er kam zurück in seine Vaterstadt. —

Gott, welcher ein Aublick eröffnete sich hier dem zärtlichen Sohn! Er fand seine Eltern in den elendesten Umständen. Krankheit, Todesfälle ihrer andern Kinder, herannahendes Alter, — erlittener Betrug, hatten sie in die traurigste Lage versetzt.

Die Guten hatten nie dem Sohn die wahre Beschaffenheit ihrer Umstände geschrieben, um seinen Muth nicht zu schwächen, oder damit er nicht noch mehr entbehren sollte, denn sie kannten sein Herz, daß er, hätte er alles so gewußt, wie es war, sein Letztes nicht gespart hätte, um ihnen ihre Leiden zu erleichtern.

Mit ihm kam ihnen Hülfe. Er war bald im Stande sie dem Jammer zu entreißen, denn er war arbeitsam, und das Schwerste ward ihm leicht bei den Gedanken an seine Eltern.

Noch war er kein Jahr wieder in Hamburg gewesen, als er zu einer der angesehensten Predigerstellen an einer Hauptkirche berufen wurde.

Der Tag seiner Wahl war ein Festtag für viele Aedle, war Festtag für's Volk, welches ihn ungemein gerne hörte, sehr ihn liebte, und durchaus ihn zum Lehrer haben wolte. —

Sechs und zwanzig Jahr war er in diesem Amte, und sechs und zwanzig Jahr genoss er desselben Beifalls, derselben Liebe, mit welchen er im Anfange aufgenommen war.

Seine Geschäftigkeit verließ ihn nie. — Nie seine Treue, nie sein Eifer, ganz das zu sein, was er war, Sohn, Gatte, Vater, öffentlicher Lehrer, und weiser Rath, zu dem viele Tausende ihre Zuflucht nahmen.

Seine Eltern erlebten noch lange sein Glück, denn sein Vater starb im neun und siebenzigsten, seine Mutter im ein und achtzigsten Jahr ihres Lebens. Nun konnte der Sohn erst recht dankbar sein. Er verpflegte sie auf's beste bis in den Tod, schafte ihnen Freuden, die sie vorher nie kannten, und wie oft pflegten die beiden grauen Leute Tränen der Freude und des Dankes an seiner Brust zu weinen, und ihm das so seltene, in ihrem Verhältnisse aber wahre Zeugniß zu geben, — Er habe mehr für sie gethan, als sie für ihn.

Welch ein Gatte und Vater er war — Gerade so wie Eure Väter es sind. O! oft wenn ich sie und Euch zusammen sehe, dann fährt mir der Gedanke durch die Seele, der Dank für meinen Schöpfer ist, daß ich auch so einen Vater hatte, und der Vorsatz, auf's lebhafteste Euch auf das Glück aufmerksam zu machen, welches ihr genießt, — welches ich vielleicht in eurem Alter selbst nicht so erkante, wie ich gesollt hätte, — und seht, der traurige Gedanke feuert mich denn um so vielmehr an, Euch zuzurufen:
Blinder!

Kinder! dankt Gott für Eure so gute Eltern!

Welch ein Lehrer, und Rath für die, die desselben bedurften, er war! können und werden alle die bezeugen, die ihn kanten. Seine so große zahlreiche Gemeinde! Er trug alle im Wasserherzen, trocknete manche Träne, theilte sein Brod mit dem Dürftigen, und der große vielfältige Undank, den er erfuhr, kränkte ihn zwar, aber verschloß nie sein mildes Herz. Er erbarmte sich aller — so wie Gott sich über ihn erbarmet hatte. Ansehen der Person galt bei ihm nicht. Der Reichen und der Vornehmen Unrecht hieß er so wenig gut, als das, der Armer und Geringern! — Im Dienste Gottes verzehrte er seine Kräfte.

Welch ein Freund er war, wie warm, wie uneigennützig! wie ganz, wie mancher, jetzt Mann, damals Jüngling, an ihm einen Vater fand — Um Euch davon zu überzeugen hättet ihr die Tränen sehen müssen, und die Blumen, die voll B:hmuth, und Danks, und frommer Empfindung über ihn geweint, und auf sein Grab gestreut wurden. —

Sie sind verstiegt, verwelkt — auch seine Hülle wird schon ganz aufgelöst sein — Aber vor Gott fließen sie noch, duften sie noch, in dessen Gegenwart sein vollendeter Geist ist. —

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Fortsetzung des zehnten Abends.

So gesund — und von einer kleinen Un-
päßlichkeit hergestellt, verließ er auch am
Tage seiner Vollendung das Haus. Er ging in
der frommen Absicht einen Sterbenden Trost
und Ermunterung einzusprechen. Schon saß
er, und redete am Krankenbett Worte des Frie-
dens, als der Herr seinem Engel gebot; — sei-
ne Seele zu vollenden. — — Und er vollendete
sie, in zwei Augenblicken.

Von unserer Trauer, kein Wort! — Von
mir selbst bei dieser Gelegenheit, wenig! Ich
war wohl 50 Meilen entfernt, in Jlfeld. —
Doch wirkte die Todes Nachricht so auf mich,
daß ich vergangen wäre, hätten meine vortrefli-
chen Lehrer nun nicht ganz Waterstelle bey mir
vertreten.

Ewig — ädler Mann! * wird mirs unergeslich sein, was du bei der Gelegenheit mit einer mitleidigen Träne im Aug mir sagtest. Ich sollte, sprachst du, mich der Worte Jesu erinnern :

Was ich izt thue, weißt du nicht, du wirst es aber nachmals erfahren.

Zum Zeil hab ich erfahren?

Ich führte diesen letzten Umstand, diese herrlichen Worte, vorzüglich für Euch meine iungen Leser und Leserinnen an, — die ihr mit mir ein ähnliches Schicksal hattet, — oder vielleicht haben werdet, — auch für Euch, liebe Kinder — in so einer Trauerstunde zum Trost — aber Gott entferne sie weit! —

O Kinder! betet für das Leben Eurer Eltern! Erhaltet es durch die Freude, welche ihr ihnen macht, so lange als es möglich ist. —

Glaubt mir, es weiß keiner, was es heißt, einen Vater verlieren, als wer es erfuhr.

Ich

- * Dieser würdige Mann war damals Subrector — und wurde kurz darauf Conrector des Königl. Paedagogii zu Hildesb. Jetzt hat die vortreffliche Regierung zu Hannover, die Verdienste schätzt, ihn zum Rector desselben gemacht. Er ist ein Mann — groß im Stillen, und ganz ädel!

Ich freue mich auf den Tag, da ich ihn wieder finde. Und Kinder, wir wollen alle auf's Neue bei dieser Gelegenheit den schönen Entschluß fassen —

Seinen Wandel anzusehn, — und ihm nachzufolgen.

(Ende des zehnten Abends.)

Filfter Abend.

Franz und Matthias.

Der Freund.

Soltet ihr es wol glauben, liebste Kinder, daß wir, wenn wir nur einen Fingerbreit von der Tugend abgewichen zu sein meinen — in der That schon eine Handbreit von ihr sind? oder, daß ein Tropfen Sünde den Menschen durch und durch vergiften könne?

Und doch ist es in der Erfahrung aller, welche hier schon, indem sie die natürlichen Folgen ihrer Vergehungen trugen, und so Gegenstände der Verachtung, oder eines Mitleidens wurden, welches sie nicht retten, ihnen nicht helfen konnte, doch sag ich, ist es in der Erfahrung

rung aller dieser Unglücklichen bestätigt — daß sie noch fest zu stehen glaubten, als sie schon strauchelten, zu straucheln wähnten, als sie schon fielen — sich vom Fall erholt meinten, zu der Zeit, da sie immer tiefer sunken in einen namenlosen Ungrund. Dann wann nun alles um sie her schwand, dann wann sie nun zum Bewußtsein ihrer selbst kamen, waren sie so durch und durch unglücklich geworden, daß andere ihnen nicht, daß sie sich selbst nicht helfen konnten.

Es gehört nur eine kurze Zeit dazu, lasterhaft zu werden, eine wilde Unbesonnenheit, und die Weigerung, die Folgen derselben zu tragen, die von der falschen Scham erzeugt wird, als ob's Schande wäre: zu bekennen, — **ich that Unrecht!**

Zurück alsdann zur Tugend zu kehren, — das ist so schwer — darum ist's besser, man weich' nicht einen Fingerbreit von Gottes Wegen ab.

Jedoch diese Schwürigkeiten, die mit der Rückkehr verbunden sind, müssen uns nicht abhalten, dieselbe mit aller Kraft anzufangen, fortzusetzen, zu vollenden. Wir müssen vielmehr dies Durchdringen, dies Ueberwinden derselben als eine Art von Genugthuung ansehen, die wir der beleidigten verlassenen Tugend schuldig sind.

Auf keine andere Weise kann ein junger Mensch zurück kehren, ja es ist Pflicht für ihn, durch das schöne Beispiel, welches er nun giebt, wie

wie man die Schwierigkeiten, die mit der Rückkehr verbunden sind, bekämpfen könne, das vorige gemeinschädliche Exempel auszutilgen, welches er sonst gab.

Ueberdenkt Kinder, das was ich bisher gesagt habe. Um es Euch zu erleichtern, um Euch diese für euren Verstand — besonders für eure Tugend höchst wichtigen Lehren, in's Herz zu prägen, will ich Euch nun zwei Beispiele aufstellen:

Den Franz, der auch abwich vom rechten Weg, — der aber so bald er's merkte, zurückkehrte — und den Matthias, der immer weiter fortging auf der Bahn, die nicht gut ist — den Kampf mit den Schwierigkeiten der Rückkehr zu schwehr hielt — bis er endlich — doch ihr werdet es wohl hören:

Franz und Matthias waren Nachbars Kinder. In ihrer frühen Jugend, (denn sie waren fast von einem Alter) stets Gespieler. Auch billigten beider Eltern ihre Freundschaft. Sie kamen nun in's Alter, wo der Unterricht anfangen mußte. Sie hatten gemeinschaftliche Lehrer. Franz war sehr lebhaft, offenherzig, verzieh bald, wenn man ihn beleidigt hatte, wandte gern alles zum Besten, und gab oft nach. Matthias war finsterner, zurückhaltender, spielte gern, wenn er nicht bemerkt war einen tückischen Streich, und wußte mit der scheinheiligsten Miene andere die Verweise und Strafen zu verschaffen, die er verdient hatte.

Franz gestund stets offenherzig, wo er gefehlt hatte. Beim Matthias fand man selten, und immer nur dann erst, wenn er lange standhaft geläugnet, und nun unwiderredbar überwiefen war, daß er eine Verzehung eingestund, und auch dann wüßte er tausend Beschönigungen derselben, — und machte dadurch seinen Charakter stets verdächtiger!

Na wie gefällt Euch der Matthias?

Alle.

Gar nicht? — Abscheulich.

Der Freund.

Warum nicht? Sag mir doch ein ieder: Warum nicht?

Gottlob.

Er war ja nicht offenherzig, also log er, — und Lügen ist der Anfang aller Laster! —

Der Freund.

Sehr wahr gesagt, lieber Gottlob! —

Fritz.

Das tückische Wesen an ihm gefällt mir gar nicht, denn dadurch pflanzte er ja die Neigung in seine Seele, immer auf seinen Kopf zu bestehn, und das geht doch in der Welt so nicht an. —

Der Freund.

Nun lieber Heinrich — was meinst du?

Heinrich.

Das Beschönigen seiner Laster gefällt mir gar nicht, denn nun konnte man ihn ja nicht zu recht weisen — und das machte auch wohl, daß er stets so mürrisch war. —

Jeronimus.

Ich mag den Matthias auch nicht leiden, weil er so verheulerisch und deswegen kein alter Deutscher war, denn die liebten die Offenherzigkeit sehr. —

Der Freund.

Du hast Recht Jeronimus — Diese Offenherzigkeit, die aus der höchsten Ehrlichkeit entsproß, war ihr vorzüglichster Nationalcharakter — Laßt uns ihnen in der ehrlichen Offenherzigkeit ähnlich werden. — Aber laßt uns — (so wie Zeiten und Sitten igt sind,) diese Offenherzigkeit von der besten Weisheit lenken lassen? Wie versteh ich das wohl, lieber Fritz?

Fritz.

So recht weiß ich es nicht — Vielleicht soll man bei dieser Offenherzigkeit, Umstände, Gelegenheit, Personen betrachten, denn ich habe wohl gehört, daß gar zu große Offenherzigkeit auch nicht gut sein soll.

Der Freund.

Recht lieber Fritz. —

Aber ihr meine Kinder, müßt gegen Eure Eltern und Lehrer stets auf's strengste offenherzig sein — dann wird man die Kenntniß, welche man durch diese Offenherzigkeit von Euch erhält, auf's beste zu Eurem wahren Wohl nutzen.

Franzens Eltern sahen es ein, daß Matthias so wie er igt sich äußerte, nicht der beste Gesellschafter für ihren Sohn sei. — Sie trennten ihn also von demselben.

Doch sahen Franz und Matthias einander oft, und theilten ihre Freuden und Spiele gemeinschaftlich.

Der Vater des erstern wurde durch verschiedene Betrachtungen abgehalten, seinem Sohn so ganz den Umgang mit seinem kleinen Nachbarn zu untersagen, die vorzüglichste derselben war: er möchte Matthias Vater beleidigen. Aber, da er offenbar den Schaden einsah, der seinem Franz durch den häufigen Umgang erwachsen konnte, so that er, was jeder rechtschafne Vater in diesem Fall thun würde. —

Heinrich.

Nun was that er?

Gottlob.

O wollen Sie mir nur nicht erst sagen, was das vor ein Schaden ist, der dem Franz erwachsen könnte, weil er mit dem Matthias umging?

Der Freund.

Kannst du den nicht selbst errathen? Gottlob!

Sieh! du hast gelernt, daß unsere Seele unter allen Instinkten, auch den Instinkt der Nachahmung hat? worin besteht er?

Gottlob.

Die Seele fühlt sich gezwungen, das nachzumachen, was sie bei andern sieht, ohne daß sie oft deutlich die Ursach angeben kann, warum sie das thut.

Der Freund.

Hast Recht! — Dieser Instinkt ist, wie ihr aus verschiedenen Proben wißt, bei euch Kindern

dem ungemein stark. — All eure Spiele sind nichts-anders als Würlungen und Aeußerungen dieses Instinktes. — Nun

Jeronimus.

O! nun weiß ich schon was Sie sagen wollen. Franz sein Vater war bange, sein Sohn mögte das Unartige, welches er vom Matthias sähe, nachmachen. —

Der Freund.

Getroffen! das wolt ich sagen. —

Und hatte der Vater denn nicht großen Schaden für seinen Sohn zu befürchten? Da es gewiß ist, daß böse Gesellschaft gute Sitten verdirbt, so folgt auch daraus, daß ein Lastersünder durch seine Handlungen, Reden, ja durch seine Mienen den noch Schuldblosen, Unverdorbenen, bald verderbt, bald schuldig, — oder böse machen kann.

Fritz.

Ja, und so verführt der Verfährte wieder einen andern — und das geht immer so weg.

Jeronimus.

Als wir vorigen Sommer mal auf der Lachswehr * waren, und da so an der Trave spazieren gingen, — wißt ihr das nicht mehr, da nahm unser Freund einen kleinen Stein, und warf ihn ins Wasser.

Der Freund.

Das that ich — und was sagt' ich dabei?

3 5

Alle.

* Ein Lustort bei Lübeck.

Alle.

Daß — — so wie — wir sollten —

Der Freund.

Einer, liebe Kinder! Einer! — du
Heinrich!

Heinrich.

Sie sagten, wir sollten mal sehen, erst setzte der Stein nur einen kleinen Theil des Wassers in Bewegung, diese Bewegung grif aber bald so weit um sich, daß das ganze Wasser so ein klein Wisgen unruhig wurde.

Fritz (lächelnd.)

Das ganze Wasser?

Heinrich.

Das versteht sich von selbst, so weit wir sehen konnten.

Der Freund.

Gut, aber was sollte das? — Nicht alle antworten! diesmal Fritz!

Fritz.

Das sollte ein Gleichniß sein, wobei wir behalten sollten, wie ein Lasterhafter so viele Lasterhafte machen könne.

Der Freund.

Ja Kinder! und was ich dann mehr sagte, die Worte unsers besten Lehrers, die hieher gehören, und welche ich euch dann erklärte, werden, hoff ich, noch eben so, wie dies Gleichniß in eurem Gedächtniß, und in eurem Herzen sein!

Doch

Doch ist nicht offenbare Verführung, die ihr zu befürchten habt, und wider die ihr streiten müßt. Nicht leicht wird jemand so gerade zu euch etwas zumuthen, welches so ganz aufgedeckt, wider die Regel der Tugend, und wider eur Gewißen ist.

Verführung, die recht darauf ausgeht, andere schlimmer zu machen, erscheint im Gewand der Schmeichelei, fängt zuerst unsre Eigenliebe, und wir thun also wohl, wenn wir uns schon früh gewöhnen, nie der Schmeichelei, welche uns Vorzüge beilegt, die wir nicht haben, oder die wirklich guten Eigenschaften, die wir besitzen, mehr erhebt, als sie verdienen, ich sage, wir thun wohl, wenn wir dieser Schmeichelei nie unser Ohr, nie ein zufriedenes Lächeln gewehren.

Der Mensch ist nirgends empfindlicher, als bei der Eigenliebe! Diese artet so schnell in Selbstliebe aus, und wird dann ein Camäleon, welches seine Farbe alle Augenblick ändert: — welche Täuschungen spiegelt sie uns nicht vor! Gewiß Kinder! wenn wir unsere Eigenliebe mäßigen, ordnen, durch Vernunft beherrschen können, so haben wir einen ziemlichen Grad der Kenntniß unserer selbst, — und einen nicht unbetrüglischen Anfang zur wahren Rechtschaffenheit des Herzens gemacht.

Aber wir haben uns verirrt! Dir Heinrich bin ich noch die Antwort schuldig. Du fragtest, was Franz sein Vater denn that, von dem ich

ich behaupten konnte, daß es ieder rechtschafne Vater in diesem Fall thun würde. —

Heinrich.

Ja!

Der Freund.

Er siepte über alle Bedenklichkeiten, über alle Furcht, ob sein Nachbar ihm böse würde. —
Er ging zu ihm:

Lieber Nachbar fing er an, nehmt mir's nicht ungütig, wenn ich als ein guter Freund euch sage: Ich glaube ihr seid nicht aufmerksam genug auf euren Matthias. Ich habe während der Zeit, daß er in meinem Hause aus und einging, so manches von ihm gesehen, welches ich, wenn's mein Franz gethan hätte, so nicht hingehen lassen würde! —

Lieber Freund, antwortete der Andere, Ihr wißt, ich habe so viel zu thun, daß ich mich um den Jungen nicht kümmern kann. Ich sehe ihn nie, als des Mittags, und denn ist er ganz ordentlich.

Aber so könnte doch eure Frau —

Sie könnte freilich wohl, aber ihr wißt, welch einen großen Umgang wir haben, der — und das sonstige Hauswesen machen es ihr fast unmöglich —

Kinder, wie viel glücklicher seid ihr hier abermal! wenn ihr das Betragen eurer Eltern mit diesem Bekenntniß des Matthias Vaters vergleicht. Vergesst nicht auch dafür Gott und euren Eltern zu danken.

Der

Der alte Franz hatte manches auf dem Herzen, aber er ließ es dabei bewenden, seinen Nachbarn nur mit wenigen der Verantwortung zu erinnern, die solche Eltern vor ihrem Gewissen und vor Gott haben würden, welche die wichtige Sorge der Erziehung ihrem Vergnügen aufopfern. — — —

Jetzt blieb dem rechtschafnen, für seinen Sohn aufs zärtlichste besorgten Vater nichts übrig, als seinem Franz aufs strengste allen Umgang mit dem Matthias zu verbieten. Franz war gehorsam, er vermied ihn, so viel er konnte.

Einige Zeit darauf mußte Franz der Vater mit seiner Gattinn wichtiger Angelegenheiten willen, eine Reise, die wohl einige Monate dauern konnte, antreten. Er überlegte, ob er seinen Sohn mitnehmen wolte? Die Betrachtung, wie vieles er in den Wissenschaften versäumen würde, bestimmten ihn endlich, ihn der Aufsicht seines rechtschaffenen Lehrers, und eines getreuen Handlungsbedienten anzuvertrauen, — und die Reise ging vor sich.

Der Lehrer, zu dem Franz täglich ging, sah nun strenger darauf, ob er auch das alles leistete, was er konnte, — und beschäftigte ihn zu Hause mit Ausarbeitungen, auch mit Handarbeiten, zu denen Bewegung des Leibes erfordert wird, die der Gesundheit der Kinder so zuträglich, ja nothwendig ist. — Wenn's Umstände und Geschäfte litten, nahm er ihn auf seinen Spaziergängen mit, die für den Knaben immer sehr lehrreich waren, — denn — (ich muß

muß euch das in's Ohr sagen.) Franz theilte das Vergnügen eines Spazierganges nicht, ob er recht tüchtig gelaufen, — nicht nach dem, was er genossen, sondern nach dem, was er neues, nütliches gelernt, für seinen Verstand, und für sein Herz gesammelt hatte.

Eines Abends — während dieser Abwesenheit seiner Eltern, als Franz in seinem Stübchen saß, und an einem Aufsatz arbeitete, den ihm der Lehrer aufgegeben hatte, um ihn zum Nachdenken zu gewöhnen, sprang Matthias herein. Franz erschrock, daß er ganz blaß wurde.

Matthias.

Hab ich dich doch wohl in hundert Jahren nicht gesehen, Franz! warum bist du mir böse, daß du gar mich nicht besuchst?

Franz.

Böse bin ich dir gar nicht Matthias! — Aber ich muß dir nur sagen, meine Eltern wollen's nicht haben, daß ich mit dir mehr spielen soll.

Matthias.

Dein Vater hält dich auch gar zu streng, und nimt alles so genau!

Franz.

Sag das nicht, ich weiß gewiß mein Vater hat mich lieb, und meine Mutter auch, ich weiß also, daß sie alles aus Liebe zu mir thun.

Matthias.

Nu! nu! wir wollen uns darüber nicht streiten!

Hör,

Hör! weißt du, warum ich eigentlich herkam? Meine Eltern sind auf's Land, und kommen übermorgen erst wieder. Da hat mir nun der Gärtner versprochen, mich auf dem Kahn zu fahren, draussen, auf dem Fluß bei unserm Gärtner, du weißt wohl! Nun wollt ich dich fragen, ob du mit wollest?

Franz.

Auf'n Kahn fahren mag ich sehr gern! ich hab auch den ganzen Sommer das Vergnügen noch nicht gehabt!

Aber wenn's meine Eltern erführen.

Matthias.

O die bleiben noch lange weg!

Franz.

Wenn gleich, es ist doch immer Ungehorsam! — Und denn, wie soll ich mit meinen Sachen fertig werden? — Wenn ich die Morgen nicht liefere, so wird der Lehrer böse!

Matthias.

Ey, wie lange werden wir denn wegbleiben? Jetzt ist's 6 Uhr, halb Neun bist du wieder zu Hause, und dann kannst du noch genug schreiben!

Nach vielem hin und her reden gab Franz endlich nach, und schüchtern wandelte er mit dem Matthias fort. — Seht hier Kinder den ersten Grad des Falles. Schon zwei Verbrechen liegen in seiner Einwilligung. — Ungehorsam und Verabsäumung wichtiger Geschäfte um eines Vergnügens willen.

Eie

Sie fahren auf dem Wasser. So gern Franz sich recht freuen wolte, so kont er's doch nicht. Es lag ihm immer so schwehr auf dem Herzen. So gewiß ist es, daß unerlaubte Freuden nie schmalhaft sind, und ihres eigentlichen Zweckes, Aufheiterung verfehlen. —

Jetzt kamen sie wieder ans Land. Sie spielten noch allerlei, Matthias fing auch oft Zank an, und wäre Franz nicht nachgebend gewesen, so hätte ihre Freude wohl gar ein trauriges Ende genommen.

Franz kam zu Hause. Der Freund, dessen Aufsicht der Vater ihn anvertrauet hatte, Frij. Der Handlungs-Bediente?

Der Freund.

Ja, der hatte seine Abwesenheit bemerkt, und fragte ihn, wo er gewesen wäre? Die Wahrheit durfte Franz nicht sagen, weil er die Ehrlichkeit des Mannes kannte, der es gewiß für Pflicht gehalten hätte, dem Lehrer diesen Ungehorsam zu melden. Franz mußte also zur Unwahrheit seine Zuflucht nehmen, er sagte, er sei bei einem seiner Schulfreunde gewesen. Der Mann erinnerte ihn, nicht in seiner Abwesenheit wieder aus dem Hause zu gehn, oder er würde es dem Lehrer melden.

Hier Kinder seht ihr abermal, wie schnell Laster fortbrüten. Diese Lüge ist schon die dritte Geburt von Franzens Fehlritte. Und so ist es mit dem Laster. Man darf nur den Samen derselben aussäen, schnell keimen Blüten hervor, — schnell sind Früchte da, die das ganze Herz vergiften.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Fortsetzung des eilften Abends.

Franz war müde, und dennoch mußte er mit seiner Ausarbeitung fertig sein, wenn sein Vergehen morgen nicht offenbar werden sollte. Er wandte sich also an eine Bedientin im Hause, bat um Licht — und die schwach genug, seinen Bitten nicht widerstehen zu können, gab. — Ich muß bei dieser Gelegenheit eine kleine Ausschweifung machen. Es gefällt mir nemlich gar nicht, wenn Kinder mit den Bedienten ihrer Eltern in gar zu großer Vertraulichkeit leben, von ihnen heimlich etwas annehmen, das die Eltern nicht wissen dürfen, u. s. w. Ich bin zwar der Meinung, daß ihr, meine Kinder, es für Pflicht halten müßt, diesen Personen gut zu begegnen, sie ja nicht zu beleidigen, aber das alles schließt die Vertraulichkeit, das Durchstechen mit ihnen nicht ein.

Am 4 Decemb. 1782. R Da-

Dadurch, daß sie auf eine Art, die den Eltern unbekannt ist, es mit euch halten, oder ihr mit ihnen, dadurch verderben sie oft die Erziehung eurer Eltern, dadurch verderbt ihr euch selbst. Daher kommt's denn, daß schlecht denkendes Gesinde euch Kinder oft zu Verheimlicher seiner Untreue, oder seiner Untugend macht, die Eltern in ihren Häusern nicht leiden würden, wenn sie sie wüßten. Gewöhnlich heißt es denn: „Ich will dir das geben — will das für dich thun, will das Papa und Mama nicht sagen, wenn du das verschweigst, das oder jenes, was du sagst, nicht offenbarest — u. s. w.“ Glaubt es mir, lieben Kinder, alles, was eurer Eltern Gesinde thut, daß Vater und Mutter nicht wissen dürfen, alles, was sie euch, es zu verhehlen bitten, ist Unrecht, und da ist es Pflicht, welche ihr der Liebe zu euren Eltern, ihrem Nutzen, der Ehre ihrer Häuser — Pflicht, welche ihr eurer eignen Tugend schuldig seid, solche Bitten abzuschlagen, und euren Eltern Tat und Birte zu entdecken. Niederträchtige Gesinnungen flößt man euch ein, wenn man euch zur Verletzung eurer Pflicht, durch Naschwerk, oder andere Kleinigkeiten erkaufen will, und ihr sei dauf dem Wege, niederträchtig zu werden, wenn ihr dadurch euch erkaufen laßt. Es war sehr unrecht von Franzens Aufwärterin, daß sie ihm Licht gab, da es ihr doch von den Eltern verboten war. — Lernt also auch das noch hier — Je strenger die Bedienten eurer Eltern Befehle, die euch

euch betreffet, erfüllen, desto mehr müßt ihr sie schätzen, und wenn ihr ihnen auch nur das Geringste zumuthen könntet, was diesen Befehlen entgegen ist, so thut ihr Unrecht, und Sünde, denn ihr wollt, daß sie euch ihren Gehorsam und ihre Treue aufopfern sollen.

Nun wieder zum Franz!

Er setzte sich zur Arbeit. Aber es wollte nicht fort. Er schrieb, strich aus — nahm zweimal anderes Papier, alles wolte nicht heften. — Endlich übermante ihn der Schlaf, die Feder fiel hin — Plötzlich wachte er mit einem lauten Schrei auf. Das Licht war umgefallen, sein Papier beschmutzt, im Begriffe zu brennen, und das Gefühl davon an seiner Hand hatt' ihn mit Schrecken erweckt. Er machte den Schaden gut, so viel er konnte, und hielt für's rathsamste zu Bett zu gehn. —

Und ich halte denn auch für's rathsamste — daß ihr auch zu Hause geht, und desgleichen thut! Aber nehmt euch in Acht mit dem Licht!

(Ende des eilften Abends.)

Zwölfter Abend.

Franz und Matthias fortgesetzt.

Der Freund.

Gewiß lieben Kinder, habt ihr in der vorigen

gen Nacht besser geschlafen, als der arme Franz. —

Er wälzte sich lange schlaflos — Alles, was er gethan, zeigte ihm sein Gewissen, welches sich weigerte, besleckt zu werden, so ängstlich, und was er morgen zu fürchten hätte, qualte ihn noch mehr?

Er konnte am Morgen nicht seine Ausarbeitung fertig machen, denn die Frühstunden waren dem Schreiben und der Musik gewidmet. —

Jetzt kam er zum Lehrer. Der sah's ihm gleich an, daß es nicht richtig mit ihm wäre. Franz schützte Unpäßlichkeiten vor, und weil er ziemlich blaß ausah, so glaubte der Mann ihm. Franz versprach heute doppelt fleißig zu sein — und so kam er durch. Jetzt faßte er den festen Vorsatz, nie ein Vergnügen wieder mit solcher Unruh und Angst sich zu erkaufen. —

Er war einige Tage sehr fleißig und streng in Beobachtung seiner Pflichten, sein Lehrer besuchte ihn, so oft er Zeit hatte — und es war alles so gut, es war kein bessere Knabe, als Franz. —

Da kam an einem heitern Abend

Fritz.

Nur nicht Matthias wieder!

Der Freund.

Ja, mein Lieber! Matthias kam. Er sollte wieder mit ihm zum Garten gehn, diesmal hatte der Gärtner eine Scheibe gemacht, nach der er mit Franz schießen wollte.

Zero-

Jeronimus.

Nun wär ich gewiß nicht mit ihm gegangen!

Der Freund.

Nun wir wollen sehen, was Franz thun wird! Mit seinem ihm Aufgegebenen ist er diesmal fertig. Das Schießen nach der Scheibe, der schöne Abend, sind große Lockungen, und werden noch größer durch das Zureden des Matthias. Zwei Hindernisse finden sich nur, kann er die bekämpfen — ich fürchte, er geht wieder mit. Einmal, er durfte ohne es anzuzeigen nicht aus dem Hause gehn.

Zwar war der Aufseher nicht zu Hause, (Matthias hatte ihn weggehen sehn, und sogleich die Zeit wahrgenommen in seiner Abwesenheit sich zum Franz zu schleichen) aber er mußte ihm doch anzeigen lassen, wohin er ginge — und vor's andere, er war nicht sicher, daß nicht der Lehrer käme. — Die letztere Besorgnis hob Matthias sogleich: Er versicherte, er hab ihn vor einer Stunde aus dem Thor fahren sehn.

Doch Franz faßte sich noch einmal. Nein Matthias, sprach er — laß mich — du zankst mir zu viel, belügst mich so oft, nein Matthias laß mich.

Matthias.

„Gewiß Franz, du sollst sehen wie artig ich sein will, nichts von Zanken, nichts von Schelten solst du wieder von mir hören, und
 A 3 „kein

„kein unwahres Wort. Geh doch mit. Was soll ich allein da machen?“

Franz.

„Wenn ich das wüßte! Aber was soll ich sagen, wo ich bin?“

Matthias.

„Laß es darauf ankommen! vielleicht bist du eher wieder zu Hause als er — und dann erfährt er gar nichts. Kommt er früher als du, so bist du spaziren gewesen — kom du mir, das hat nichts zu bedeuten.“

Und so ging Franz.

Heinrich.

Nun mag ich ihn gar nicht mehr leiden.

Der Freund.

Wie so!

Heinrich.

Ja, daß er sich doch wieder verführen läßt und mitgeht, da er so heilig versprochen hatte es nicht zu thun.

Der Freund.

Wir gefällt es auch nicht! Auch war es in der That sehr unbesonnen, und leichtsinnig — Aber prüfe dich, Heinrich, prüfet euch alle, liebe Kinder, ob ihr, wenn solche Gelegenheit, solche Lockungen, die eine so schöne Aussenseite haben, und so viel Vergnügen euch zu versprechen scheinen, einmal zu euch kommen, ob eure Standhaftigkeit, euer Glaube an guten Grundsätzen, so fest und unerschütterlich sein, daß sie nicht überwunden werden. Mein Rath wäre,
ihr

Ihr setzt lieber etwas Mißtrauen in euch, denn meine Lieben: Ein weisses Mißtrauen in uns selbst, ist die sicherste Brustwehr der Tugend.

Matthias hielt nichts von alle dem, was er versprochen hatte. Kaum hatte ihre Freude angefangen, so singen auch von seiner Seite Zank und Streit und Schelten an.

Die Scheibe nach der sie schoßen, war weiß, in der Mitte blau. Die Bolzen schwärzten sie an der Spitze, damit ein ieder seinen Treffer finden konnte. — Matthias fing so eines Treffers wegen, der nahe am Ziel war, mit Franz den Handel an. Er gehörte dem Letztern in der That. Matthias wolte ihn sich zueignen. —

Zanken mit dir, sprach Franz; will ich nicht mehr. Unrecht kann ich auch nicht dulden, ich hab dir's bewiesen, daß dies mein Treffer ist. Ich will gehn, und von heut an, nie wieder Gemeinschaft mit dir haben. — Du hast mir schon unangenehme Stunden genug verursacht. — Leb wohl,

Glühend roth ward vor Bosheit der Matthias. Er hatte den Bogen in der Hand. Blizschnell lehrte er ihn um, und schlug mit der Kolbe dem armen Franz so in's Gesicht, daß er niederfiel. — So geh Schurke! sagt der Botsfiewicht, indem er den Streich vollführte.

Matthias sah Franz stürzen. Voll Furcht und Angst lief er zum Gärtner. Man hob den Betäubten auf, und fand, daß er heftigen Schaden an Auge und Stirn erlitten. Man

gebrauchte die ersten, die besten Mittel, die bei der Hand waren. Matthias log unterdessen eine Geschichte zusammen, als ob er gar keine Schuld dran habe, daß er ihm aus Versehen mit dem Bogen gestoßen, u. s. f.

Franz konnte noch nicht wieder reden.

Welch eine Nachricht war das in Franzens Hause, wohin man schicken mußte. Der Lehrer war da und der Aufseher, die beide sehr besorgt über Franzens Abwesenheit waren, und nicht den Ort seines Aufenthalts errathen konnten. Denn auch das hatte Matthias gelogen, daß er ihn habe ausfahren sehn.

Beide fuhren hinaus, um den armen Knaben zu holen. Auch ihnen erzählte Matthias seine Fabel. Franz konnte nichts, als durch Bewegungen das Unwahre in seiner Erzählung zu erkennen geben.

Hier war's nicht Zeit zum Untersuchen und zu Vorwürfen. Dem Matthias antwortete man, die Sache würde sich Morgen finden, ihr solle, so bald Franz nur im Stande wäre sie zu erzählen, in Gegenwart seines Vaters aufs genaueste nachgespüret werden.

Und so fuhr man mit dem verunstalteten Knaben zu Hause.

Es war eine schreckliche Nacht für den armen Franz. Er konnte nicht zusammenhängend denken. Die Schmerzen verscheuchten ihm den Schlaf. Seine zerrüttete Phantasie stellte ihm Bilder dar, die ihn ängstigten. —

Am andern Morgen ging der Handlungsbediente zum alten Matthias. Er bat ihn, mit seinem Sohn dem Kranken zu besuchen. Matthias hatte seinen Vater schon durch die mehr angebrachte Unwahrheit vorbereitet. — Jetzt saßen Beide am Bett des Kranken.

Franz hatte sich so weit erholt, daß er eine richtige ziemlich zusammenhängende Erzählung von dem machen konnte, was zwischen ihm und dem Matthias vorgegangen war. Er bekannte alles.

Matthias wurde so deutlich seines Verbrechens überwiesen, die Stimme der Wahrheit, die aus Franz sprach, welcher seine eigene Fehler weder läugnete, noch verteidigte, drang so tief in alle — selbst der Bösewicht fühlte ihre Macht — er gestand endlich alles, nachdem er lang genug hartnäckig gelehnet hatte.

Er ging begleitet von seinem Vater zu Hause. Zwar litt er hier die Strafe, die seinem Verbrechen angemessen war, denn wer andern Schmerzen macht, muß wieder Schmerzen leiden. Aber, wehe dem, der durch solche Strafen gebessert werden soll. Selten wird er's! — So ein slavischer unsoer Mensch wird nur aus Furcht vor der Strafe gut sein, — und ein solches Gut sein, ist um kein Haar besser, als Böse sein! —

Franz genas nach und nach zur Gesundheit.

Alles was Liebe, Besorgniß für die Wohlfahrt des Knaben, brennender Eifer, ihn glücklich zu wissen, dem Lehrer Rührendes einflößte

loute, sagte er dem Knaben. Und es wurde angenommen von ihm, mit einem Herzen, wie alle Kinder solche Ermahnungen annehmen sollten. Franz sein Herz kam ihnen entgegen. Seine Neue war die aufrichtigste, von nun an lernte er es einsehen, daß jede Abweichung von der Pflicht früh oder spät sich selbst bestraft, und er faßte mit Gott den heiligsten Entschluß, nie wieder die Stimme des Gewissens zu unterdrücken.

O meine lieben Kinder! — ich kann mich jetzt so ganz in die Stelle seines Lehrers denken. Wenn man Zöglinge hat, an denen unser ganzes Herz Theil nimmt, wenn man bessere Belohnungen kennt, als den Sold der Eltern, den man — weil Mangel an Glücksgütern und zwinget — anzunehmen gezwungen ist — wenn der Dank, der Beifall, die Hochachtung der Eltern mehr ist, als ihr Geld. — Wer in bestmöglicher Erfüllung seiner Pflichten sein Vergnügen sucht, ja Kinder, wenn ein Lehrer so denkt, so empfindet, so glaubt es, — alles was ihr thut, das, zwar nicht unmittelbar ihn beleidiget, aber doch Kummer (und der Kummer eines besorgten Lehrers ist ein Kummer ohne Gleichen) verursacht — greift sein Herz mit einer Traurigkeit an, — die ihm seine Lage verbittert, seine Freudigkeit, seine Lust zum Lehren raubt — und einen Freund beleidigen, der im ganzen Sinn des Wortes unser Freund ist, und dafür erkannt zu werden verdient, ist der strafbarste Undank. — Jeden rechtschaf-

nen

nen Lehrer beugt ein Kummer dieser Art auf's empfindlichste, je mehr, der, welcher ihn verursacht, Anlangen zum Uedlen, je mehr Gefühl für's Schöne er hat, je mehr ein Knabe wegen seiner sonstigen vortreflichen Anlagen Hoffnung erweckt!

Denkt dem nach, meine Kinder! was ich gesagt habe. Und werft dann zuweilen einen Blick in die Herzen eurer Lehrer, wenn ihr im Beqritf seid durch Unbesonnenheiten, und Flüchtigkeit, fränkenden Kummer zu machen.

Uebrigens meine lieben Kinder, ist es für meinen ihigen Zweck genug, den ich zum Anfange dieser Erzählung anführte, euch nur noch etwas Weniges vom Franz und Matthias zu sagen.

Franz hielt redlich seinen Vorsatz. Seine Eltern, die seinen Ernst bemerkten, wie sich so wieder zu vergehen, verziehen ihm — bald seine Fehltritte. Er hatte sie ihnen selbst erzählt mit der reuivolsten Offenherzigkeit — Franz ist ein gemeinnütziger geehrter Mann worden.

Er rechnete die Standhaftigkeit seiner alten Gesinnungen, oder vielmehr die beharrliche Rückkehr zu denselben, von dem Tage an, da er mit Matthias nach der Scheibe geschossen hatte, — in seinem reiferen Alter pflegte er oft das seinen Kindern zu erzählen, ihnen die Narbe zu zeigen, die er von jenem unglücklichen Schlag behalten hatte, und dann mit sanfter Vater-Ueberredung sie zu lehren, aus seinem Schaden Flug zu werden, und seiner Rück-
lehr

kehr zum Guten, seiner Ausdauer in demselben nachzuahmen.

Und dies ist denn auch meine herzlichste Bittte an Euch. Ja, Kinder! lernt die Worte eines unserer besten Dichter; * prägt sie euch ins Herz, und erinnert euch vorzüglich bei den Worten die groß gedruckt werden, an Franz — und werdet auch entweder durch sein Beispiel weise, oder bleibt gut und getreu der Regel der Tugend, wenn ihr es bis igt noch immer waret.

Lebt immer Treu und Friedlichkeit

Bis an eur stilles Grab!

Und weicht keinen Fingerbreit

Von Gottes Wegen ab.

Jeronimus.

Nun, wie wurd es denn mit dem Matthias?

Der Freund.

Wie es mit ihm wurde? dürst ich es doch lieber nicht sagen! Er beserte sich nicht. Mit den Jahren wuchs jede böse Leidenschaft in ihm. Er beschloß endlich sein schimpfliches Leben in Dürftigkeit und Verachtung — und manche gemeinschädliche That, stiftete noch nach seinem Tode — Verderben. —

Fritz.

* Hölzl. — Etwas meinem Zweck gemäß verändert.

Fritz.

Nun ist's wohl aus?

Der Freund.

Ich weiß keine Lehre mehr hinzuzufügen! Ich hab alles gesagt, was ich konnte, und mußte! —

Kinder! wißt, auch von der Anwendung dieser Geschichte, von ihren Wirkungen auf euch, wird Gott Rechenschaft fordern! —

Anfangen will ich wenigstens heute die Erzählung vom

Sophos und Amadorus

noch, von der ich glaube, daß sie euch vergnügen und nutzen wird. Ich muß euch aber vorher sagen, sie erfordert viel Nachdenken, und also solch eine Aufmerksamkeit, die nicht ein Wort überhört.

Heinrich.

O wir wollen wohl Achtung geben, bei solchen Geschichten sind wir immer aufmerksam!

Der Freund.

Von dem, lieber Heinrich, was sich darauf antworten ließe, einander mahl. Jetzt zur Sache, nemlich! — vom Sophos und Amadorus.

Ich

Ich kann nicht weiter, sprach Sophos, und sank entkräftet ins heiße Sand der Wüste Arabiens. —

Wie lange irr' ich schon umher, fuhr er fort, um das zu suchen, was von da an, als ich fühlen konnte, ich sei Mensch, meinem Herzen fehlte, welches das unbeschreiblich Leere in demselben mich entdecken lehrte, und jede Freude des Lebens war bisher zu schwach es auszufüllen! —

Dann ergriffen ihn Gedanken, die sich unaußhaltbar ketteten, und er schwieg.

Bald darauf kam noch ein Wanderer dahin, auch ermattet setzte er sich an Sophos Seite, — Dieser Wanderer hieß Amadorus. Nach einigen unbedeutenden Gesprächen fing ihre Unterredung bald an herzlicher zu werden.

So ist es gewöhnlich, wenn zwei Leute, welche einerlei Bedürfnis fühlen, zusammen kommen, so erzeugt oft eine kurze Unterredung die wärmste Freundschaft, — wenigstens Vertraulichkeit. Das wichtigere Gespräch des Sophos und Amadorus will ich euch erzählen.

Sophos.

Und warum wanderst du diesen mühsamen Weg?

Amadorus.

Arm, und im niedrigen Stande geboren, — öffnete sich dennoch mein ganzes Herz den
Leh-

Lehren der Weisheit. Ihnen nachzuspüren war meine angelegendste Sorge. Aber siehe! ich fühlte mich bei dem allen nicht glücklich, nicht ruhig.

Sophos.

Fast mein Schicksal. Nur daß ich zu einer andern Quelle ging, um da Sättigung für mein leeres schwachtendes Herz zu trinken. Ich war reich! — Jede Freude des Lebens bot sich mir dar — ich genoß, glaubte zuweilen mich glücklich gesättigt, aber ich fand bald die Täuschung, die meine Wunde nur auf einige Stunden verband, damit ich sie nachher desto schrecklicher fühlen sollte.

Amadorus.

Und was folgt nun aus dem allen?

Es muß noch so ein gewisses Etwas sein, was mehr, als die Sättigung der Wißbegierde, mehr, als der Genuß sinnlicher Freuden das Leere ausfüllt, und gewiß unaussprechlich dem lohnt, der treu es suchte.

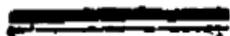
Das dacht ich! — und deswegen hab ich mich aufgemacht, es zu suchen.

Sophos.

Wohl uns, daß wir uns fanden, wir haben einen Zweck, vielleicht daß ein Weg uns zum Ziel führt. Laß uns mit einander wallen.

Amadorus.

Gerne. — Schon manchen beschwerlichen Weg



Weg hab ich zurück gelegt , nie meinen Zweck aus den Augen verlohren , manche Versuche gemacht , um die Ruhe meines Herzens zu finden , — noch hab ich sie nicht. Beweis genug , daß ich noch nicht den rechten Weg gewählt , noch nicht die einzigen rechten Mittel gebraucht habe.

Unsere beiden Wanderer blieben noch eine Zeitlang an diesem unbequemen Ort der Ruhe. Sie erzählten sich unterdeß die Geschichte ihrer bisherigen Reise. Das Wichtigste davon will ich euch kurz wiederholen! — Aber dann erst, wenn wir so Gott will, zu diesem Zweck uns wiedersehn.

(Ende des zwölften Abends.)



Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Dreizehnder Abend.

Sophos und Amadorus fortgesetzt.

Der Freund.

Sind ich nicht sehr wichtige Ursachen, den Zweck meiner izzigen Erzählung bis zum Ende derselben zu verbergen, so würde manches von dem, was ich schon gesagt habe — und heute sagen werde, euch deutlicher werden. — Aber meine Kinder ihr müßt euch gedulden, und desto strenger aufmerken.

Amadorus und Sophos erzählten sich also ihre Geschichte —

Alle.

Ja so weit kamen wir das letzte mahl.

Der Freund.

Nun wohl, Amadorus fängt an:

Am 11 Decemb. 1782.

2

Aus

Aus dem, was Amadorus dem Sophos erzählte, wißt auch ihr, meine Kinder, es schon, daß er von armen Eltern geboren war, daß aber ein Geist in ihm wohnte, der da strebte zur Höhe der Weisheit, ihr kennt den Zweck seiner Reise.

Oft glaubte er unterwegs diesen Zweck seiner Reise erreicht, den Lohn seiner Beschwerlichkeiten gefunden zu haben. Nur Schade, daß er zu bald vom Gegenteil überzeugt wurde. — Doch nein! es war mehr Glück, denn selbst das Unangenehme, welches mit der Entdeckung wir täuschten uns; verknüpft ist, ist dem klugen Menschen mehr werth — als der Zustand der Täuschung, der zwar auf kurze Zeit uns glücklich zu sein wähnen läßt, — aber doch in Augenblicken, wo die Vernunft durchbricht, das Entehrende dieser Lage uns empfinden läßt.

Wo man den Amadorus kennen lernte, unterschied man bald seinen Werth, bald überhäufte man ihn mit Reichthümern, in der ersten Freude darüber hielt er sich genesen, so ruhig. Bald ward er sich selbst ein Geheimniß, und rief voll Verwunderung über sich selbst aus: So sind es also die Schätze dieses Lebens die uns ruhig, glücklich machen?

Aber, wenn er das Schwindende, das Einerlei derselben, bald nach kurzem Besiz fühlte, dann sprach er: Nein! sie sind's nicht, sie könn'n es nicht sein!

Wenn

Wenn man ihm vorzügliche Ehre erwies, wenn lauter Beifall ihm rings umher erschalle, dann dünkte er sich wieder eine Spanne Zeit, das zu sein, was er zu sein wünschte. — So ist's denn die Meinung der Menschen, sagte sein Herz — was mich ruhig und glücklich macht!

Doch wie lange!

Ihm fehlte Glaube an Menschen, Dulden (fehlte ihm) derer, mit denen er nicht stimmen konnte, — ihm fehlte bei all seiner Weisheit doch die Kenntniß der einzigen Quelle, die, so weit es für diese Epoche des Lebens möglich ist, den Durst nach Ruh und Glück stillt, der arme Mann schöpfte aus lauter Brunnen, die zwar wohlschmeckendes Wasser gaben, auf eine Zeitlang nur darum den Durst stillten, — damit er zwiefach erwachte. Hätt er sich den Glauben an die alles wohl lenkende Fürsorge zu verschaffen gewußt, jene Genügsamkeit des Herzens, die eine sanfte Milde über unser ganzes Wesen — eine fröhliche Ergebung in all unsern Schicksalen über uns verbreitet, dann würd er das bald geworden sein, was er zu sein wünschte.

Aber er sollte noch manches erfahren, ehe er diese Schätze die Seinen nennen konnte. Bei dem Mangel derselben hatte sich noch ein Starrsinn, der ihn stets auf seinen Sinn beharren lehrte, gesellt, und Amadorus wurde durch ihn noch unglücklicher?

Bei dem allen war es für ihn ein großes Glück, daß er seinen Durst nach Ruh und Glück

nicht bei der Quelle stillen wollte, bei der die mehresten Menschen vorzüglich die Jugend Stillung suchten, ich meine bei den Wollüsten dieses Lebens.

Jeder Genuß zu dem ausschweifende Sinnlichkeit, die sich von der Herrschaft der Vernunft loß gemacht hat, uns anrath ist Wollust. —

Eure Erfahrung, meine Kinder, muß euch das schon gelehrt haben, daß die Begierde nach derselben unter tausend schönen Gestalten sich in unser Herz schleicht, durch tausend Vorspiegelungen die Stimme des Gewissens schwächer macht, und dann mächtig uns treibt, zur Stillung derselben.

Jetzt haben wir's gethan. Nun sehen wir, wie sehr wir getäuscht wurden, empfinden die Wirkung des Giftes, welches in jeder Wollust, zum Schaden der Seele und des Leibes liegt — fassen den festen Vorsatz, nie, nie wieder den Lockungen der Begierde zu hören. Aber das Gift wirkt fort. Seine erste schädliche Wirkung ist der Reiz nach Mehrern. Zerrüttete Phantasie träumt stärker von den Herrlichkeiten des Genusses, — und stimmen wir uns hier nicht an. Würde unserer Bestimmung an Religion, Gebet, an strenge Befolgung der besten Grundsätze, an Enthaltbarkeit — so zeigen sich bald all die schrecklichen Folgen des Giftes: — Krankheit des Leibes, beslecktes Gewissen, immer tieferer Sturz — Verlust der Achtung unserer selbst, und anderer Menschen, und wie das

das Gift so auf ewig den unsterblichen Geist, des Genusses ieder reiner Freude unfähig macht, wer kann das denken ohne Schauer?

Den Amadornus eckelte vor den Bollüsten des Lebens. Sie bothen sich ihm dar auf seiner Reise, er aber verschmähte sie.

So fand er den Sophos.

Sophos gehörte zu den Unglücklichen, von denen ich eben sprach. Er hatte aus dem Giftbecher der Bollüste getrunken. Er war von reichen Eltern geboren. Diese hatten ihn selbst den ersten Geschmack an denselben gelehrt. Ihre Schmäuse — waren Tage der Bollerei für den Sohn, ihr Laumel von Wirwarr in Wirwarr, riß den Sohn mit fort, die Opfer, welche sie einer verderbenden Mode, dem ausschweifendsten Aufwand brachten, reizten den Sohn, als heilige Pflicht es anzusehn, auch diesen Altären sich zu weihen. Daher denn seine Verdrossenheit in der frühen Jugend für jede Anstrengung, daher iene Trägheit und Nachlässigkeit, wenn er weise zu sein lernen sollte. Der Traum künftiger Freuden, der Traum genoßener so genannter Glückseligkeiten, würckte Bild auf Bild von Bollüsten in seiner Seele, und das entzückende Bild der Wissenschaften, das erfreuliche Bild der Weisheit existirte nur in dunkler Vorstellung — ienes begaste die kleine Seele ohne Aufhören — dies wurde mit Widerwillen erblickt!

O der unglückliche kleine Sophos!

Sophos wurde Jüngling. Gedanke! wie wird es künftig werden, weise heilige Betrachtung! was ist ein Mensch seinem Schöpfer, seinem Mitmenschen schuldig? Stimme Gottes! wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehn, o warum fandet ihr keinen Eingang in seine Seele! Warum verschmähte er das dunkle Gefühl, welches er dennoch von euch hatte, warum ließ er es nicht zum deutlichen, zum immerwährenden reifen?

Seht Kinder! das Gift der Wollust würdte das! —

Fält dies Blatt einigen in die Hände, die sich im Sophos erkennen müssen, so haben diese — die ieder warme Freund der Menschheit bemitleidet, für's erste nichts weiter zu thun, als sich selbst zu fragen:

Fühl ich auch etwann ein leises Seufzen in meiner Seele nach Verbesserung meines Zustandes?

Fühlt ihr das, so wißt, es ist die heilige Stimme der Natur, es ist die Stimme Gottes! Hört nur ferner, was sie sagt, und stemt euch an dem, was ich kurz vorher nante: an Würde, seine Bestimmung, an Religion, Gebet, Enthaltbarkeit — dann wann euch das Ernst ist, werdet ihr genesen.

Sophos war endlich erwacht aus seinem Laumel. All die verlorren Jahre, in denen er so wenig zur Beförderung seiner wahren Glückseligkeit beigetragen hatte, die versäumten Gelegenheiten rächten sich an ihm.

Ihre

Ihre erste Rache war der Eckel, der sich seltener nach zu oft genossenen Wollüsten bemächtigte, und dann die getreue Darstellung, was er sein könne, und was er izt war. Aus dieser Vergleichung entstanden Reue, Scham — tiefe Unzufriedenheit mit sich selbst in seiner Seele, alle vermehrten sich durch die Unwissenheit, wie er seinen unglücklichen Zustand verbessern solle.

In dieser Gemütsfassung war er ausgemalt, und so fand er den Amadorus.

Jetzt setzten beide ihre Reise fort.

In den ersten Tagen ihrer Bekantschaft glaubten beide sich ziemlich beruhigt. Aus der unverfälschten Erzählung ihrer Geschichte erwuchs bald ihnen die vertrauteste, herzlichste Bekantschaft. Sie genossen vielleicht hier beide zum ersten mal das Glück, welches der Freundschaft ähnlich war. Freundschaft die erste Wonne des Lebens. Sie hielten diese Bekantschaft für Freundschaft.

Und das war denn ohne Zweifel die Ursache ihrer Heiterkeit, schon glaubte Amadorus, so ist es denn die Freundschaft die uns ganz ruhig und glücklich macht?

Amadorus hatte gewisser massen sehr recht. Aber ihm fehlte hier wieder eben das, was ihm vorher bei jedem Raisonnement dieser Art mangelte, nemlich der tiefe Blick in sein eigenes Herz, er blieb, wie die mehresten Menschen thun, zu sehr am Reiz der Neuheit hängen! —

Freundschaft, o Kinder! thut ich euch bei dieser Gelegenheit das unschätzbare Beglückende

derselben so lebhaft und bleibend schildern, daß ihr durch euer ganzes Leben Freunde im eigentlichen Sinn dieses Wortes wäret! wie glücklich würd ich sein!

Hört Kinder! zwischen dem Sophos und Amadorus hatte im eigentlichen Verstande noch gar keine Freundschaft statt. Beide, waren noch nicht ganz von den Krankheiten ihrer Selen genesen, — es war bis izt bloß Verbindung unter ihnen zu einem Zweck, und die ist noch nicht ganz, was ich Freundschaft nenne.

So bald ihr Zweck erreicht ist, muß mit dem Herzen, welches sie izt haben, ihre Verbindung aus sein, aber bei Freundschaft darf das nie sein, die engste Verbindung zweier Herzen muß unzertrennlich bleiben — wenn auch die Absicht der ersten Vereinigung schon erfüllt ist — sonst war sie keine Freundschaft, Lasterhafte können gar keine Freundschaft unter einander haben. Hier ist Verbindung und Eigennuz — dies war's bis izt noch beim Amadorus, — (obwohl ich den nicht so gerade zu lasterhaft nennen mögte) und beim Sophos der Fall.

Nur Tugendhafte sind — und können wahre Freunde sein. Jede aufgehobene, getrennte Freundschaft ist nie etne wahre gewesen, — den einzigen Fall ausgenommen, daß einer der als ein Tugendhafter das heilige Bündniß der Freundschaft einging und so lange ein wahrer Freund war, bis er — lasterhaft wurde, da mußte dann tiefe liebevolle Verbindung sich trennen. Der Tugendhafte bleibt aber da immer noch ein warmer besorgter Freund für seinen

seinen nun sich unglücklich machenden Stebling. Aber der Fall ist sehr selten: daß ein wahrer Tugendhafter so ganz zum Laster sich lenken könnte — und daher hab ich denn Recht, wenn ich sage, daß wahre Freundschaft auch eine unzertrennliche für Zeit und Ewigkeit ist.

Ein Freund muß dem andern alles aufopfern können, es versteht sich von selbst, seine Tugend nicht, wer das von dir verlangen würde, war nie dein wahrer Freund, und kannst du selbst das verlangen, so hast du gar kein Herz, daß dieser trefflichen Verbindung würdig ist.

Die mehresten sogenannten Freundschaften werden aus Mangel dieser Aufopferung von einer oder der andern Seite getrennt, also waren sie nie ächte.

Wahre Freunde aber können auch nie hingegen ihre Forderungen, wodurch sie Freundesproben verlangen, bis zur Unverschämtheit treiben — Unverschämtheit ist Laster, wer unverschämt Aufopferungen von dir verlangt, ist nicht dein, sondern ein Freund seines Eigennutzes.

Wolt ihr also Kinder selbst wahre Freunde sein, sucht ihr das Glück wahre Freunde zu finden, so bemüht euch ernstlich, tugendhaft und rechtschaffen zu sein, und wählt nur solche zu euren Freunden, die dann mit eurer Denkart übereinstimmen. Diesen, so mit euch übereinstimmenden Freunden opfert alles auf, was sie von euch verlangen, sie können alsdann nichts von euch fordern, was wider die Regel der Tugend wäre.

Hütet euch aber vor den Menschen, welche unter der Larve der Freundschaft euch zu hintergehn sich bemühen. Ihr könnt sie bald kennen, die sind es, die euch schmeicheln, nicht gerade zu euch sagen: da hättet ihr gefehlt, — die selbst das, was eur Gewissen mißbilliget, beschönigen, rechtfertigen wollen. Denen trauet nicht, nur die verdienen eure Freundschaft, eure ganze Liebe, die euch einen Spiegel vorhalten, in dem ihr euch seht, wie ihr wirklich seid, — die andere verdienen Zurückweisung, Kaltfinn.

Wie sehr hab ich mich abermals, aus Liebe zu eurem Glück von meiner Erzählung verirrt! Und doch noch nicht genug, um euch alles das über Freundschaft zu sagen, was ich sagen sollte. — Ich verspreche euch eine eigene Erzählung darüber, die das alles entwickeln soll.

Unsere Wanderer sind nun schon Wochen lang bey einander. Jene erste Wärme einer angehenden Bekantschaft war schon ziemlich erkaltet, — Amadorus ruft schon aus: So eine Freundschaft, als die meine mit dem Sophos bisher war, giebt keine Ruhe des Herzens, folglich kein Glück!

Hier ist Beweis von dem, was ich vorher sagte.

Es gewärt freilich Ruhe, wenn man das, was uns quält, am Herzen eines Freundes ausschütten kann, und er uns bald Rath, bald Trost, — immer aber sanfte Zurechtweisung geben kann. — Aber konnten beide Wanderer das wohl? Nun

Nun denkt einmal dem nach, was ich vorher von dem Charakter Weiber anführte, und entscheidet selbst, ob Amadorus mit seinem Ausruf hier nicht ganz Recht hatte?

Ihr Weg führte sie zu einem Mann, den seine Mitbürger einen Philosophen nannten.

Der Mann nahm sie auf, wie ein Bewohner der Erde seine Brüder, die gleichen Anspruch auf einerlei Hofnung und Glück mit ihm machen, aufnehmen muß.

Der Mann hieß Aristippus.

Aristippus hatt' es früh einsehen gelernt, wir mögten die Gaben unsers Geistes gebrauchen, wie wir wollten, daß doch ohne Tugend und Religion keine wahre Glückseligkeit möglich sei. Die ganze Richtung seiner Kräfte, all sein Streben hatt' er also von ie her so eingerichtet. Der Tugend, oder den Fertigkeiten in jedem Guten, der Religion, die er für inres Verhältniß zwischen Schöpfer und Geschöpf mit Vernunft begabet, hielt, näher zu kommen, aus Religion Tugenden zu lernen, durch Ausübung der Tugend Religion zu beweisen.

Amadorus und Sophos erzählten ihm ihre Geschichte bis hieher, der Weise sah darinn die Geschichte des menschlichen Herzens voll mißlungener Versuche nach einem nicht richtig eingesehenen Zweck, — und doch zu trotz die diese Versuche einzustellen, so lange mißgelenkte Erfindungskraft noch fähig ist, mehrere Versuche aufzudenken.

Aristipp hielt es für Pflicht seine beide Gäste zu lehren. Er hielt ihnen einen Spiegel vor — aber ihre Selbstliebe behauchte den Spiegel, sie sahen sich nur halb.

Doch war's ihnen wohl in der Gesellschaft dieses Medlen.

Zu schüchtern, so ganz gerade zu, ihnen als laß das zu sagen, was sie wissen mußten, klebete Aristipp oft die bittern Wahrheiten in ein Gleichniß nach dem Beispiel der besten Lehrer des Alterthums, — er hoffte mehr Eingang, hoffte bessere Wirkung;

Hört, sprach er eines Abends zu ihnen, ich muß euch doch auch etwas von dem Merkwürdigen meiner Reisen erzählen, da ihr mir schon so vieles von dem, was ihr auf eurer Wanderschaft gehört und gesehn habt, erzehlet.

(Gehet auf diese Rede des Aristippus wohl acht, liebe Kinder, wenn ihr wieder zu mir komt will ich hören, wer mir am besten die Auslegung dessen, was in Aristipps Gleichniß enthalten ist, entwickeln kann.)

Ich kam einmal, sagte der Weise, durch eine Stadt. Die Leute gefielen mir, und ich hielt mich länger bei ihnen auf, als ich anfangs willens war. — Unter andern rühmten die Bürger sich auch, daß, obgleich sie nur in einer mittelmäßigen Festung wohnten, sie dennoch ein gewisses Mittel besäßen, welches sie vor jeder Einnahme ihrer Stadt gewiß und hinlänglich sicherte.

„Ich war begierig, dies Mittel kennen zu lernen, und erkundigte mich bei einem ihrer ältesten Einwohner.

„Schon zweimal sprach er, daß er denken hörte, hätten ein Paar benachbarter Könige es versucht, sich der Stadt zu bemächtigen, Weiden sei es rechter Ernst gewesen.

„Der eine, fuhr er fort, wolte seine Soldaten dadurch aufmuntern und ganz seinen Absichten geneigt machen, daß er ihnen jede Freiheit erlaubte, sie nicht einschränkte, und vieles übersah, daß er nicht hätte übersehen sollen.

„Wir, stets aufmerksam, merkten das bald, und thaten einen Ausfall wider unsern Feind, daß er kaum mit der Flucht sich retten konnte, denn die mehrsten Soldaten des Lagers wurden unsere Gefangene.

„Der Andere, stolz auf seine Einsichten und Entwürfe, setzte eine seiner größten Glückseligkeiten darinn sich geschmeichelt seine Entwürfe gelobt zu hören.

„Viele Schmeichler, die von ihm alles das erhielten, was sie ihren Absichten gemäß haben wolten, lobten also laut jeden seiner Verdanken, — und der König, voll stolzer Selbstzufriedenheit, begann manches, welches uns Wachsamern sogleich als Torheit in die Augen fiel, manches, das er selbst, wenn seine Schmeichler ihm Ruhe genug gelassen hätten, zu sich selbst zu kommen, als Unweise erkannt haben, und nimmer gethan haben würde.

„Dann

„Dann nun, wenn er gerade seine so sehr gerühmte Unbesonnenheit ausführen wolte, stellten wir, die wir die ganze Schwäche derselben kanten, uns ihm entgegen, wandten Torheit zu unserm Nutzen an — Und so sind wir durch Wachsamkeit bis igt unüberwindlich geworden.“

(Ende des dreizehnten Abends.)

Bierzehnder Abend.

Sophos und Amadorus fortgesetzt.

Der Freund.
Aristipp brauchte also ein Gleichniß, um gewisse Wahrheiten seine Gäste zu lehren, wie war das Gleichniß, Rdtger!

Rdtger

(erzählte es sehr gut und vollständig, doch nur halb wieder, das andere fügte Frix hinzu.)

Der Freund.

Gut Rdtger! — Aber lieber Frix, was mogte Aristipp sie damit wohl lehren wollen?

Frix.

Das will ich Ihnen sagen: Er will sie lehren, daß sie mehr Wachsamkeit über sich selbst haben sollen, dann würden sie wohl zu der Ruhe
der

der Seele, zu dem Glück gelangen, welches sie suchten.

Der Freund.

Sehr wahr! Aber wen mag denn wohl Aristipp unter dem Feind verstehen, der seinen Soldaten zu vielen Willen ließ?

Fritz.

Gewiß den Sophos, von dem er gehört hatte, daß er seinen Lüsten so sehr den Zügel schießen ließ!

Der Freund.

Hast Recht Fritz! — Aber wen meint er denn, wenn er von einem Feind spricht, der durch Schmeichelei verhindert wurde, die Stadt einzunehmen?

Gottlob.

O soll ich das nur nicht sagen?

Gewiß den Amadorus, der die Schwachheit hatte, wie wir das leztemal gehört haben, sich durch Schmeichelei, Eigendünkel, und andere Dinge, die an und für sich selbst keinen Werth haben, so hinreißen zu lassen, daß er fern blieb von der Ruhe des Herzens, die nur durch Tugend, durch Rechtschaffenheit erlangt werden kann.

Der Freund.

Brav gesagt, Gottlob! — Doch noch eins, was verstund Aristipp wohl unter der Befestigung, und welches Mittel schlug er den beiden Kranken vor, um zu ihrem wahren Glück zu genesen?

Fritz.

Fritz.

Er meinte die Jugend, die nicht anders erlangt werden konnte, als —

Der Freund.

Nun? als durch Streben — nicht anders erhalten werden könnte, als durch —

Fritz.

Wachsamkeit!

Und Entfernung alles dessen, was der Jugend gefährlich werden könnte.

Der Freund.

Ihr habt mich ganz verstanden! —

Kommt, wir wollen jetzt zum Sophos und Amadorus zurück kehren!

Sie verstanden wohl nicht so ganz, was der Weise ihnen sagte.

Schon waren sie einen Monat bei ihm gewesen, hatten abwechselnd das sich zu sein gedünckt, was sie gerne sein wollten, aber noch nicht waren, oft ihre Täuschung eingesehen und waren doch nicht weiser worden. Als Aristippus eines Morgens sehr früh zu ihnen kam, und mit der Offenherzigkeit, die ihm so ganz eigen war, folgendes zu ihnen redete:

Solange ich euch kenne, meine lieben Freunde, seid ihr eben dieselben geblieben, die ihr waret, als ihr zum erstenmal zu mir kamet.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Fortsetzung des vierzehnden Abends.

Die Krankheit eurer Selen ist sehr tief eingewurzelt, — ich kann sie nicht heilen, denn bei Leuten von eurer Art sind die Lehren der Weisheit wie ein Schall — den man hört, der uns gefällt — und vergessen wird, so bald eine künstlichere Bewegung der Luft unserm Ohr sich nahet. Ihr scheint mir von denen Menschen zu sein, die sich freuen alles dessen, was einfältig ist, und die das Zusammengesetzte doch immer fort genießen, obgleich die Erfahrung sie lehrt, daß die Empfindungen nach dem Genuß siebenfältigen Ekel erwecken.

Wollt ihr noch glücklich werden, und zwar izt ist's die höchste Zeit, wollt ihr dem Rath eures Freundes, der eur Wittmensch ist, und eben deswegen eur Bestes sucht, folgen, so trent euch gleich heute von einander.

Am 18 Decemb. 1782.

M

Du

Du Amadorus gehe hin den Weg, wo die Sonne aufgeht. — Laß dich nicht ermüden durch die Beschwerlichkeiten der Reise — Muthig wandre! Du Sophos gehe hin, wo die Sonne untergeht. Entzückende Gegenden werden dich aufhalten, du wirst durch Länder kommen, wo Wohlleben und alle Arten der Vergnügungen dich zu verweilen sich bemühen werden? — sei stark! laß dich nicht aufhalten.

Dann endlich werdet ihr bei einem Tempel wieder zusammen treffen, — vielleicht Beide zugleich, wenn ihr meinem Rathe folgt, und euch nicht aufhalten laßt — sonst wird der zuerst ihn erreichen, der die Hindernisse des Weges am männlichsten bekämpft. — Und hier werdet ihr die Quellen finden, aus denen ihr nie verfügende Ruhe, unwandelbares Glück trinken werdet.

Ehe ihr eingeht zu dem Tempel, wird ein Priester desselben euch eine Frage vorlegen. Ist die beantwortet, so werden die Thüren sich euch öffnen, ihr werdet darin drei Heiligthümer finden, versiegelt mit einer Schrift, die ihr auflösen müßt, und leicht auflösen könnt, wenn ihr eure bisherigen Erfahrungen zu Rathe ziehet.

Dann werdet ihr ewige Wohnung hier haben, und kein Glück wird dem Eurigen gleich sein.

Beide wanderten — wie ihnen Aristipp gesagt hatte.

Der Weise hatte ehemals selbst den Tempel auch gesucht, und war noch darinn, und daher seine liebevolle Zurechtweisung.

Amadorus fand Wege, die öde und einsam waren. Wege, die seinen Muth weiter zu wandern, hätten erschaffen können, aber flug durch Erfahrung achtete er das alles nicht. Seine Lösung war **Endlich!** — So ermunterte er sich, wenn die Sonne ihn stach, so, wenn dornichte Wege seine Füße wund machten, so, wenn unwegsame Bahn seine Seufzer erzwang.

Jede Stimme, die Rückkehr ihm anrieth, alles das, was ehemals ihn geblendet hatte, wurde nicht gehört, — verschmäht, und was gleich seinem Entzücken, als er von weitem den Ort seiner Bestimmung sah.

Schon der Anblick lehrte jede Mühseligkeit ihn vergessen.

Muthig verdoppelte er seine Kräfte, — und igt war er an den Pforten des Tempels.

Es kam ihm ein Priester entgegen, der wie der Weise gesagt hatte, ihm eine Frage vorlegte. —

Jerónimus.

Was war das für eine Frage?

Der Freund.

Ich werde sie gleich sagen. Aber ich wünsche, daß ihr liebe Kinder selbst einige Augenblicke über dieselbe nachdenkt, und mir erst eure Gedanken sagt, ehe ich die Antwort des Amadorus anführe. Die Frage war:

Wie machen wir uns der Natur würdig?

Ich verzeihe euch gern, liebe Kinder! eur Stillschweigen, aber laßt sehen, ob ich euch nicht auf die Spuhr helfen kann. — Heinrich was ist Natur?

Heinrich.

Das was unaufhörlich giebt, um nehmen zu können, und unaufhörlich nimit, um geben zu können. —

Der Freund.

War das recht Fritz?

Fritz.

Ja. — Sie erinnerten uns, als Sie uns das lehrten, an die große wunderbare Oekonomie Gottes in der Natur. Es war in der Religion bei der Betrachtung über die Allmacht und Weisheit Gottes.

Alles was wir gendßen, alles was wir hätten, ginge nach kurzem Gebrauch, nach kurzem Besitz wieder zurück in das große Vorrathshaus der Natur. Zum Exempel, die Sonne zieht den Regen, die Luft zieht die Dürste wieder an sich, damit die Wolken wieder regnen, damit Menschen, Tiere, Pflanzen, Wasser, wieder ausdünsten können.

Mensch, Tier, Pflanze, alles — wird wieder Erde. Und die hat die Bestandteile künftiger Nahrung in sich, damit wieder alles sein Dasein fortpflanzen, — gedeihen könne!

Der Freund.

Schön, liebster Fritz! du bist doch noch der gute aufmerksame Knabe! fahr so fort mein Lieber!

Lieber! — Und nun du, mein lieber Jeronimus, was würdest du nach dem, was wir izt wiederholten, wohl geantwortet haben, wenn du gefragt worden wärst, wie Amadorus: Wie machen wir uns der Natur würdig?

Jeronimus.

Ich hätte geantwortet:

Die Natur nimt immer, um zu geben, so will ich brav was lernen, damit ich andern mit dem was ich weiß, dienen kann, — die Natur giebt, um zu nehmen, so will ich auch darum gemeinnützig sein — damit ich die Freuden der Jugend, das herrliche Bewußtsein! Gutes gethan zu haben, nehmen kann. —

Der Freund.

Das war geantwortet, als ein Mann, — kom, ich muß dich lassen dafür!

Seht Kinder, eben das ungefehr, antwortete Amadorus.

Wenn wir, sprach er, im Geben und Nehmen gemeinnützig sind.

Amadorus wurde eingelassen in den Tempel.

Doch izt wollen wir uns von ihm auf eine kurze Zeit entfernen, um zu sehn, wie es dem Sophos gegangen ist.

Ihn führte sein Pfad durch blumenreiche Gefilde. — Er war noch nicht weise genug, um die Vorschrift seines adlen Freundes so ganz zu befolgen.

Er verweilte sich da, wo es ihm wohl gefiel, und trank, oft sein selbst und seines Zweckes

vergeßend, die Freuden, welche ihm aufstießen, in zu langen Zügen.

Sein Weg führte ihn zu einem Volk, welches die E. gödlichkeiten dieses Lebens für seine einzige Bestimmung hielt. Die Mehrtheil, vorzüglich die Vornehmern desselben hielten sich verpflichtet, nicht mehr als einige wenige Stunden den Geschäften zu widmen; die übrige Zeit wurde der Vorbereitung zu irgend einem sinnlichen Vergnügen, oder dem Genuß desselben gewidmet. Hier schien man es so ganz verstanden zu haben, daß diese Vergnügungen nur der Erholung von anstreifenden Geschäften — und doch mit vieler Mäßigung geweiht, oder beschränkt werden müssen, wenn sie in der That das sein sollen, was sie dem Weisen nur sind! Erholungen.

Daher waren unter diesem Volk so viele bleiche Gesichter, daher herrschten so viele Krankheiten bei ihm. Deswegen hörte man hier so manches vom Betrug, deswegen war die Jugend dieses Volks so sehr verborben, — denn die Eltern, unbekümmert, welche Menschen sie der Nachwelt überließen, vertrauten herum schwärmend in ihren Freuden, ihre Kinder einem Gesinde an, welches nach seiner Art so gut den Lüssen nachhing, als die Herrschaft.

Ja, liebe Kinder! für uns alle war's bei diesem Volk sehr traurig gewesen. Aber für den Sophos, der noch immer nicht weiser werden wollte, war's hier eben recht!

Er nahm Theil an dem allen, was ihm an-
gebothen wurde.

So vergaß er denn das Vorhergehende, die
Lehren seines weisen Freundes, er glaubte sich
schon glücklich — und träumte fort — bis er
schrecklich erwachte, schrecklicher als jemals.

Unser Leib ist sehr leicht der Zerrüttung, der
Zerstörung unterworfen, ja wir beschleunigen
dieselbe, wenn wir nicht bey dem Gebrauch unse-
rer sinnlichen Vergnügungen ein gewisses Maaß
beobachten.

Sophos erfuhr das. Seine täglichen Aus-
schweifungen, der Genuß der übermäßigen
Sinnlichkeit zogen ihm eine gefährliche Krank-
heit zu.

Plötzlich sah er sich verlassen, von denen al-
len, die seine Gesundheit hatten mit untergrab-
ben helfen, er war izt gleichsam allein in der
Schöpfung. — In einer fremden Stadt, fast
entblößt vom Vermögen, verstoßen von allen, die
er sonst für seine wärmsten Freunde hielt, warf
er sich hin und her, von Schmerzen gequält, auf
seinem einsamen Lager.

Unausprechlich traurig wäre sein Schicksal
geworden, hätte nicht ein einsam lebender
Mann, der es für Pflicht hielt, die ins geheim
Unglücklichen aufzusuchen, und ihnen zu helfen,
dasselbe erfahren. Dieser stille guttätige Men-
schenfreund hieß Gemalbor.

Er besuchte den kranken Sophos.

Den Inhalt ihrer Unterredung werdet ihr
leicht denken können.

Sophos bekante , klagte sich an — wolte vergehn vor Scham und Reue. Gemalbor — machte Vorwürfe? Nein, er wußte, daß die nicht weiser machen , wenn's das Gefühl nicht sagt , daß wir sie verdienen. Der ädle Menschenfreund hatte vielmehr herzliches Mitleiden mit ihm , beklagte seinen Zustand , eröfnete ihm seine Vorschläge und Wünsche , die so vortreflich waren , daß Sophos aufs innigste gerührt, die genaueste Befolgung derselben , so warm versprach , als er noch nie etwas versprochen hatte , so bald seine Gesundheit wieder hergestellt sein würde.

Doch Gemalbor ließ es nicht bloß beim Reden bewenden , er half auch mit der That.

Genesungsmittel und die noch ziemlich starke Natur stellten Sophos wieder her. Schon nimt er Abschied von seinem Wohlthäter , um seine Reise fortzusetzen. Welch eine Trennung war das! Sophos biß zu Thränen gerührt. Ueber die uneigennützigte Hülfe seines Wohlthäters, dieser eben so gerührt über die Freude , einen dankbaren Jüngling wieder auf den rechten Weg geleitet zu haben — weinten beide. Ihre Thänen vermischten sich mit einander , und ich glaube: Gott hat sie als Gebete angesehen , von dem einen , daß der volste Segen des Himmels auf seinen Freund ströme , von dem andern , daß Gott den Jüngling bewahre — ihn geleite zum Tempel , — und seinem (des Beters Gemalbor's) Herzen oft die Freude schenke,
solche

solche gute Thaten zu thun, die uns hiubegleiten an das ernste Gericht.

Diese Krankheit hatte der Denkart des Sophos eine ganz andere Richtung gegeben. Mit unläschbaren Zügen hatt er sich's in's Herz geschrieben, ich will nun weise sein, und er war weise. --

Sophos, Kinder! ist nicht der Erste, der durch Krankheit auf einen bessern Weg geleitet wurde! Ich aber halt es für den Christen entehrend, der wie ihr wißt, so viele Bewegungsgründe hat, aus der Würde und dem Lohn der Tugend selbst hergenommen, wenn der nur durch raube Begegnisse zu derselben gezogen werden kann. —

Strebt ihr, meine Lieben, daß wenn euch dergleichen Schicksale treffen, ihr nicht nöthig habt, sie als Strafen eurer Ausschweifungen, oder Zugsmittel zur Weisheit anzusehn, sondern vielmehr, daß ihr durch die täglich genoßenen Wohlthaten Gottes schon weise gemacht, sie mit stiller Unterwerfung unter dem Waterwillen des Schöpfers empfangen und ertragen könnt.

Jetzt wanderte auch Sophos muthig seinen Weg fort, nunmehr hielten nicht reizende Segenden, nicht sich darbietende Freuden ihn auf. Hofnung, bald am Ziel zu sein, besflügelte ihn — er war am Tempel.

Derselbe Priester, den wir beim Amadorus kennen lernten, kam ihm entgegen.

Heinrich.

Er legte ihm doch auch eine Frage vor. —

Der Freund.

Unerbings! willst du sie statt seiner beantworten, Heinrich?

Heinrich.

Ich will sehn, wenn ich kann.

Der Freund.

Der Priester fragte ihn:

Warum ist uns jede Täuschung so lieb, daß wir — (ob wohl wir erkennen, sie sei Täuschung,) uns doch noch oft wieder von derselben hintergehn lassen?

Heinrich.

Das weiß ich nicht —

Der Freund.

Hast du dich nie getäuscht?

Heinrich.

Leider! schon oft.

Der Freund.

Zum Beispiel?

Heinrich.

Ich glaubte oft, dies oder jenes Spiel solle mir Vergnügen machen, und denn fand ich keine Freude dran, ja ich kriegte wohl noch einen Verweis oben drein, daß ich es gespielt hatte.

Der Freund.

Siehst du Heinrich — Aber so ein Spiel nahmst du denn doch auch gewiß nie wieder vor?

Heinr

Heinrich (erröthend)

Ja! — ich that es doch manchmal!

Der Freund.

En! hattest du denn die vorige Täuschung vergeßen?

Heinrich.

Ja, ich dachte dann nicht mehr an das, was vorbei war —

Der Freund.

Und Heinrich, da liegt es! Mangel an Nachdenken also, der Bahn, ieder Genuß von dem wir beim ersten Anblick Glück ahnden, gewäre Glück; Vergeßenheit der ehemaligen Erfahrungen, dunkle Vorstellung, die uns vergessen lehrt, was bei gewissen Umständen eintritt, tritt sicher wieder ein, so bald die Umstände dieselben sind, die uns hoffen läßt, diesmal werde ein anderer besserer Erfolg kommen, macht es, daß wir uns von einer und derselben Vorstellung mehrmalen täuschen lassen; da wir doch bei kaltem ruhigen Nachdenken, bei dem wir die gehabte unangenehme Erfahrung zu Rathe ziehn, leicht einsehen könnten — daß wir durch jede Täuschung unser Glück vermindern.

Dies alles, was ich bisher gesagt habe, preßte Sophos in wenig Worten zusammen, indem er dem Priester antwortete: Weil wir Menschen sind!

Der Priester sah, daß auch er, so wie Amasorus vorher, zur Kenntniß seiner selbst gekommen wäre, und also einen merklichen Schritt zur

zur Besserung gemacht hätte. Er öffnete auch ihm den Tempel. — Indem er eintrat, fragte er: Ist Amadorus nicht hier?

Rom und sich ihn, antwortete der Priester. — Er sah ihn. Beide stürzten sich sprachlos in die Arme.

(Ende des vierzehnten Abends.)

Funfzehnter Abend.

Sophos und Amadorus beschloßen.

Der Freund.

Ich eile heute zum Schluß meiner Erzählung vom Sophos und Amadorus. Dieser Schluß liebe Kinder, muß euch nun den ganzen Zweck derselben völlig entwickeln, obwohl ihr, wie ich hoffe, schon vieles daraus für euer Herz Lehrreiches gefaßt habt. Verdoppelt also eure Aufmerksamkeit!

Jeder, der zu diesem Tempel einging, mußte eine gewisse Probe und Vorbereitungszeit ausstehn, ehe er zum Entsiegeln der Schriften bei den Heiligthümern gelassen wurde. Amadorus hatte diese Zeit bereits ausgebauert, als er die Freude hatte, seinen Gefärten wiederzusehn. Ganz verändert war's igt in dem Herzen des Amadorus, denn er war schon eingeweiht zum Entsiegeln der Heiligthümer. Er betrachtete
nun

nun erst die Tage die dahin waren, und sein Beginnen in denselben aus dem Gesichtspunkt, in welchem es sich ihm schon lange vorstellen sollen. Er fühlte es, daß er nach Schätzen gerungen, und statt sie zu erkämpfen nur elenden Schatten erbeut habe. Seine Seele ahndete Ruhe, und öffnete sich den ewigen Gütern, welche in diesen Heiligthümern verschlossen sein sollten.

Auch Sophos genas — und bestand seine Probezeit als Mann!

Jetzt Kinder ist der Augenblick gekommen, in welchem ihnen das Verschlossene geöffnet wird.

In ersten fanden sie ein Buch — versiegelt mit einem Baude, auf dem Hyrogliften standen — Ihr wißt doch, was die sind?

Jeronimus.

Freilich! Sinnbilder, die man in Ermangelung der Buchstaben gebraucht, sich seine Gedanken zu erkennen zu geben.

Der Freund.

Sie entzieferten leicht dieselben. Das Resultat war ohngefär dieses: Glaube eine ewige Vergeltung — Ich, Buch, werde, wenn ihr mich stets zu Rathe zieht (wenn ihr den Vorschriften folgt, welche in allen Vorfällen des Lebens weise sein, euch lehren,) — dann der beglückendsten Vergeltung eures Strebens euch fähig machen. Dies Buch die zweite (vollständigere, letzte) Offenbarung Gottes.

Wie

Wie ein nach Genesung lechzender Kranke begierig nach der Arznei greift, von der er Gesundheit erwartet, so begierig nahmen Beide dies Buch; schwuren ihm den Eid der Treue — und eilten dann zum zweiten der Heiligthümer.

Sie eröffneten das zweite Heiligthum.

In demselben fanden sie eine Blume, schöner als alle, welche in den weiten Gefilden der Erden, die Kluren schmücken. Mit Entzücken betrachteten sie dieselbe, — und noch wußten sie nicht, was das bedeuten sollte, denn bis izt sahen sie keine Umschrift. —

Bald kam ein Wurm, scheußlich von Gestalt, setzte sich auf die Blume, und drohte der Schönen, Vernichtung. Amadorus hielt die Blume eben in der Hand, als der Wurm sich zeigte. —

Siehe, sprach er zum Sophos, der Wurm will sie stechen, damit sie verdorre! —

Schleudre den Siftigen hin, daß wir sie erhalten, und uns ihrer freuen.

Schon war Amadorus im Begriff den Wurm hinzuschleudern, zu zertreten, als ihn und seinem Freund das Wort in die Augen fiel: Dulde?

Dulde! rief Sophos eilig, schleudre ihn nicht hin, zertritt ihn nicht — Dulde!!

Ja! dulden! dulden! antwortete sein Freund, wollen wir, — und legte die schöne Blume wieder in das Behältniß, woraus er sie genommen hatte.

Beider Blick war an ihr gefesselt.

Gierig

Hierz fraß der Wurm, zernichtete sie ganz,
unsre Freunde seufzten, und wandten traurig
sich weg! Warum das Dulden? fragte Sophos!

— Warum? erwiderte Amadorus, weil der herrliche
Schöpfer der schönen Blume auch es duldet!

Jetzt öfneten sie das dritte und letzte der Heiligthümer.

Wüst und feierlich war das Innre desselben.
Sie durchsuchten es, und funden einen Todten-
kopf! Sie sahen ihn schweigend, ein Schauer
durchlief ihr Gebein!

Wer der doch gewesen sein mag? unterbrach
endlich Sophos die lange Stille! Sonst, fügte
er hinzu, sah ich so etwas nicht gern', izt ist
anders mit mir! —

Verstehest du seine Aufschrift, fragte Ama-
dorus, mich dünkt, dieß hier heißt: Soffe! —
In der That war der Schädel mit diesen Worten
bezeichnet. —

Sehet, fühlt's, — und vergeßt es nie,
redete nun der Priester, um glücklich in der Welt
dieser kurzen Periode des Lebens zu sein, um
iene Ruhe des Herzens, die allein beglückt macht,
hier so viel und so weit als möglich zu finden, zu
behalten bedarf es also nur der drey Eigenschaften,
die ihr izt lerntet, — Glauben, Dulden, Hoffen.
— Glaube ist ein Stab für uns Men-
schen, die wir hier im Blinden tappen, Dulden,
der Wegweiser, der uns auf dorruigen Wegen,
und wenn der Muth erschläft, oder wenn Dor-
nen uns stechen, uns Gleichmuth lehrt,
daß wir nicht liegen bleiben mittey auf dem Wege,
Gesellt

Gesellt sich Hoffen zu ihm, das Beste was wir Menschen haben, ist Hoffnung in uns, diese Trösterin auf der rauhsten Bahn, diese Erquicklerin, wenn's uns angst und zag wird, — dann werden wir vollenden — werden besiegen jedes Hinderniß, werden vorwärts blicken nach dem Lichte, das uns ruft, hindringen voll Muths, dahin, wo Hoffnung Gewißheit, wo die rauhe Bahn Blumengefilde wird, — wo Rosen ohne Dornen sind, wo die ganze Fülle des Glücks, die volle Befriedigung des leisesten Sehns, der Inbegrif aller Ruhe der Seele wohnt.

Wißt es Freunde, sprach der weise Mann noch weiter, dies alles lernt ihr nicht aus Büchern, — lernt es nicht im Genuß der Freuden, — lernt es nicht durch Erfahrung der Leiden dieses Lebens.

Ihr lernt es nicht aus irgend einer Quelle menschlicher Erkenntniß, es ist Offenbarung Gottes! empfundene Offenbarung, es ist Weisheit, die kein Mensch als Mensch wissen konnte, die selbst die Gottheit ihn lehrte! — Durch Glauben, Dulden und Hoffen strebt also hin zum Ziel! — Dieser Glaube wird eine Aufklärung euch gewären, die ihr sonst vergebens sucht, denn er gründet sich nicht auf Kenntniß vieler Spitzfindigkeiten, nicht auf jene traurige Streikkunst, zu der stolze Loren diesen Glauben herabgewürdigt haben, er gründet sich auf eine solche Kenntniß und Ueberzeugung des Willens der Gottheit, die mit der unverbrüchlichsten Ausübung desselben, das Mein und Dein nicht unterscheiden kann!

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Fünfzehnder Abend.

Sophos und Amadorus beschloßen.

Zu ihm geselt sich unausbleiblich die stete Begleiterinn, Duldung.

Ja Freunde! Duldung ist die beste Lehrerin der Menschenliebe. Sie lehrt Menschen, indem sie die Fehler und Schwachheiten anderer sanft, groß, liebevoll tragen, eben diese Fehler und Schwachheiten als Spiegel betrachten, die uns selbst lehren, wie es mit unserm Inneren und mit unserm Aeußern beschaffen ist, und nur bei uns selbst, verleugnet sie, aus Liebe zu ihrem Gefärten, dem Glauben ihre Natur, lehrt uns, getrieben durch ihn, Zurückkehr zu der Unbefangenheit der Sitten, — Wachsamkeit, Demuth! Ja Duldung, verträgt bei dem Nächsten alles, glaubet alles, leidet alles — denn ihre Schwester Hofnung steht ihr zur Seite wie ein liebes

Am 25 Decemb. 1782.

N

stärk

Stärkender Engel, reicht ihr die Schale der Erquickung, die Muth und Beharrlichkeit einflößt, wenn ihre Kräfte laß werden. Diese Hoffnung zieht oft den Vorhang — ein wenig auf, daß Glaube und duldsame Liebe ihren Lohn erblicken.

Dieser so herrlich, so im Nichtbesitzen schon labend macht beide so stark, daß sie dir wie mit der Stimme Gottes zurufen: Ja, es ist des höchsten Kampfes, es ist der letzten Mühe werth — auszuglauben, auszudulden. — Glaube lehrt Mittel zur Vollendung, Duldung wendet sie an, Hoffnung feurt auf, — wohl dem Menschen, der da glauben, dulden, hoffen kann! Ruhe des Herzens wird sein Loos, süßer Trost seine Wesse sein, und er wird ausbauen, wird vollenden! —

Neue Weisheit, so eindringend wie die Stimme des Gewissens war dies für den Amasorus und Sophos.

Mit vollen Zügen tranken sie den Trost, den Unterricht, der ihnen hier gegeben wurde, und sie genasen. — Sie machten sich bekant mit einem Buch, welches, (wenn man das abrechnet, was Menschen stolz, Menschenwitz und Gelehrtengezänk in demselben finden konte — von dem allen es aber so wenig wirklich enthält, als gewiß von der Gottheit nur es kommen konte) — welches Ruhe für die Seele hat, sie duldeten, sie hofen. — Ein Kummer nur quälte sie! nemlich die verfloßenen Jahre, aber auch dieser Kummer machte sie weiser, lehrte sie die

Die Folgezeit desto vorsichtiger und nützlicher gebrauchen: auf diese Weise wurden sie so glücklich, als Menschen es hier sein, hier werden können.

Hier, liebe Kinder! würd ich meine Erzählung beschließen, wenn ich mich nicht erinnerte, daß es noch nöthig ist, euch mit dem eigentlichen Zweck derselben bekannt zu machen.

Ich habe euch lehren wollen, daß manche Menschen auf eine ganz verkehrte Weise Glück des Lebens, oder welches einerlei ist, Ruhe der Seele suchen.

Auch ihr, meine Lieben, werdet ohne sie nicht glücklich sein, auch ihr werdet, so bald ihr es fühlt, wie das unbefriedigte Verlangen nach derselben schmerzhaftes Gefühl über uns verbreitet, auch ihr werdet es empfinden, daß ohne Ruhe des Herzens uns vor jeder Freude eckelt, — ihr werdet also trachten diesen Schatz, und in der That ist's ein Schatz, zu dem eurigen zu machen.

Geht ja nicht zu den Wollüsten des Lebens, sie vermehren das Unbehagliche des Mangels, ohne ihn zu heben.

Leere Weißheit, Schulwissenschaft, die uns bloß über dies und das mit sprechen lehrt, wirkt sie auch nicht Kenntniß bloß zum Prunk, ist elender Schatte, vor dem wir in gewissen Stunden uns selbst fürchten. — Lob der Welt, Stand, Würden, Reichthümer schenken dieses Glück uns auch nicht. — Es sind allein die drei Schätze, die in den Heiligthümern verwahrt lagen: Glaube! Duldung! Hoffnung!

Mit diesen ausgerüstet, geht in Gottes Namen in die Welt. Begleiten die euch, so seid ihr glücklich. — Glaube an Gott, und Fürsorge gebiert Vertrauen zu ihm, bringt uns zur Aehnlichkeit mit ihm, lehrt Duldung voll Liebe, denn auch er duldet so viel voll Liebe — lehrt Hoffnung, die uns auch dann mit süßem Trost erfüllt, wenn wir die lange Nacht des Todes denken. — Geht hin, Kinder! und sucht durch Glauben, Dulden und Hoffen glücklich zu werden. — Und ihr seid es gewiß! —

Ende des funfzehnden Abends.

Sechszehnter Abend.

Weihnachtsfreuden.

Emmerich war ein reicher Landebelmann.

Jeder seiner Untertanen fand in ihm einen Vater, und es ist unaussprechlich, wie sehr er geliebt wurde.

So bald die Kinder der Untertanen nur zu unterscheiden im Stande waren, lehrten Vater oder Mutter sie den geliebten Namen Emmerich, — so sogen die Kinder Liebe und Achtung für ihn, welches die besten Quellen des Gehorsams sind, schon früh ein, und Emrichs Dorfschaften gli-

glichen einem sich liebenden Geschwister, welches einträchtig bei einander wohnt.

Emmerich war ein großer Kinderfreund; obwohl er selbst das Glück nicht mehr genoß, Vater zu sein, denn seine Kinder waren voran gegangen in die ewige Heimath.

Es war ein herrlicher Anblick, ihn mitten im Zirkel kleiner Waghälse zu erblicken, wie die Kleinen so viel Vertrauen zu ihm hatten, jedem seiner Winke gehorsam waren, und wenn ein Kleiner sich ja einmal vergessen hatte, und nun an seines Freundes Miene etwas spürte, das ihm nicht lieb war, — es war herrlich anzusehen, wie besorgt der Kleine dann wurde, wie ängstlich er ihn ansah, und wie er endlich, ohne selbst zu wissen, wie, seine Hand gefaßt hatte, und mit dem zuversichtlichen Ton von der Welt sprach: Nun bist du mir doch nicht mehr böse?

Emmerich hatte den Brauch, das Weihnachtsfest alle Jahr vorzüglich zum Freudenfest für die Kinder seiner Untertanen zu machen.

Die Kleinen sprachen das ganze Jahr, als eine ihrer liebsten Unterhaltungen davon, dann aber am meisten, wann diese Tage sich naheten.

Die Kinder wollten, ein jeder nach seiner Art auch gerne dankbar gegen ihn sein. Die Kleinern flochten Kränze, die sie ihm brachten, die Größern übten sich theils im Schönschreiben das ganze Jahr hindurch so sehr, — damit sie nur ihrem vielgeliebten Herrn einen recht sauber geschriebenen Glückwunsch bringen, und dadurch seine Zufriedenheit erhalten konnten, theils

brachten sie's in allerlei nützlicher Handarbeit, in denen man Abdrücke des Geistes zurück lassen konnte, und die Emmerich selbst angab, so weit, daß sie einige Proben derselben, dann ihm zeigen — und sein Lob, woran ihnen aber noch weit mehr gelegen war, seine Liebe und Zufriedenheit verdienen mochten.

So schnitzelte der eine einen künstlichen Pflug von Holz, ein anderer flocht einen wunderschönen Korb, — u. s. w.

Am so genannten Weinachtabend wurde am Morgen in der Schule ein Preis ausgetheilt, der in einem ganz neuen Anzuge mit allem Zubehör besand. Dem Tugendhaftesten und Fleißigsten unter den Knaben, und der Geßirtesten und Fleißigsten unter den Mädchen, war so eine Belohnung bestimmt.

Aber nur die waren fähig ihn zu erhalten, welche recht treu bemüht gewesen waren, das ganze Jahr ihre Pflicht zu thun, die nie vorsätzlich gelogen, die sich am eifrigsten des Fleißes, und ieder Tugend besäßen hatten.

Casper, der Sohn des Pächters im Dorf, erhielt in diesem Jahr den Preis. Er war nun drei Jahr in dieser Schule gewesen. Der Lehrer derselben war ein verständiger, sanfter Mann, der das Beste der Kinder stets vor Augen hatte, und den die Kinder ungemein liebten.

Emmerich's Achtung und Aufmunterungen befeelten seinen Eifer täglich.

Zu ihm gesellte sich der Prediger des Orts, auch ein großer Kinderfreund, der fast täglich eine

eine Stunde die Schule besuchte, und so es sich angelegen sein ließ, eine gute Nachkommenschaft zu bilden.

Als Casper zuerst in diese Schule kam, aufserte er viele Verzärtelungen, und der Lehrer rechnete ihn lange zu denen, die sein Amt um ungemein erschwerten. Er mußte nach seiner besten Ueberzeugung dann Strenge brauchen, und Casper hörte manchen Verweis von Emmesrich und dem Prediger.

Wenn Casperchen denn mit verweinten Augen zu Hause kam, war seine Mutter untröstlich.

Einmal wolte sie ihn schon wirklich nicht wieder in diese Schule schicken. Als aber Emmesrich dies erfuhr, und sie kommen ließ, ihr vorstellte, daß sie entweder die Pachtung aufgeben, oder ihren Sohn, so lange sie dieselbe mit ihrem Manne gendße, der allgemeinen Ordnung unterwerfen mußte, ward sie anders Sinnes. Casperchen mußte wieder hin. Gerührt wurde der Knabe endlich durch die vernünftigen Vorstellungen, die er so oft hörte, angefeuert wurde er durch das Beispiel so vieler sich gut betragenden Schulfreunde, gereizt wurde er endlich, als er zum ersten und andernwahl die Belohnung austheilen sah, zum eifrigen Streben nach derselben.

Der Lehrer, welcher bald die große Veränderung merkte, die sich mit Caspern zutrug, freute sich derselben, und die Mutter — denn der alte Casper pflegte sich gar um seinen Sohn nicht zu bekümmern, — konte von ihrer Verwunderung sich gar nicht erholen, als sie statt

einem störrischen und ungehorsamen Casper nun einen sanften und gehorsamen Casper zum Sohn hatte. Wirklich hatt' er sich so geändert, daß man kaum glaubte, er sei noch derselbe. Da lief die Mutter zum Lehrer, und brachte ihm Geschenke, und wollte seine Hand gar nicht los lassen, vor Dank und Erkenntlichkeit. Dann eilte sie zum Emmerich. Dankbarkeit machte sie beredt, — sie wußte kaum Worte, ihr Herz auszuschütten.

Emmerich freute sich über die Mutter, doch mehr noch über den Sohn, er ließ ihn kommen, ermunterte ihn durch ein kleines Geschenk fortzufahren auf dem guten Wege.

Casper wurde nun von Tag zu Tage besser, und zeigte euch Kinder durch sein Besserspiel, daß man einen jeden Fehler, er heiße wie er wolle, er sei so alt als er wolle, dennoch ablegen könne, so bald der feste Vorsatz zur regen That wird.

Hiebei war des Knaben Nutzen der größte; er fühlte auch selbst das Angenehme, Beruhigende seiner izzigen Lage so sehr, daß er oft ins geheim zu sich selbst sagte: Ich bin doch lange ein Tor gewesen.

Na nun kam Weinachten, Emmerich ging begleitet vom Prediger in die Schule.

Viele unter diesen lieben Kindern, sprach der Lehrer, verdienen den Preis, den unser lieber gnädiger Herr für den Fleißigsten und Tugendhaftesten bestimmt hat. Aber keinem hat das Wachsen in Fleiß und Tugend so viele Mühe gemacht, als unserm Casper. Er hat mit all den

den Hindernissen alter tief eingewurzelter Neigungen kämpfen müssen, und hat doch mit Gottes Beistand schon ziemliche Schritte gemacht. Zum Lohn dessen, zur Aufmunterung für die Zukunft muß ich ihn vorschlagen zum Besiz der Belohnung.

Der Vorschlag wurde angenommen, und der Preis dem Casper übergeben.

Nachmittags ging er zum Emmerich, ihm seinen Dank abzustatten.

Aber sprich, was beginnst du nun mit diesem dir Geschenkten? fragte ihn der treffliche Mann, nach einigen andern Gesprächen.

Dein Vater, fuhr er fort, ist in den Umständen, dich selbst, seinem Stande gemäß zu kleiden, — mich iammerts, wenn ich manches Kind sehe, so schlecht bekleidet, daß es kaum vor der rauhen Witterung bedeckt ist. — In dem Fall wünscht ich, daß mein heutiges Geschenk dem armen Christel, dem Sohn des Lagselbhners zu Theil geworden wäre. Du weißt, Christel ist ein lieber fleißiger Knabe, du weißt, wie arm seine Eltern sind, sprich iammert er dich nicht?

Ach ja recht sehr, antwortete Casper! — (in seinen Gedanken dachte der Kleine von Emmerich, wenn er dich iammert, warum kleidest du ihn nicht besser, du bist ja reich genug, daß es dir darauf nicht ankommt, sagen mogt er's nicht.)

Emmerich.

Du scheinst nachdenkend, Casper!

N 5

Casper.

Casper.

Ja, ich dachte, wenn ich nur so reich wäre — ich wollt dem Christel ein neues Kleid schenken.

Emmerich.

Woltest du das? wenn ich dir nun beweise, daß du reich genug bist, ihm ein Kleid zu schenken, willst du es dennoch thun? — Du hast mehr als eins — hättest dich doch behelfen müssen, wenn du heute den neuen Anzug nicht erhalten. — Du bist also wirklich reich genug, dem Christel zu helfen, denn reich, heißt in diesem Falle nichts anders, als im Stande sein, einem andern, ohne Nachtheil seiner selbst, zu dienen.

Casper.

Ja, gnädiger Herr, wenn Sie es gerne sehen, will ich es ihm überlassen.

Emmerich.

Wenn ich es gerne sehe! Du selbst mußt es gerne sehn, ich habe dabei keine Stimme!

Casper.

Ich sehe es ein, gnädiger Herr, daß das alles wahr ist, was sie mir gesagt haben, — aber wenn ich aufrichtig sein will, so muß ich ihnen auch gestehen, daß mir die heutige Belohnung so lieb ist, — daß ich sie nicht gern entbehren möchte. —

Emmerich.

Es ist mir angenehm, mein lieber Casper! daß du einen Werth darauf sezzest, ich will also nichts

nichts gesagt haben. — Hierauf wandelte sich das Gespräch zum Gleichgültigen, Emmerich vermied sorgfältig alles, was einige Beziehung auf den Vorsatz und Wunsch, die er vorhin geäußert hatte, haben konnte.

Casper schien sehr nachdenkend.

Endlich — als er merkte, daß es Zeit sei, sich zu entfernen, fing er aus eigener Bewegung so an:

Casper.

Sie, gnädiger Herr, sagten mir vorher vom Christel, — ich weiß nicht, woher das kommt, ich denke nun immer an ihm, — ich stelle mir vor, wann ich Christel wäre, und er Casper, und ich dann so schlecht gekleidet gehen, so frieren müßte, als er, wie lieb es mir sein würde, wenn er dann käme, mir eine so große Freude machte, als ich ihm izt machen könnte, wenn ich ihm das mir Zugesagte schenkte, und wenn Sie es erlauben, war ich wohl entschlossen, seinen Eltern und ihm diese Freude zu machen.

Emmerich.

Wenn ich es erlaubte — Lieber Junge! nie hab ich eine so adle Handlung gestört. Deine Handlung ist adel! — Mir ist's einerlei, ob der Schneider dir oder ihm das Kleid anmißt.

Casper.

O so lassen Sie Christeln holen, und ihm anmessen statt meiner.

Emmerich.

Aber wenn's dich gereute?

Casper.

Casper.

Nein! niemals. — O sein Sie so gütig, und lassen Christeln holen.

Er wurde geholt. Christels Freude war unbeschreiblich. Auch Caspar freute sich dessen, denn nie ist eine gute Handlung vollbracht, ohne Freude der Seele, ohne eine Freude, die lebhafter, entzückender ist, als jene, — die vorüberauschende sinnliche Empfindungen ungewären.

Hier, liebste Kinder, muß ich einige Augenblicke stehn bleiben, um für alle meine kleine Freunde und Freundinnen, die dies lesen, etwas sehr lehrreiches beizufügen.

Ihr, liebe Kinder! erhaltet auch von euren Eltern, wenn's Weinacht ist, ein Geschenk. — Es ist ein uralter Gebrauch, daß Eltern an diesem Feste ihre Kinder durch solche Beweise ihrer Liebe zur Frölichkeit ermuntern wollen.

Sie denken, indem sie euch beschenken und recht frölich machen wollen, ohngefahr so:

Wir Alten, die wir Verstand haben es einzusehn, welche große Wohlthat der liebe Gott uns erzeigt hat, daß er Jesus, den allgemeinen Lehrer der Menschen hat geboren werden lassen, — (denn das Andenken seiner Geburt feiern wir in diesen Tagen) haben große Ursach frölich zu sein. — Denn alles, was Jesus uns zu glauben und zu thun befohlen, die herrlichen Aussichten, die er uns mit der größten Gewißheit, in Ansehung ienes Lebens eröfnet hat, machen uns die dauerhaftesten und beständigsten Freuden.

Unsere

Unsere Kinder, denken sie ferner, haben noch nicht Einsicht genug, sich über Dinge zu freuen, die ihnen nicht in die Sinne fallen.

Wir sind aber so froh, und wünschten gerne, daß unsere Kinder es auch wären. Wir wollen also durch Sachen, die ihre Sinne ergötzen, sie zu erfreuen suchen. Dabei aber wollen wir sie, so viel sie es fassen können, mit dem Endzweck unserer Feierlichkeiten bekannt machen. Damit bei mehreren Jahren dieses Fest, durchs Andenken ihrer Freude in der Zukunft, ihnen doppelt wahres Vergnügen schaffe.

Darum nun, meine Lieben! erhaltet ihr in diesen Tagen Geschenke von euren Eltern. Bis her habt ihr das ganze Jahr bloß deswegen von Weinacht gesprochen, weil ihr dann so fröhlich über diese Geschenke war't. Aber nun müßt ihr weiter, nun müßt ihr die Absicht ansehen, warum ihr gerade in diesen Tagen durch Geschenke zum Frohsein eingeladen werdet.

Diese Absicht ist, ihr sollt euch freuen, daß ihr gewiß wißt, eure Seelen sind unsterblich, denn das hat der Jesus, der unser lieber Herr und Lehrer ist, auf das zuverlässigste gelehrt; und wir alle feiern das frohe Geburtsfest dieses unsers lieben Herrn und Lehrers. —

Nun, meine Lieben! hat eben dieser Herr und Lehrer, dem wir mehr danken, als ihr bis izt fassen könnt, uns auch gelehrt, daß wir eine wahre herzliche Freude nicht besser, als durch Dank an den Tag legen könnten. Und der beste Dank,

Dank, sagte er, wäre der, wenn wir die elenden dürftigen Menschen zur Freude zu erwecken suchten. — Und Kinder! diesen Dank könnt ihr üben!

Viele unter euch sind gewohnt, von ihren Eltern zu dieser Zeit solche Geschenke unter andern zu erhalten, die bloß den Geschmack vergnügen. Wenn ihr es recht überlegt, was habt ihr von diesen Geschenken. Die Freuden, welche sie verschaffen, sind sehr kurz, ja oft so, daß ihr, beim Mangel der Aufsicht, euch krank durch sie macht.

Ihr wißt doch, daß kurzer Küßel des Geschmacks den höchst unangenehmen Empfindungen der Krankheit bei weitem nicht die Wage hält.

Da wäre nun mein Rath, der Rath eines Kinderfreundes, ihr sagtet zu euren Eltern ohne Gefahr so —

Liebe Eltern! ihr habt mir sonst, wenn's Weinacht war, so manches gegeben, was bloß für meinen Mund angenehm war, — thut das diesmal nicht, liebe Eltern! gebt, wenn ihr so gütig sein wollt, das Geld, welches ihr sonst dazu anlegtet, armen Kindern, damit die sich auch freuen können. — Eure Eltern werden euch das nicht versagen, ihr werdet nichts dabei entbehren, und wenn ihr die Erlaubniß bekommt, dies Erbetene selbst auszuteilen, so wird das Vergnügen, welches ihr dabei empfindet, euch tausendmal angenehmer sein, als der Genuß iener Geschenke, welcher nicht selten eure Ma-

gen

gen verdirbt, — immer aber zur Weichlichkeit euch gewöhnt — und also keinen wahren Nutzen euch gewehret.

Leset nun diese Erzählung noch einmal, und ihr werdet ganz meinen Rath darin bestätigt finden. Doch noch deutlicher werdet ihr ihn wahr fühlen, wenn ihr weiter leset.

Emmerich freute sich der schönen Empfindungen in Caspars Seele.

Wohl, mein Kind, sprach er, du solst dabei keinen Schaden leiden, ich will dir's auf eine andere Weise vergelten.

Vors erste sollst du an Büchern so viel haben, als der dir zu theil gewordene Preis werth ist, und dann will ich dir das Vergnügen machen, daß du mit meinem Secretair meine drei Güter in diesen Tagen durchreisen kannst. — Gehe hin, mein guter Casper, und schicke dich zur Reise an.

Seht Kinder schon ist Casper fertig — und sein gütiger Freund läßt ihn die versprochene Reise antreten. — Emmerichs Zweck bei derselben war vorzüglich dieser: Er wollte den Knaben anschauend lehren, wie verschieden die Kinder dieses für sie so erfreuliche Fest feiern, — wie sehr unterschieden das Bezeugen der Kinder bei dieser Gelegenheit sei. Und indem ich euch das, was der Knabe sah, wieder erzähle, ist mein vorzüglichster Zweck der, euch zu einem pflichtmäßigen Betragen zu ermuntern, — selbst dadurch, indem ich euch das Fehlerhafte eurer andern kleinen Freunde verabscheuen lehre.

Zuerst

Zuerst kamen sie zu einem der Freunde des guten Emmerichs. Die Eltern waren sehr reich, und sehr reiche Geschenke erwarteten also die Kinder. In diesem Hause aber waren drei Kleine, Henriette die älteste Tochter, zehn Jahr alt, Diederich, acht, und Nicolas, von sechs Jahren.

Die Eltern hatten die Gewonheit vieler deutscher Leute, ihren Kindern, worinn eigentlich die Geschenke bestehn würden, zu verhehlen. Sie wollten vielleicht die Freude über unerwartete Geschenke durch diese Ueberraschung vermehren.

Was war da nicht alles hingestellt. — Für Henrietten Puppen, eine kleine Küche voll Hausgeräth, und viel schöne Sachen mehr. Für Diederich eine Hobelbank, ganze Regimenter Soldaten, Wagen, hölzerne Pferde, und dergleichen mehr, für Nicolas, ein Schattenspiel, Regel, eine kleine Dreh-Orgel, ein Lotterie-Spiel, und sonst des Spielwerkes in großer Menge.

Jetzt wurden die Kinder gerufen.

Henriette freute sich laut, sah jedes Geschenk flüchtig an, ihr ganzes Wesen verrieth Freude — dann lief sie schnell zu Papa und Mama, küßte recht dankbar ihre Hand, klammerte sich an beide an, und obwohl sie nur wenig sagte, so war doch ihr Dank so auszeichnend herzlich, daß man es wohl merkte, sie danke ihre Eltern mehr für ihre Liebe die sie ihr durch all die schönen Sachen bewiesen hatten, als für das vergänglichhe Spielwerk selbst.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Fortsetzung des sechszehnden Abends.

Sie also, meine Lieben! sah es so recht ein, was ihre Eltern durch die Geschenke wollten, und sie ist, die ich euch zum Muster empfehlen möchte, nur müßt ihr so ohne Vorstellung und Heuchelei, aus dem wärmsten Gefühl eurer Herzen euch zu betragen — zu danken suchen.

Nikolaß vergaß Dank und alles. Er war heftig in seinen Empfindungen. Er nahm eine Sache nach der andern, zeigte sie bald dem Casper, bald einem andern, lief dann zu seinem Vater und zur Mutter, und als ob er ihnen ganz etwas Neues zeigte, wies er ihnen ein Stück nach dem andern, und lehrte sie den Gebrauch davon, — vergaß dabei nicht, anzudeuten, wozu er's nutzen wolle, seine Freude war unbeschreiblich, und seine lieben Eltern waren so gütig, das als Dank anzunehmen.

Am 1 Januar. 1783.

D

Die

Die frohe Empfindung des Nikolas, war auch in der That Dank. Nur daß er dabei vergaß, auf die Quelle seiner Freuden zurück zu sehn. Das hätte er aber nicht thun sollen. Denn eben dies Zurückblicken, wenn wir auch nur bei der nächsten sichtbaren Quelle stehn bleiben, obwohl weisere Kinder stets weiter, auf ihn, den Geber aller Freuden, auf Gott sehn, der die Eltern in den Stand setzt, ihren Lieblingen solche Freuden zu machen — macht unsere Freude würdiger, adler, und adelt zugleich das Herz mit Empfindungen, die auf ewig vieles zum Glück desselben beitragen.

Indeß bin ich dem Nikolas herzlich gut. Ja, ich bin Bürge dafür, daß er, wenn sein Laumel vorbei ist, denn er ist Freude trunken, die Pflicht des Danks, beide gegen Gott und seinen Eltern einsehen wird — und dann erfüllen; zumahl, wenn er aufmerksam darauf gemacht wird, und das werden seine Eltern thun, so bald er nur affektlos genug ist, solchen Betrachtungen Gehör zu geben.

Nur der einzige Diederich stund da; stumm, mit einem etwas trüben Blick, der sich gern zum Lächeln zwingen wollte, — es aber nicht konnte. Von der Seite blickte er bald auf Nikolas, bald auf Henriettens Geschenke, — sein Vater merkte es — und ging zu ihm.

Vater.

Nun Diederich, warum so niedergeschlagen?

Diederich.

Diederich.

Ich bin nicht niedergeschlagen, Vater —
(eine Träne floss bei diesen Worten auf seine
Wangen.)

Vater.

Rede nicht die Unwahrheit mein Kind. Sage
mir, was dir fehlt, ich wills wissen!

(Diederich

weinte mehr und heftiger.)

Vater.

Nicht? der unglückliche Neid, den du gar
nicht ablegen willst, quält dich wieder, du glaubst
deine Schwester und dein Bruder hätten bessere
Sachen empfangen als du?

Diederich.

Vater!

Vater.

Gesteh immer diese hässliche Krankheit deiner
Seele! und dann kom und überlege mit mir,
ob du Recht hast, neidisch auf die Besizungen
deines Geschwisters zu sein.

Diederich.

Wenn ich dir die Wahrheit sagen soll, Vater!
ich hätte lieber Nikolas Sachen gehabt, als
dies hier —

Vater.

Vielleicht kann dazu Rath werden! Höre
einmal Nikolas! Ich weiß, du thust mir und
deinem Bruder gern einen Gefallen. Wolltest
du wohl, wenn ich dich bäte, dem Diederich dein

Weihnachtsgeschenk überlassen, und statt dessen das Seine annehmen? Besinne dich wohl, mein Kind, ich befehl es dir nicht, — ich bitte dich darum.

Nikolas.

Laß sehn Vater! was hat der Diederich alles? Hobelbank, Soldaten, — o was ein schöner Wagen? — laß mich doch mal auf das Pferd sitzen! — Jui! Jui! — Allerliebste! — — O ja Vater!

Nun Bruder Diederich, nim hin mein Schattenspiel — und die Orgel, hör nur, sie spielt: Ohne Lieb und ohne Wein, aber das ist kein Stück für Kinder, du kannst das Stück darnach singen:

Ohne Sorgen fliehen hin
 Meiner Jugend Tage.
 Froh und heiter ist mein Sinn
 Weiß von keiner Klage!
 Und das hat mir Gott gemacht,
 Sehr muß er mich lieben,
 Fühl's mein Herz, und sei bedacht
 Ihn nicht zu betrüben.
 Gott giebt mir der Freude viel,
 Denn er liebt die Jugend,
 Dankbarkeit sei mein Gefühl,
 Streben nach der Jugend,
 Das ist wahre Dankbarkeit,
 Wohl, so will ich streben,
 Dem was Jugend mir gebeut
 Eifrig nachzuleben.

Gib,

Gieb du lieber Gott! daß ich
 Unschuld stets bewahre,
 Diese Unschuld leite mich
 Durch die Lebensjahre.
 Leite mich, bis an mein Grab,
 Fröhlich will ich's grüßen,
 Wenn ich dich zum Freunde hab.
 Gern mag's ein mich schließen!

Der Tausch wurde richtig und vollzogen.

Vater.

Nun Diederich! bist du nun zufrieden? —

Diederich.

O ja, lieber Vater! recht sehr —

Vater.

Wenn's dich nur nicht gereut?

Diederich.

Gewiß nie!

Eine Stunde lang schien Diederich wirklich auch sehr aufgeheitert. Er zeigte sein Schatzenspiel, drehte dächtigt seine Orgel. Nikolas versuchte die Werkzeuge seiner Hobelbank, und fand sie vortreflich.

Die Alten waren Zuschauer, und freuten sich des Vergnügens der Kleinen, indem sie sich der Freuden ihrer Jugend, da Dinge dieser Art auch ihr Herz noch fällen konnten, erinnerten.

Bald aber gereute es den Diederich. In der That wohnte Leid, die häßlichste Krankheit der Seele, in ihm.

Dieser Neid ist immer mit Unzufriedenheit, mit dem was man selbst besitzt, und mit der Sehnsucht nach andern Dingen, die uns nicht gehören, verknüpft, er spiegelt uns fälschlich den Besitz dieser Sachen so wünschenswerth vor, indem er uns das, was wir mit Recht haben, verachten lehrt.

So ging's dem kleinen Diederich. — Nun wünschte er sich wieder, das was er vertauscht hatte, und fing so allmählich an, mit seinem Bruder in Unterhandlungen deswegens zu treten.

Der Vater merkte das, hörte lange zu — als aber der gutherzige Nikolaus abermals im Begriff war, einen Tausch einzugehn — trat er dazwischen, verbot alle Anmutungen der Art, und als Diederich wieder zu seinem störrischen Wesen, auch eine Frucht des häßlichen Neides seine Zuflucht nahm, so erkante der Vater ihm die wohlverdiente Strafe zu, daß er nun gar nichts besitzen sollte, sondern daß alle die schönen Sachen so lange ungenutzt liegen bleiben sollten, bis daß Diederich seine traurigen und ihm so gefährlichen Neigungen überwunden, abgelegt hatte.

Da war nun des Wittens und Weins fast kein Ende. Aber beide Eltern so gut und zärtlich auf einem einmal gefassen weisen Entschluß auch standhaft zu beharren, waren unerbittlich. — Casper sah das, und nahm manche gute Lehre daraus.

Um alles in der Welt willen mögt ich nicht, daß jemand von euch, meine lieben Kinder, diesen
diesen

diesem Diederich ähnlich wäre, ja um alles in der Welt willen, mögt ich nicht so ein unzufriedenes neidisches Kind kennen!

Ihr also, meine Lieben! verabscheut den Neid, und denkt auch an diesem Feste, da eure Eltern euch recht zu erfreuen suchen, daß ihr mit nichts das verdient habt, oder verdienen könntet, und macht euch eure Freuden, die ihr bei dieser Gelegenheit empfinden könnt, doppelt angenehm, durch Zufriedenheit und unverstellte Dankbarkeit!

Jedoch unser Casper und sein braver Führer reisen am andern Tage weiter, um einen Anverwandten des Emmerichs noch zu besuchen.

Allein, da sie unter weges die Widerwärtigkeit hatten, ein Rad zu zerbrechen, so sahen sie sich genöthigt in's erste beste Bauhaus einzuziehen, bis der Schade gut gemacht sei.

Sie traten in eine Hütte mit Stroh bedeckt. Eine Frau saß da mit zwei Knaben umgeben, denen Gesundheit und Frölichkeit auf den Gesichtern saßen.

Gastfreundschaftlich kam die gute Hausmutter ihnen entgegen, und brachte ländliche Erfrischungen so gut sie sie hatte.

Hör Mutter, sagte der eine Knabe, wird's nun wohl bald wieder Weinacht?

Casper.

Warum fragst du darnach, Kind?

Mutter.

Kleiner Narr! das ist noch lange hin, ein ganzes Jahr!

Kind.

O! das ist Schade! Ich wollt es wär alle Tage Weinacht.

Casperr

Nicht wahr? dann kriegst du was Schönes?

Kind.

Ja! du hättest nur gestern Abend hier kommen sollen.

Erst war der Vater so lange aus nach der Stadt, und da war die Mutter so bange. Na, da kam er, und sah so freundlich aus — und da mußten wir weggehn, ich und der Daniel, und dann als er uns holte, branten wohl viel Fichter, und da gab er jedem einen Kuchen, und Äpfel, und Nüße, und mir — sieh mahl die Violin, und dem Daniel die Schaufel! da waren wir mahl lustig!

Mutter.

Wie du sprichst? der Mosjd da wird wohl viel bessere Sachen haben. Aber für euch ist das mehr als genug.

Mein Mann, fuhr sie fort, er ist igt nach der Kirche gegangen, ist nur ein Tagelöhner. Unser bischen Brod wird uns so sauer zu verdienen, daß zu dergleichen Sachen nichts übrig ist. Aber die Kinder wollen doch gleichwohl, wenn's Weinacht ist, eine Freude haben.

Da haben wir nun seit Michaelis schon alle Woche einen Groschen zurück gelegt, damit sie doch auch wissen sollten, was der heilige Christ ist, und es war gestern Abends für uns alle
eine

eine so große Freude, daß es uns nicht gereut hat. —

So weit die Mutter.

Kinder! was denkt ihr hiebei. Was seid ihr besser?

Solche Kleinigkeiten, die ihr von reichen Eltern geboren und erzogen, vielleicht verachtet, können so eine herzliche Freude den Kindern machen, die größere Geschenke nicht kennen, also auch nicht wünschen, und eben deswegen den Mangel nicht fühlen.

Faßt es also, hier kommt alles auf den Werth an, den wir auf solche Sachen legen, und so lange wir uns selbst nicht genug sind, können Dinge dieser Art uns nicht erfreun.

Jetzt war der Schade hergestellt. Unsere Reisende setzten ihren Weg fort. Fanden aber überall ähnliche Scene, mit denen die ich euch erzehlet habe, und von denen ich also, damit ich euch nicht ermüde, keine mehr anführen will.

Wenn sie nun aber ein halbes Jahr nachher an allen diesen Orten wieder eingesprochen wären, und sich von den Kindern die ihnen geschenkten schönen Sachen hätten zeigen lassen wollen, wie viel davon, glaubt ihr wohl, sollte noch in dem Zustande gewesen sein, daß es sich mit Ehren hätte können sehn lassen?

Wolt ihr die Frage beantworten, so denkt nur zurück, wie manches von euren Weihnachtsgeschenken ihr schon verwüßtet habt, und begreift es doch, daß das in der That Gaben verachten heißt, wenn man sie nicht schont, und ihr

Alldern von meinen kleinen Lesern und Leserinnen, bittet doch eure liebe Eltern um solche Dinge, die nebst dem Vergnügen, welches sie euch machen, auch zugleich Nutzen euch gewehren können. Vorzüglich aber seht den Endzweck der Geschenke an, und sucht durch eine recht gute Aufführung euch derselben werth zu machen.

Für unsern Casper hatte diese Begebenheit den Nutzen —

Gott gebe, daß die Erzählung derselben ihn für euch alle habe.

(Ende des sechszehnden Abends.)

Siebenzehnter Abend.

Evards letzte Stunden des alten —
und erste Stunden des neuen
Jahrs.

Zu der Zeit, wenn wir ein altes Jahr mit einem neuen vertauschen, drängen sich tausend Empfindungen in das Herz eines fühlenden Menschen.

Der Gedanke, daß er izt einen merklichen Schritt seinem Grabe näher gekommen, macht ihn ernsthaft, der Gedanke an die verlebten Tage des vorigen Jahrs erfüllt sein Herz mit Dankbarkeit — Der Blick in die Lage die nun noch kommen

Kommen werden, steht einer sorgsamem Empfindung ähnlich. Dies alles besetzt ihm denn endlich mit Hoffnung und Vertrauen zu Gott, — der regste Dank mischt sich in dieses Gefühl, und so geht er dann fröhlich und gutes Muths in's neue Jahr, und freut sich dieses neuen Geschenkes aus der Vaterhand Gottes.

Dieses, meine Kinder, erhöht durch die besondern Umstände eines jeden, sind ohngefähr die Empfindungen der adlen Menschen. Es ist mir sehr vieles dran gelegen, liebe Kinder! euch aufmerksam auf dieselben zu machen, und glücklich würd ich mich schätzen, wenn ich euch durch dieses Blatt einige derselben einflößen, und so euch durch die Erzählung wie Ewald, euer kleiner Mitmensch, neun Jahre alt, das zum Ende eilende Jahr beschloß, und das Neue anfang, hin zum Schöpfer führen könnte.

Am 31 Decembr. im Jahr 1781 war ein heitres Wetter Nachmittag, Ewald hatte einen Lehrer, den er auf das zärtlichste liebte, und auch der Mann war dem Knaben herzlich gut, denn er war folgsam in allen Dingen.

Ewald hat seinen Freund ihn auf einem Spaziergang mitzunehmen. Sie wandelten auf der weissen Flur, und ihr Gespräch kam bald auf den bevorstehenden Jahrswechsel. —

Ihre Unterredung war so lehrreich, daß ich euch einen Theil derselben wieder erzählen muß.

Lehrer,

Freilich werden die Empfindungen sehr verschieden sein, mit denen viele unserer Brüder das

das neue Jahr antreten. — Manche werden wenig, oder gar nichts dabei denken; so manches Jahreswechsel schon gewohnt, lassen sie's gut sein, — und sehen nicht dankbar zurück, nicht voll Zuversicht vorwärts! —

Ewald.

Wie kann es solche Menschen geben? —

Ich habe mich schon heute an so viel Gutes erinnert, dessen ich im vorigen Jahr genoß, und ich kann ihnen wohl sagen, ich bin so wehmütig dabei geworden.

Herzlich hab ich mich gefreut, und ich glaube gar, daß ich vor Freuden hätte weinen können.

Lehrer.

Schäme dich dieser Empfindungen nicht, sie machen deinem Herzen Ehre. — Du hast recht gethan, an all das Gute zu denken, welches dir Gott hat wiederfahren lassen.

Wir Menschen alle sollten oft uns einen Zeitpunkt wählen, wo wir gleichsam so viel, als uns möglich ist, alle Wohlthaten Gottes zusammen zählten, unsre Liebe zu ihm, unsere Anhänglichkeit an ihn würde ungemein dabei gewinnen.

Und welche Zeit kann schicklicher hiezu sein, als eben diese, diese, die eine so merkwürdige Epoche unsers Lebens ausmacht. — Wir genießen augenblicklich Wohlthaten Gottes. Aber eben dieser stete Genuß macht uns kalt, vergessend, unsere Sinlichkeit verhindert uns, so oft als wir billig sollten zum Geber aufzublicken.

Unsere

Unsere Gesundheit, die Erhaltung des Lebens der Personen die uns theur und werth sind — z. B. deiner Eltern, deines Geschwisters, deiner Verwandten, die Abwendung des Unglücks, das unser Land, oder uns besonders hätte treffen können, welches viele unserer Mitbewohner der Erde, in seiner ganzen Schwere, durch Krieg, Feuersbrünste, Hungersnot traf, der Genuß gewohnter Bequemlichkeiten die andere entbehren — Dies alles bringen wir selten, oder gar nicht in Anschlag, wenn wir über die Wohlthaten Gottes nachdenken.

Und wir können auch nicht alle Stück vor Stück betrachten.

Die Wohlthaten, die Gott einem Wurm erzeigt, der mit dem ersten Blick der Sonne auflebt, und zertreten ist eh der Abend kommt, sind schon unendlich wie Gott selbst, — denn wie vieles muß nicht Gott veranstaltet haben, daß das Würmchen nur so eine kurze Zeit leben und weben, und sich freuen kann.

Der Mensch lebt so lange, — und schon ehe er geboren wurde, ist ein unendliches Maas göttlicher Wohlthaten über ihn ausgegoßen. — Er kann sie nicht alle zählen. — Aber kom! laß uns die außerordentlichen, hervorstehenden Wohlthaten, die Gott im verwichenen Jahr dir erzeigte, bedenken — Du hast schon darüber nachgedacht, sage mir, welche sind dir vorzüglich eingefallen.

Erwald.

Als mein Vater so krank war, und wir alle

an seiner Genesung zweifeln — wie war ich damals so betrübt, und der liebe Gott hat gegeben, daß er izt gesünder und munterer ist, als sonst. —

So hat der gute Vater im Himmel uns alle nicht nur vor jedem Unglück bewahrt, sondern auch meinen lieben Vater, wie er selbst heut Mittag erzählte, so gesegnet, daß er mehr an meiner Erziehung wenden kann.

Ich selbst bin so gefährlich gefallen, und nahm doch keinen Schaden — und wie vieles Gute und Nützliche hab ich in diesem Jahr gelernt; was ich voriges Jahr noch nicht wußte.

Lehrer.

Wohl dir, daß du das erkennst. — Alle deine kleinen Freunde und Freundinnen können gewiß aus ihrer Erfahrung ähnliche Proben der Güte Gottes anführen, und sie müssen es thun, wenn sie ihre Seelen veräbeln und der künftigen Wohlthaten ihres Schöpfers nicht ganz unwerth sein wollen.

Über lieber kleiner Freund, wenn nun dein Vater gestorben oder ärmer geworden wäre, daß an dich zu wenden, was er izt kann, wenn du nun durch jene Fälle ungesunde Glieder davon getragen hättest, — dann hätte dir Gott wohl keine Wohlthaten erwiesen?

Erwald.

Gestraft würd er mich doch auch nicht haben?

Lehrer.

Lehrer.

Gewiß nicht. Vielleicht durch dies Unangenehme dir genutzt, wenn er nicht nach seiner Allweisheit vorher gesehn hätte, daß im Gewebe deiner Schicksale diese glücklichere Begebenheiten, dir — und dem Ganzen vorteilhafter wären — als ienes! Hätt er' das nicht gesehn, warlich du würdest all das Traurige, welches dir lzt vorüber gegangen ist, erfahren haben.

Glaube mir Ewald, es werden viele Kinder sein, welche mit Tränen das neue Jahr begrüßen! Diese aber müssen weiter sehn, und der künftige Erfolg wird sie lehren, daß auch das Unangenehme, was sie erfuhren, wahre Wohlthat Gottes für sie war.

Ich halte sonst nicht viel auf Fabeln, in denen die Phantasie sehr wirkt. Man sollte sie auch Kindern höchst selten erzählen, und wenn ihr vernünftig wäret, solltet ihr nicht so begierig nach denselben sein. Die Liebe zum Wunderbaren, die uns allen natürlich ist, und die bei euch so stark wirkt, bedrmt dadurch zu viel Narung. — Indesß will ich dir doch heute eine erzählen, und mit dir allen! — Erstlich sollt ihr daraus lernen, daß Gott selbst durch unangenehme Begegniß uns Gutes erzeigt, und dann — mag sie denen, die nicht fröhlich in's neue Jahr treten, zum Trost gereichen, und ihr Vertrauen auf Gott befestigen.

Ein weiser Mann, der größten theils für sich allein lebte, stellte beim Schluß des Jahrs verschiedene

schiedene Betrachtungen an, wozu wohl die widrigen Schicksale den Menschen nützet, welche Folgen sie wohl für die Zukunft hätten.

Er hielt sich ein Buch, in dem er alle merkwürdige Begebenheiten, die ihn selbst wiederfahren, oder die er von andern erfahren konnte, niederschrieb. Diese Bücher von verschiedenen Jahren pflegte er denn mit einander zu vergleichen, wie oft fand er sichtbare Spuren der Farschung, manches aber war und blieb ihm dunkel und merkbarer, oft schwindelte ihm vom Nachdenken der Kopf.

Aus diesem Buche muß ich von dem einem und dem andern etwas erzählen:

Im Jahr 1750

„wohnte ich in der Stadt G—. Mein Nachbar, ein mittelmäßiger Kaufmann, hatte einen kleinen Sohn, damals ein halbes Jahr alt. Eine unvorsichtige Wärterin ließ das Kind auf der Straße vom Arm fallen. Der Schaden den das arme Kind nahm war so groß, daß es Zeit lebens ein Krüppel bleiben mußte.

„Da dacht ich nun in meinem Sinn, sollte das auch wohl zum Nutzen des Knaben's sein? Er kann allein nicht gehn, er ist sich selbst und andern zur Last.

„Aber hier merkt ich im sechsten Jahr darauf, daß es wahre Wohlthat für den Knaben gewesen war.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Fortsetzung des siebenzehnden
Abends.

Sein Vater hatte mit Gewalt reich werden wollen, und wie die Leute dieser Art, die anders als durch Beten und Arbeiten reich werden wollen, in Versuchung, in viel thürigte Anschläge — und zuletzt ins Verderben fallen, so ging's auch meinem Nachbarn.“

Er ließ sich damit ein, die landesherrschastliche Zahlenlotterie zu betrügen, seine Frau hatte auch darum gewußt, beide mußten die Stadt meiden, und man warnte öffentlich iedermann vor ihnen.“

Da hätten sie nun den Knaben mitnehmen müssen, wenn er nicht durch ienen unglücklichen Fall, das Mitleiden des Landesfürsten rege gemacht hätte. Das Kind blieb zurück, und wurde anständig erhalten, starb aber ein Jahr darauf.“

Am 8 Januar. 1783.

P

Das

„Das gesunde Kind würde ein Landstreicher haben werden müssen, und durch das Beispiel seiner Eltern wär es vielleicht verführt und unglücklich geworden, hätt auch ohne den Fall wahrscheinlich länger zu seinem Unglück gelebt —“

„Dem allen brugte Gott vor; durch iene traurige Begebenheit, die damals den Eltern so schmerzhaft, und bei zunehmenden Jahren dem Kinde selbst so traurig wurde. Gott hat alles wohl gemacht.“

Ewald.

Alles gut, aber mein Lieber! wer ersetzt dem unglücklichen Knaben das Leiden, welches er doch immer lange genug ausstehen mußte?

Der Lehrer.

Das wird Gott wohl gethan haben, der gewiß Mittel genug hat, tausendfältig in iener Welt ihm seinen hier erlittenen Jammer zu vergüten. —

Nun die andre Stelle aus dem Buche unsers Beobachters — die nemlich, die ihm immer unbegreiflich geblieben war, und die zu dem Wunderbaren Anlaß gab, von dem ich vorher sprach.

„Der 13 Junius im Jahr 1769 war für das Haas des Wahlburg ein Tag der Freude. —“

„Wahlburg hatte einen ansehnlichen Teil seines Vermögens dem Meer, auf Schiffen nach Westindien anvertraut, damit er, wenn sie, von daher zurück kämen, desto reicher

„her werden wollte. Lange schon hatt er
 „zwischen Furcht und Hoffnung geschwebt, oft
 „schon schlaflose Nächte ihrentwegen erlitten,
 „bis endlich an dem Tage die frohe Nachricht
 „kam, seine so sehnlich erwünschten Schiffe wä-
 „ren angelangt im Hafen.

„Wahlburg war ein frommer Mann. Sei-
 „ne Freude ergoß sich bald in Dank gegen
 „Gott, und er faßte die menschenfreundlichsten
 „Vorsätze.

„Einige Tage darnach, den 16 Junius nema-
 „lich — wurden all die herrlichen Waaren in
 „seine Vorrathsbehältnisse hingelegt. Die-
 „sen Tag hatt' er zum Festtag bestimt, eingela-
 „den all seine Verwandte und Freunde, damit
 „sie sich mit ihm erfreuen möchten. — Denn
 „es ist der Natur der Freude gemäß, daß sie sich
 „gerne mittheilen mag, — es geht uns nicht so
 „recht vom Herzen, wenn wir uns allein freu-
 „en sollen. —

„Nun war's geendet. — Ob alle durch ein
 „herrliches Mahl, welches auf ein dreistündli-
 „ches Spiel folgte, dem Zweck des Tages ge-
 „mäß sich erfreut hatten, weiß ich nicht. —
 „Aber das weiß ich, es war Mitternacht, als
 „sie sich trennten.

„Vergnügt eilte Wahlburg zur Ruhe.

„Aber eine Feuersbrunst, entstanden durch
 „die Unvorsichtigkeit der Bediente — weckte
 „ihn zum Schrecken und zum Jammer.

„Seine zwei Söhne schliefen im dritten
 „Stockwerk des Hauses. — Ihre Rettung

„war sein erster Gedanke. Um diese zu bewahren, wollte er gern alles aufopfern.

„Viele Menschen waren schleunig herbegeeilt, zu helfen, zu retten, und auch ich hatte mich unter die Menge gemischt. —

„Die Flamme hatte, vielleicht weil man sie nicht gleich beim ersten Ausbruch entdeckt hatte, sehr weit schon um sich gegriffen. — In der Betäubung lief Wahlburg von einem zum andern, und sein beständiges Bitten war, „rettet mit mir meine Kinder, meine Kinder, gleichsam als ob er's vergessen hätte, daß ieder Aufschub ihre Gefahr vermehre, — oder, daß er selbst zuerst, und auch allein, ihnen zur Hülfe eilen müsse.

„Es war keiner, der sich mit ihm verbinden wollte, weil keiner vielleicht in der allgemeinen Verwirrung ganz den Sinn seiner Forderung faßte, oder weil auch keiner Muth genug hatte, so einer augenscheinlichen Gefahr entgegen zugehn.

„Schleunig wirkten Natur und Vaterliebe das, was sie längst hätten wirken sollen. — Er ging gleichsam durch Flammen. — Liebe gab ihm Muth und Stärke. Er fand die armen Knaben winselnd, und fast vor Schreck ohnmächtig. Mit Macht faßt er sie in seine Arme, trug sie durch Gefahren, — brachte sie in's Haus einer seiner Nachbarn, der ziemlich weit von seinem unglücklichen Hause entfernt war. — Sichtbar verherrlichte sich hier die Fürsorge. Der Vater und die Edhe

„ne

„ne hätten nicht den geringsten Schaden bekom-
 „men. — Ich dachte bei mir selbst, Gott
 „muß was Großes mit den Knaben vorhaben.
 „Nun alles brante ab. — Der Vater wurde
 „arm und elend. Unerbittliche Gläubiger nah-
 „men ihm alles, was er noch übrig hatte. Jetzt
 „konnt er seinen Kindern die Erziehung nicht
 „geben, die er ihnen zugebacht, igt keinen der
 „menschenfreundlichen Entwürfe ausführen —
 „igt nicht die Stütze, und der Trost vieler Jam-
 „mervoller und Elender sein.

„Vorzüglich hatt ich mit einer armen Wittwe
 „Mitleid — sie war schon sehr alt, und Wahl-
 „burg hatte ihr und ihrem Enkel, Unterhalt
 „gegeben — die waren igt auch verlassen, und
 „elend.

„Wahlburg starb bald — Mangel der Er-
 „ziehung und des Vermögens nöthigten seine
 „Kinder ihren Unterhalt, als Bediente, zu
 „suchen.

„Gott dacht ich bei mir selbst, warum das
 „so! — und nicht anders?

„Warum sie gerettet aus so großer Gefahr!
 „— damit sie Knechte anderer würden? War-
 „um ihnen entzogen, das, wodurch sie die
 „Kräfte ihrer Seele hätten ausbilden, und so
 „gemeinnützig für ihre Zeitgenossen hätten wer-
 „den können?

„Warum erst einem adlen Mann — gleich-
 „sam so viele verübte gute Taten nur von ferne
 „gezeigt, und da er sie zu den Seinen machen
 „wolte, plödhlich ihm entzogen das Vermögen
 „dazu? — Ich kann's nicht faßen.“

So weit, lieber Erwald, fuhr der Lehrer fort, geht die Stelle aus dem Buche unsers Forschers, die zu unserm Zweck gehdrt. Nie hat er seine letzten Fragen, die kein Geschdopf dem Schdpsfer thun sollte, sich beantworten kdnnen, denn er erlebte den Erfolg nicht. Die Leute, die ihn erlebten, wußten vielleicht das Vorhergehende nicht, oder waren zu nachläßig und kurz-sichtig, als daß sie das Herrliche in den dunklen Wegen der Fürscheidung fühlen wolten, oder konten. —

Selbst die Personen, denen es zunächst anging — vergaßen das darom, und daher, mein Lieber! komt es eben, daß die Wege der Fürscheidung uns so finster sind. Hätten die Menschen von iehet auf die Erfolge der Begebenheiten gemerkt, sie würden nicht mehr in diesem Falle von Tiesen der Gottheit reden. — Wahr ist's, der Plan Gottes ist alles umfassend. — Aber jede Familie kannst du als eine kleine Welt betrachten, und wenn nur eine dieser kleinen Welten uns ihre Begebnisse, und die Folgen derselben treu aufbewahrt hätte, oder was noch besser wäre, wenn nur Vater, Sohn und Enkel, in's geheim ihre Geschichte verglichen, glaube mir — viel unnützes müßiges Geschwätz vom Unbegreiflichen würde bald aufhören. Aber das ist selten, oder gar nicht geschehn, wird' auch wohl nicht geschehen! — Nur da, wo der Erfolg so gleichsam mit dem Finger darauf wies, lernte man das Herrliche, Ordentliche, Beglückende, Allweise der Fürscheidung fühlen — beim Nachdenken

denken, aus genauer Kenntniß und sorgfältiger Beobachtung unserer Schicksale entsprossen, würden wir es immer finden! — darum gewöhne dich zu diesem Nachdenken, wodurch deine Liebe und dein Vertrauen zu Gott unendlich gewinnen werden.

Aber wieder auf unsern Forscher zu kommen.

Stelle dir vor: Jrgend eine unsichtbare Hand (jetzt kommt das Wunderbare, vergiß nicht dabei, was ich vorhin vom Wunderbarem sagte) hält ihn auf einen Berg geführt.

Auf der einen Seite zeigte sich ihm ein Bild. Wahlburg nemlich im Besitz all seiner Schätze. Im Wahn seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, kann er's gleichwol nicht verhindern, daß sie nicht den Genuß mancher Weichlichkeiten gewohnt werden, der ihre Sinne verführt, und sie zu Sklaven der Lüste macht. — Jetzt sind sie groß. Gewonheit wird Natur. — Wie verschwenderisch sind sie, wie taumeln sie von Einlichkeit zu Sinnlichkeit. Ihr Vermögen ist hin. Sie darben. Armuth und Mangel, und der Trieb zum Genuß einer bessern Lebensart lehren sie Betrug, und endlich Gewaltthatigkeiten. — Was meinst du, wird unser Forscher hier nicht seine Hände falten, und Gott danken, daß es so, und nicht anders kam?

Ewald.

Ganz gewiß! —

Der Lehrer.

Und nun, laß ihn erst das andere Gemälde betrachten:

Beide Brüder liebten sich und blieben bei einander. Nach einigen Jahren wurden sie Bediente eines Fürsten. Der Fürst war ein Vater seines Landes, seine Untertanen liebten ihn sehr. Auf einer Reise, die sie mit ihm machten, wurde er von Straßenräubern überfallen. Die beiden Wahlburgs vertheidigten tapfer ihren Herrn, retteten ihm das Leben. —

Was meinst du, wann unser Mann das gesehen, hätte er nicht alle seine Fragen beantwortet, sich selbst so beantworten können, daß er sichtbare Spuren der Allweisheit Gottes, der herrlichsten Ordnung in den Wegen der Fürsorge entdeckt hätte.

Dies alles würd er entdeckt haben, wenn er länger gelebt hätte. Nie also wollen wir uns zu denen gesellen, die, weil sie in der Spanne Zeit, die sie leben, nicht alles übersehen können, so tbrigt sind — das was die Unvollkommenheit der Geschöpfe mit sich bringt, dem Vater aller Welten zur Last zu legen.

Bei diesem Wechsel des Jahrs wollen wir also es lernen, wie wir mit Gottes Verehrung über unsere Schicksale nachdenken müssen.

Wir haben in diesem Jahr manche frohe Begebenheit gehabt. Laß uns nicht bei den Ursachen stehn bleiben, deren Wirkungen sie zunächst waren. Laß uns zu der ersten Ursache, zu dem einzigen Geber alles Guten hinaufsteigen, und dem den wärmsten Dank unsers Herzens bringen. Wahr ist's, Gott giebt seine Wohlthaten nicht anders, als durch natürliche Ursachen; dir,
mein

mein Kind zum Beispiel, durch die Liebe, die er deinen Eltern zu dir eingefloßt hat, er giebt seine Wohltaten in einer gewissen Ordnung, er läßt sie uns unter gewissen Bedingungen. Auch hievon ist jedes Kind Zeuge!

Wenn uns etwas unangenehmes betraf, so wollte Gott uns bessern, oder unsere Tugend stärken, die Tugend ist sein Geschenk, und ein Grundtrieb in jedem Menschen. Unangenehme Begegnisse waren die Schuld unsrer Sünden. Unsere Laster aber entspringen aus einer verkehrten Sinnlichkeit, und wir haben also beides, Trieb zum Laster, und die von ihnen erzeugte unangenehmen Begegnisse, uns selbst zuzuschreiben. —

Mit dieser Unterredung waren Ewald und sein Lehrer vom Spaziergange zu Hause zurück gekommen.

Dem Knaben wallte das Herz von gemischten Empfindungen.

Der Gedanke, wie viel Gott an ihm und seinen Eltern gethan — Der Gedanke, ich könnte doch mehr wissen, könnte frömmere weiser sein, der Gedanke, wie schnell die Zeit dahin flüße, schafften ihm bald frohe, bald trübe Empfindungen, die so sich ketteten, daß er das, was ieder eigentümlich zukam, nicht unterschätzen konnte. So verstrich der Abend, aber das wirkte heftig auf ihn. Er schlief wenig. —

Früh stand er auf — und freute sich des ersten Tages im neuen Jahr. Er betete. Sein Gebet war kurz, war Sprache des Herzens,

und enthielt viele schöne Vorsätze, die er Gott widmete, um dessen Beistand er bat, daß er sie ausführen, und so an Weisheit und Gnade bei Gott und Menschen zunehmen möchte.

Dann setzte sich der liebe Knabe ans Klavier, und sang nach der Melodie von Holty's schönem Liede: Wer wollte sich mit Grillen plagen: dies

Neujahrslied.

Mein! heut laß keinen ängstlich weinen —
 Da neues Leben du uns quillst!
 Da du Allliebender — die Deinen
 Mit hoher, hoher Bounne füllst —
 Ach trockne heute jede Träne
 Und gieße Freud' in jedes Herz —
 Und wandle jede Trauerscene
 In Wonn', — in Freude jeden Schmerz!

O heb in aller Menschen Herzen
 Viel Lieb und Menschlichkeit hervor!
 Laß jedes bluten fremden Schmerzen
 Und tauchzen fremder Freudenchor!
 Laß brüderlich sich all verbinden,
 Sich reichen treue Bruderhand.
 Nur laß uns wärmre Lieb empfinden
 Für dich, der liebvoll uns verband!

Dann lächlen wir der Zeit entgegen
 Die heute uns auf's Neue grüßt,
 Wenn uns auf diesen Pilgerwegen
 Ein treuer Bruderarm umschließt

Wir

Wir schmecken zwiefach Gottes Freuden,
 Uns lechzet herrlicher die Klar.
 Und leichter wird uns jedes Leiden,
 Denn ieder trägt die Hälfte nur.

Und unser Herz strömt Dankesfülle
 Dir, Geber, heiße Liebe Dir!
 An' allen uns, gescheh dein Wille,
 So beten voll Vertrauen wir!
 Ist uns die Zukunft dunkel, trübe,
 Was hindert's, da du Vater siehst.
 Der du für uns voll Treu und Liebe,
 Voll Gnade voll Erbarmen glühst!

Schon oft sah ich die Morgenröthe,
 Wie sie nach regen voller Nacht
 Der Blumen schöne Pracht erhöhte,
 Die trübe Quelle heiter macht'.
 Dann dacht ich, wohl ist mir's beschieden,
 Der Morgenröthe Gott ist mein!
 Sie zieht daher in stillem Frieden,
 Um trübe Nebel zu zerstreun!

Der Morgenröthe Vater schenket
 Gewiß mit ihr auch Bonne mir, —
 Und wenn das meine Seele denket,
 Gott dann bin ich so nahe dir.
 Freu mich dann meiner hohen Würden,
 Sag' zu mir selbst — ich bin dein Kind,
 Denn diese kleinen Lebesbürden
 Nur kurze Sommernächte sind.

Und heute! heute! ich will knien
 Und weinen! — schwachen Lobgesang
 Für all das, was du mir verliehen,
 Weyl ich dir, lieber Gott, als Dank!
 Und mich selbst, führ du mich durchs Leben,
 Ja Vater! ganz wie's dir gefällt,
 Durch Tod und Gräber, ohne Wehen,
 Führst du mich hin in bessere Welt!

Seid dann begrüßt ihr neuen Tage,
 Als Gottes Boten seid begrüßt
 Zu jedem, — wenn er scheidet, sage
 Ich, welche Sonne auf mich fließt.
 Sag: Wunderschön sei Gottes Erde.
 Ganz werth darauf vergnügt zu sein.
 Schwör's: Ich will bis ich Asche werde
 Mich weise seiner Erde freun!

Die Empfindung mit der Erwald dies Lied
 sang, ist unbeschreiblich. Er fühlte jede Zei-
 le. —

Dann ging er hin, seinen Eltern zum neuen
 Jahr Glück zu wünschen. Wenig war's nur was
 er sagte, aber es war herzlich. Als seine Eltern
 in die Kirche gegangen waren, setzt er sich hin,
 das, was er so seit gestern und heute gedacht
 hatte, vorzüglich aber seine Entschliefungen
 auf's Papier zu bringen, damit er stets etwas
 habe, was ihn daran erinnern mögte, denn er
 wußte wohl, wie leicht Kinder, ohne dies Hülfsmittel
 so etwas vergessen.

Ich

Ich will Euch seinen Aufsatz hieher setzen, und ich wolte euch wohl allen rathen, meine kleinen Leser und Leserinnen! daß ihr Ewalds Empfindungen zu den Eurigen seine Entschliessungen zu euren Entschliessungen machen möget.

Am 1 Jenner.

Ich will wills Gott alle Tage etwas in dieses Buch schreiben, nicht eben was ich gelernt, welche Vergnügungen ich gehabt habe, sondern von diesen Sachen nur so viel, als sie auf das, wozu ich dies Buch bestimme, Beziehung haben. Ich bestimme aber dies Buch zu meinem geheimsten Freund, dem ich alles offenherzig sagen will, was ich Gutes und was ich Böses, und warum ich Beides gethan habe. Ich bestimme es zu Gesprächen mit Gott und mit mir selbst; — und so denk ich, hab ich es auch zur Veränderung meines Herzens, zum Arzt meiner Fehler, — zu einem Spiegel bestimmt, in dem ich mein Inneres deutlich erblicke. — Damit ich aber doch eine gewisse Richtschnur habe, nach der ich diese meine Selbsterforschung anstellen kann, so will ich, so gut als mir möglich ist, hier einige Grundsätze herstellen, und nach denen alle Abende mich prüfen — und mit Freude, oder Beschämung, die Befolgung, oder Vernachlässigung derselben, niederschreiben. Ich weiß gewiß, der liebe Gott wird mir die Ausführung meines Vorhabens segnen.

Erstlich.

Erklich.

Ich will keinen Tag ohne Gebet anfangen und beschließen.

Zweitens.

Ich will stets denken, diese Stunde kommt nicht wieder. Will also jede, durch die möglichste Aufmerksamkeit zu nutzen suchen.

Drittens.

Ich will meinen Eltern und Lehrern auf den ersten Wink gehorsam sein, — ohne mich erst zu streuben, ohne zu fragen warum?

Viertens.

Meine vorzüglichsten Fehler, die mich schon oft traurig und mißvergüth gemacht haben, sind, daß ich so auffahre, oft über die geringste Sache, daß ich, ich weiß nicht welch ein geheimes Vergnügen drinn fand, die Fehler und Vergehungen anderer, auch wenn sie mich selbst nicht betrafen, zu entdecken. Daß ich dies nicht aus Eifer that, daß meine Freunde gebessert würden, weiß ich recht gut, Ich glaube, ich thats deswegen, damit ich — weil ich was Böses unterlassen, gelobt werden wollte. Und das ist doch häßlich, diese Fehler und meine Nechthaberei will ich also ablegen; und mir in diesem Buch Rechenschaft geben, wie weit ich es von Tag zu Tag in Bekämpfung derselben bringe.

Fünftens.

Will ich mich aufrichtig prüfen, ob ich auch jemanden beleidigt habe, und ob ich auch in allen Dingen stets wachsam über meine Nebenhand

Handlungen, über mein ganzes Betragen gewesen sei.

Endlich.

Will ich dies Buch niemanden zeigen, stets sorgfältig es bewahren; denn es würde sehr unrecht sein, wenn ich es jemanden zeigte, weil ich doch wohl wünschte, recht sehr dafür gelobet zu werden. —

Dies, meine lieben Kinder, waren, wie ihr es wohl selbst fühlet, vortrefliche Vorsätze des jungen Ewald. — Wdäten doch mehrere Kinder so ein Buch mit dem neuen Jahr sich machen! Aber dann auch so fleißig wie er in dasselbe schreiben. Bald will ich Euch einige Stellen aus demselben drucken lassen! —

Meine Erzählung von Ewalds letzten Stunden im alten, und ersten Stunden im neuen Jahr ist nun zu Ende!

Geht dann auch Ihr alle, from und fröhlich dieser neuen Zeitperiode entgegen! mein Wunsch für Euch ist kurz, aber groß! — Er ist der, daß wenn ihr nun wieder, wie igt am Abend eines Jahrs seid — Ihr von Euch selbst sagen möget: Ihr hättet Euch mit solchem Eifer noch in keinem Jahr zu recht nützlichen Menschen gebildet, als in diesem; — nehmt so zu, Ihr Lieben! an Weisheit, und Gnade bei Gott und Menschen! —

Zum Schluß des Jahrs:

Siehe der Abend des Jahrs begrüßet von
 Sonne und Tränen,
 Ein milder Abend von Gott uns gesandt,
 Er kommt und säufelt uns an wie Säufeln der
 Gottheit willkommen,
 Willkommen du lieber Abend des Jahrs.

Wie Lieblicher! blickest du hin ins stille Hüttchen
 der Armen,
 Und kühltest die Hitze des Tages ihm ab.
 Er fühlt es — denket nicht mehr die schwüle
 Hitze des Tages,
 Des langen Tages, der Arbeit nicht mehr.

O sieh! schon sammlet er dir, die Traute, den
 Knaben, den Säugling,
 Hebt Augen und Hände zum Himmel empor,
 (Spricht er,) und kniet vor ihm, dem Vater des
 Abends und betet,
 Mit Seele, mit Zungen, mit Tränen zu ihm.

O Scene der Andacht! grab du mit unaus-
 löschlichen Zügen
 In's Innre meiner Seele dich ein.
 Ich Glücklicher solt ich nicht mit Bonnetränen
 und Freude
 Mehr grüßen den holden Abend des Jahrs.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Fortsetzung zum Schluß des Jahrs.

Mir lächelte fröhlich der Lenz des Lebens, mir
Glücklichen blühten
Viel Blümchen in ihrer Schöne mir auf,
Mir trübte kein Wolkgen den Tag, mich drückte
nicht ängstliche Schwüle
Durch bunte Fluren wandelte ich.

Ich Bäumchen Gottes, gepflanzt im holden
Garten des Lebens,
Gespöpft, gepflegt, füllete nicht
Das Rauhe aus Norden! ich nicht die brennende
Hizze aus Süden,
Der lieblichste Westwind lechzete mich.

So bin ich denn näher hian, ein ganzes Jahr
näher gewalt,
Der hohen Bestimmung als Mensch und als
Christ.

Am 15 Januar 1783.

2

Durch

Durchforsche dich redlich mein Herz, hat dich
Bestimmung geleitet?

Was thatst du, warest du ihrer auch werth?

Schön ist die Weisheit, die uns zum eifrigen Fors-
schen ermuntert,

Schön ist das Streben der göttlichen nach,
Doch schöner ist es sich ganz den Pflichten der
Menschheit zu weihn,

Sie üben mit hohen fröhlichen Sinn.

Hier ist die Laufbahn und dort, dort glänzet
Belohnung, wer kämpfet,

Blickt sehnd zum Ende der Laufbahn nur
hin,

Und wer die Belohnung ergreift der weihet zum
trefflichsten Menschen

Zur ungetrübtesten Wonne sich ein.

Wie wird ein Jüngling seinen Weg
unsträflich gehen?

Unsträflich wandelt der den Weg der Jugend,
Der stets Gehorsam übt,

Ihn, als die höchste beste Tugend
Vor Gott und Menschen liebt.

Vor Gott, dem Vater aller guten Gaben,
Von dem wir sind, von dem wir alles haben.

Der treu und liebedoll uns trägt,
 Wenn Lieb für ihn in unsern Herzen lobert,
 Ist der Gehorsam den er von uns fodert,
 Uns unauslöschlich eingeprägt.
 All was die Schöpfung zeigt
 Ist ja Gehorsam ihm.
 Er spricht: Es tobt und schweiget
 Der Winde Ungeflüm.
 Er wills — der Vogel singet,
 Er wills — die Sonne scheint,
 Er wills — und alles bringet,
 Gehorsam ihm. — Vereint
 Ist hier was sonst verschieden,
 Gehörchet ihm, dem Herrn,
 Und Er, Er hilft dem Müden
 Ihm zu gehorchen, gern!
 Und ich begabt mit einer solchen Seele
 Erkennend es, es sei mein Glück.
 Wenn ich nie im Gehorsam fehle,
 Und fehlte ich, wüß ich ganz von Gott zurück;
 Ich sollte nicht Gehorsam lieben,
 Nicht die Befehle Gottes üben,
 Ich Meisterstück von seiner Hand?
 Nein; lieber Schöpfer! meiner Jugend,
 Sei dir zu folgen, als die größte Jugend,
 Als wahre Freude nur bekannt,
 Gehorsam auch für Menschen,
 Gott hat Sie gegeben,
 Als Bild von Ihm, wohl mir.
 Wenn ich auch diesen zu gehorchen strebe,
 Durch sie beglückt er ja mich hier.

Beglückte mich da er sie zu ehren,
 Zu lieben sie mir anbefahl,
 Sie sollen mich die Pfade lehren,
 Beim Eintritt in dies Lebens Thal.
 Ich geh zum Bäumchen, seh' wie es sich schmieget,
 Nach seines Pflegers Hand,
 Seh', daß es ob ihn gleich der Sturmwind wieget,
 get,

Den Umsturz nie empfand.

Ich bin das Bäumchen, kenn nicht die Gefahren,
 Die mir Verführung bringt,
 Die in den jugendlichen Jahren
 So leicht ins Herz sich dringt.
 Drum gab mir Gott auch Pfleger — soll ihr
 Schützen,

Mir Unerfahren helfen nützen,
 Was ist dann meine Pflicht?
 Ach folgen, folgen, dann stirbt meine Jugend,
 Bei allen Reizen meiner Jugend,
 Sterbt von Verführung nicht.

Sie zeigen uns den Weg so gerne,
 Ihr Beispiel zeigt mir, wie von ferne.
 Ein schöner Lohn mir glänzt.

O werth ist es, daß sich mein Herz erhebe,
 Daß ich die Laufbahn zu vollenden strebe,
 Wo den Gehorsam hohe Freude kränzt.

Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich
 wandeln,

Vor Gott und Menschen wohlgefällig handeln,
 Fragst du im Ernst mein Herz?

So faß es denn im Fleiß durch ernste Treue,
 Daß er sich ganz dem lieben Schöpfer weihe,

Sich

Sich weihe selbst im Spiel und jugendlichem
Scherz,

An jedem neuen Morgen,
Und bricht der Abend ein,
Muß er sich im verborgnen
Ganz seinem Schöpfer weihn.
Ihn bitte er um Segen,
Ihn bitte er um Kraft,
Den Pfad zurück zu legen,
Der tausend Freuden schafft.
Er spähe auf die Blicke
Der besten Eltern hin,
Und präg zu seinem Glücke
Sichs fest in seinen Sinn
Zu thun was sie befehlen,
Ohn' Mürren ganz mit Lust,
Nichts ihnen zu verhehlen,
Was er sich selbst bewußt.
Er bete für ihr Leben
Oft Himmel-auf zum Herrn,
Der giebt zu seinem Streben
Ihm Kraft und Beistand gern.
Wie wird er dann sich freuen
Ob seiner Jugend Pfad,
Wenn er nichts zu bereuen,
Nichts gut zu machen hat.
Welch Bild, o könnt' wir es all erreichen,
O könnt' wir so unsern Pfad bezeichnen,
O lieber Gott! es ist ein Jahr,
Dahin — da ich so glücklich war!
O laß mich immer deine Pfade wandeln,
Vor dir und Menschen wohlgefällig handeln.

Laß mich unsträflich ganz den Weg der Jugend
 gehen,
 Dann werd ich meines Lebens Glück erhöhen.
 Ende des siebenzehnden Abends.

Achtzehnder Abend.

Drei Lieder für Kinder.

Ich will euch heute, liebe Kinder, drei Lieder lehren, die so ganz auf euch passen. Denn wenn ihr sagt: Heißa lustig ich bin Hans u. so müßt ihr euch stets in die Stelle eines Hans denken, wenn ihr mein Lied nach dieser Melodie singt, so sollt ihr nur an euch selbst denken, und das Glück eurer Jugend mehr fühlen lernen.

Wenn ihr trillert Blumen pflücken, Kränze winden, so wißt ihr gar nicht was das sagen will, weil ihr den Endzweck des Liedes nicht kent, singt ihr aber mein zweites Lied welches ich euch heute mittheile, so soll das Gedanken in euren Herzen zurück zu lassen, die es ausbilden, in dem sie euch eine angenehme Unterhaltung verschaffen. —

Mein drittes Lied könt ihr nach der Melodie aus der Arie singen: — Die Felder sind nun alle leer. Ich wähle deswegen die so sehr bekanten Melodien, weil sie den mehrsten von euch,
 die

die Musik lernen, so sehr bekant seyn müssen, und weil ich sehr wünsche, daß ihr selbst durch das Vergnügen des Singens und Klavierspiels manches Nützliche lernen, manche schöne neue Empfindung in eure Selen pflanzen möget.

Ihr habt, Kinder! so viele deutsche Freunde! — Wünschet ihr nicht daß einer derselben eine Sammlung Lieder für euch nach allgemein bekanten leichten Melodien veranstalten mögte? Wenn das geschähe, würdet ihr nicht gezwungen sein, so manches von Wein und Liebe zu sinnen, welches ihr nicht versteht, so manches von trüben weinerlichen Empfindungen, die Empfinderei in euch aussäen, eine Saat, die Nervenschwäche, Torheiten — — als Frucht gebieret. Mein

Erstes Lied für Kinder

nach der Melodie: Hey! lustig ich bin Hans! heißt so

Wißt es alle! wohl ist's hier,
Wohl ist's hier im Herzen!

Meine Jugend schwindet mir

Unter Freud und Scherzen.

Nichts das mir die Freude stört

Wenn ich's selbst nicht thue.

Stör ich sie, — ja dann entbehrt

Gleich mein Herz der Ruhe.

Alle Tage lerne ich

So viel Schönes, Gutes.

Lern' — damit ich inniglich

Und voll frohes Mutes

Meines Schöpfers mich erfreu
 Und auf seiner Erde
 Ihm, und meinen Brüdern treu
 Brav, und nützlich, werde.

Manchen armen Knaben) grüßt
 (Manches arme Mädchen)
 Kummervoll der Morgen.
 Von Papa Mama geküßt,
 Weiß ich nichts von Sorgen;
 Und die sind mir immer gut
 Wenn ich Jugend übe.
 Wohl! das stärke meinen Muth,
 Daß ich stets sie liebe.

Mittags steht der Tisch gedeckt,
 Um mich satt zu machen,
 Heysa! wie das herrlich schmeckt!
 Unter Scherz und Lachen,
 Auch die Eltern freuen sich
 Bei der Gottes Gabe,
 Danken Gott gewiß, daß ich
 Snug zu essen habe.

Denn sie beten stets mit mir
 Wenn ich laut hersage:
 * "Lieber Gott! ich danke dir,
 "Daß ich Nahrung habe.

„Sieh

* Diese Verse, Kinder! könnt ihr auch zum Tischgebet vor- und nach der Mahlzeit machen. Ihr werdet glaub ich besser dran thun, als wenn ihr von Stärke des Kos-

- "Gieb du allen Menschen heut
 "Water satt zu essen!
 "Daß nicht Hungernoth und Leid
 "Kummertränen preßen.

 "Gieb uns unser täglich Brod
 "Dankvoll es genießen,
 "Teilen es mit Brudernoth,
 "Laß uns, uns entschließen!
 "Mäßig sein sei unsre Pflicht,
 "So uns dir zu weihen,
 "Daß, wenn Ueberfluß gebricht,
 "Wir doch dein uns freuen."

Von der Mahlzeit so erquickt
 Gehts zum frohen Spiele,
 Dann zum Lernen — hingeblickt
 Zu dem schönen Ziele.
 Komt der Abend dann heran
 That ich, was ich sollte,
 Warlich, kenn' dann keinen Mann
 Den ich neiden wollte!

Q 5

Und

ses und von jemand's Weinen etwas her sagt,
 das zwar in der Verbindung, in der es in
 der Bibel steht, vortreflich ist, zum Tisch-
 gebet sich aber eben so wenig schickt, als
 der sonst fromme, aber gar nichts sagende
 Gedanke: Kom Herr Jesu! sei unser
 Gast — und wobei ihr schlechterdings
 nichts denkt! und also nicht betet, sondern
 plappert! —

Und dann komt die süße Nacht,
 Stärkt mir Kraft und Sinne! —
 All das hat mir Gott gemacht
 Was ich nun beginne,
 Zeuge meine Liebe ihm,
 Wie ich mich bemühe,
 Daß nicht Jugend=Ungeßüm
 Nichts mich ihm entziehe!

Auf dann! freue dich mein Herz,
 Freu dich deiner Jugend,
 Unter weise-frohem Scherz
 Eingeweih't der Tugend!
 Liebe Gott! — die Eltern! — lie'
 Alle Menschenbrüder.
 Und durch dieses Streben, gib
 Deine Lieb ihm wieder!

Zweites Lied für Kinder.

Nach der Melodie: Blumen pflücken, Kränze winden.

Beweise der kindlichen Liebe.

“Gute Jungen! auch eur Leben,
 “Wie ihr mir so ernstlich sagt,
 “Wolltet ihr für mich hingeben?
 “Nein! das wär zu viel gewagt!
 “Dadurch könnt ihr mich nicht retten,
 “Das verlangt der König nicht!
 “Wißt! bald löst mein Tod die Ketten,
 “Wenn mir Rettung sonst gebricht.“

So sprach Weir zu seinen Söhnen,
 Weir der im Gefängniß saß,
 Wolte nicht dem König fröhnen,
 Der das Recht nach Gelde maß.
 König hatt schon sein vergessen,
 Heute nur dacht er an ihn,
 Wollt ihn, weil er lang gefessen,
 Endlich aus dem Kerker ziehn.

Laßt den König selbst uns hören,
 "Mann! zwei Söhne hast du ia!
 "Die dich, wie du sagst, verehren,
 "Lieben, retten wollen? Ha!
 "Laß sie kommen, laß sie kommen,
 "Jeder zeig als Retter sich!
 "Will doch sehn wie sie gesonnen,
 "So ein Scherz belustigt mich.

"Aber wisse! — starke Proben
 "Heisch ich! — nur ihr Leben nicht!
 "Sehen mag's mein Sohn, und loben,
 "Lieben lernen Sohnespflicht!"

Als die Söhne das vernommen
 Waren sie mit hohem Muth
 Hin zum lieben Vater kommen,
 Boten Leben an, und Blut.

Eilten dann zum König, — fragten,
 Welch ein Opfer er gebot.
 Nim das Größte — nim es sagten
 Beide, gieb uns, gieb uns Tod!

Nur

Nur laß unsern Vater leben
 König! ja dann wollen wir
 Sterbend noch die Händ' aufheben,
 Tausend Segen stehen dir!

König fühlte so ein Grausen,
 Wie ein böser Wandersmann
 Weht ihn unter Stürme sausen
 Mitternachts ein Irrlicht an!
 Wusste sich nicht gleich zu fassen,
 Wolt ein Tränchen ihm so gar
 Schleichen auf die dürren bläßen
 Wangen, weil er Mensch doch war.

Seht er faßt sich doch — sagt ihnen,
 Was er erst zum Vater sprach,
 Wählt euch selbst und geht! in Mienen
 Mitleid redend, sah er nach
 Ihren Tritten — doch verhärtet
 Er auf's Neu sein Königshertz.
 Wohl ihr Thun sei abgewartet,
 Sprach er: -- 's ist hübscher Schertz.

Und nun brandts in beiden Söhnen,
 Dachten ängstlich hin und her:
 Welches wohl von allen schönen
 Taten, doch die Schönste war;
 Die den Vater, aus den Ketten
 Bald befreite, laßt uns nun
 Sehn, was beide ihn zu retten
 Für den besten Vater thun;

Zeit der Noth, brachte alles
 Was er hatte, freudig hin!
 Nim Monarch! nim dieses alles
 Bucher trägt es mit Gewinn.
 Wenn den Vater es befreiet
 Muß ich im Herzen glühn
 Der mich jeder Arbeit wehret
 Doch, zu nähren mich und ihn.

Und so bracht er sein Vermögen
 Und der König nahm es an,
 Sprach: er woll es überlegen
 Was der andre Zeit begann?
 Seht er trägt auf Vaterarmen
 Weinend einen Knaben hin
 Wird den König das erbarmen
 Wird er fühlen Vatersinn?

Weiten kost't es tausend Schmerzen
 Tausend Leiden — doch es sei
 (Sprach er — riß den Sohn vom Herzen)
 Laß mir meinen Vater frei.
 König.

Laß den Knaben hier! — und gehe
 Deinen Vater zu befrein.
 Und er ging mit Wohl und Wehe
 Seinen Vater zu befrein.

Seht der Alte stänkt sich lange,
 Will nicht arm nicht kinderlos
 Seine Söhne, — schrecklich, bange
 Fühlt er selbst ihr hartes Loß!

Doch

Doch er muß — mit Bohn und Schmerzen
 Drucken beide Ebnie ihn
 An die lieben treuen Herzen,
 Freud und Wehmuthstränen glühn.

Weit der Weltre, fängt im Namen
 Gottes sein Geschäfte an
 Bringt bald wieder das zusammen
 Was er gab dem Königsman.
 Und der Jüngere? manche Zäre
 Quol sein liebes Vaterherz
 Und der Menschlichkeit zu Ehren
 Fühlt er hohen Menschheit Schmerz!

Lang war schon sein Weib begraben,
 Dessen süßes Ebenbild
 Tief dem Sohne eingegraben
 Schwach, sonst seinen Schmerz gestillt.
 Und nun muß er beide missen;
 Doch wenn er zum Vater kam
 Sah man keine Tränen fließen,
 Hier war er ganz Sohn ganz Mann.

König hätte dies vernommen
 War gerühret, er empfand
 Ganz das Glück daß einen frommen
 Knaben, seinem Sohn verband.
 Endlich ließ die Weits er rufen
 Brave Männer! näher her! —
 (Er verließ des Trones - Staffen)
 Brave Männer gebt Gehdr!

Sollt es alles wiederhaben
 Du Vermög'n — du den Sohn
 Unter allen Admigsgaben
 Findet sich für euch kein Lohn.
 O erhdhet Eure Tugend,
 Lehret jedes Kind — es sey
 Ehre, Adel seiner Tugend
 Wenn sich's ganz den Eltern weh!

Drittes Lied für Kinder.

Melodie: Die Felder sind nun alle leet.

Zwar sind die Fluren alle weiß,
 Der Schnee hat sie bedeckt! —
 Zwar hat ein glänzend hartes Eis
 Das grüne All versteckt.

Doch freu ich mich der weißen Flur,
 Mag sie gar gerne sehn,
 Seh gerne lieblich die Natur
 Viel weiße Flocken sehn.

Bald bild ich Kugeln mir vom Schnee,
 Bald form ich einen Mann!
 Stell mein Geschöpf wohl in die Hdh
 Und werfe rasch daran.

Bald zieh ich meinen Schlitten vor,
 Sez Schwesterhen darein,
 Zieh von und zu dem Garten Thor
 Sie, als ein Pferd ich bin.

Nur das ist gar ein böser Brauch,
 Zu werfen sich mit Schnee, *
 Oft wirft man falsch — ich fühlt es auch
 Einmal, und das that weh. —

Drum Bruder, Schwester kommet nur
 Ich werf nicht, ganz gewiß!
 Ste siehts nicht gern die kalte Flur
 Wenn warmes Tränchen fließt.

Nein! besser wollen wir uns freun
 Von aller Bosheit fern,
 Rein, wie der Schnee im Herzen sein
 Gott sieht die Unschuld gern!

Doch nicht so kalt wie Schnee o nein!
 Voll warmes Herzens, gut,
 Und friedlich — und so fröhlich sein
 Schaft eitel guten Muth.

- * Das Werfen mit Schnee kann auch beswe-
 gen sehr üble Folgen haben, wenn herabge-
 fallene Eisacken von den Bäumen oder
 Dächern mit in Schnee gebackt werden, —
 besonders wenn der Wurf ins Auge oder
 sonst an zarte Glieder des Leibes trifft, wel-
 ches die muthwilligen Werfer doch nicht im-
 mer verhindern können. Wenn auch ihre
 Absicht nicht ist, zu schaden.

Ende des achtzehnden Abends.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Neunzehnder Abend.

Der Mann vom Berge.

Der Freund.

Ein Mann machte in ganz Nubien so vieles Aufsehen, als der Mann vom Berge.

Er hieß deswegen so, weil er sich sein Hütchen auf einem Berge aufgeschlagen hatte. Hier lebte er ganz vergnügt und zufrieden, selten kam er herunter — nur dann, wann Mangel an Lebensmittel ihn zwangen; verließ er seinen Berg.

Heinrich.

Ja, wo kriegt er denn Lebensmittel her, hatt' er denn Geld, um welche zu kaufen?

Der Freund.

Geld hatt' er nicht. — Auch bedurft' er's nicht. Zu ihm kamen sehr viele Leute, die ihn bald um dies, bald um jenes zu Rath zogen.

Am 22 Januar 1783.

R

Dann

Dann antwortete er ihnen stets gerne, und weil die Leute nun vielen Nutzen aus seinen Unterweisungen zogen, so gaben sie ihm gerne etwas zu seinem Bedürfniß.

Vorzüglich aber besaß er einen Spiegel, der eine ganz sonderbare Eigenschaft hatte, wer sich in demselben sah, erblickte nicht, was man in andern Spiegeln sieht, seine äußere Gestalt, sondern seine inre. Anschauend nahm er alle seine Eigenschaften, gute und böse wahr. Anschauend mußte er erkennen, wie er irgend eine gute Eigenschaft durch seine Lüste, oder durch die Verführung anderer, verschlimmert, ausgerottet hatte, — oder wie er eine durch Erziehung schlecht gelenkte Anlage, durch Wohlgefallen an bessere Beispiele, recht gelenkt, eine unterdrückte, erhoben, eine — voll Flecken verschmirt hatte.

Da kamen denn nun viele, um sich in seinem Spiegel zu beschauen.

Fritz.

Aber die sichs bewußt waren, daß sie böse handelten, kamen die auch?

Der Freund.

Freilich nicht! sie scherten sich vielmehr, — aber zuweilen trieb sie doch die Neubegierde. — Und das weißt du nur noch nicht, lieber Fritz! Leute, die wirklich böse handeln, suchen immer das lebhafteste Gefühl davon vor sich selbst zu verbergen, schläfern ihr Gewissen ein, und besprechen sich sehr oft, sie handelten gut, und
täuschen

täuschen sich so. Dies ist eine Art des Selbstbetrugs.

Doch wieder auf unsern Mann vom Berge zu kommen.

Auch der König des Landes hatte von ihm und seinem Spiegel gehört, und bekam große Neigung denselben zu sehen.

Er fuhr hin, begleitet von einem jungen lästigen Rath, der durch verschiedene Kunstgriffe dem Monarchen sein Herz gestohlen; — und von einem Greise, der schon seinen Vätern gedienet hatte. — Der Mann vom Berge kam ihm entgegen, und der junge Begleiter des Monarchen erstaunte nicht wenig, als er den Mann vom Berge den König gar nicht unterscheidend empfangen sah.

Rath

leise zum Mann vom Berge:
Weißt du, wen du vor dir hast?

Der Mann.

Einen Menschen! —

Rath.

Eine Majestät, einen König!

Der Mann.

Ich kenne nur eine Majestät — die, welche mich im sanften Abendwinde anhaucht, im Mond mir glänzt, im Morgenroth mir lächelt. Vor dem knie ich oft! —

Rath

zum König mit sichtbarer Verachtung:
Ein sonderbarer Tor!

R 2

König

König ernsthaft.

Wie Freund, beleidigt dich Wahrheit? —
Und wie so ganz ist Wahrheit in seiner Rede!

Höre, Mann vom Berge, willst du mir wohl
deinen Spiegel zeigen!

Mann.

Wenn du Muth hast, ihn zu sehen. — Aber
er ist wahr wie meine Rede.

Der Rath.

Wenn ich Ew. Majestät eine allerunters-
thänigste Vorstellung zu machen mich erlauben
dürfte, so sehen Allerhöchstdieselben nicht
hinein! —

Der Greif

ihn treulich bei der Hand fassend.

Blick hinein König! —

Der König.

Ich will! will mich selbst kennen lernen, —
was ich auch sehen möge. Stell deinen Spie-
gel auf, Mann vom Berge.

Der Mann stellte ihn auf. — Der Kö-
nig sahe hinein — aber beim ersten Blick trat
er erschrocken drei Schritte zurück. — Sie-
he! sprach der Mann!

Und der König sahe ein Herz, ganz zum
Mitleid, zur Güte, zur Gerechtigkeit geschaf-
fen. Es war alles in Bildern vorgestellt. Eine
große Menge Hilfsbedürftiger umgaben den
Thron, und ihre Tränen wurden getrocknet, und
ihre dürstige Hand mit Speise und Freude er-
füllt.

fällt. Die weinende Unschuld siegte, die Bosheit wurde verdrängt.

Aber auf dem andern Gemälde kam ein Mann, bückte und schmiegte sich, leckte Rock und Hände, — bemahlte das ganze Gemälde schwarz — schüttete einige Tropfen in das sonst schöne Herz — und das dritte Bild erschien.

Hier sahe sich der König umringt von Leuten, deren Herzen mit Schlangen umwickelt waren.

Treulich drückte er ihnen die Hand, fröhlich schmaußte er mit ihnen — und sah und hörte nicht, was um ihn vor Winseln und Wehklagen war. — Sah nicht das Händeringen und den Jammer, hörte nicht das Geschrei armer hungriger Kinder. —

Nachdem der König mit tiefen Seufzen starr hineingeblickt — nahm' der Mann vom Berge seinen Spiegel weg.

Wilst du nicht mit mir in den nächsten Wald gehen, fragte der König den Mann vom Berge, ich möchte in der Stille mit dir reden.

Mann.

Wenn dir gedient ist mit dem Gespräch eines Mannes, der nichts mehr von dem Wesen der heutigen Welt weiß. — Gerne.

Und so gingen sie.

Guter Alter, fing der König an, nachdem sie eine Weile fortgegangen waren.

Guter Alter, ich danke euch.

Ihr habt mich in eurem Spiegel die ganze Gestalt meines Herzens sehen lassen. Zwar beugt mich dieser Anblick tief, aber er soll ewig mir gegenwärtig, ewig mir reizend bleiben, — daß bald eur Spiegel mich würdig meiner Bestimmung, würdig der Liebe meines Volks, würdig des Beifalls meines Herzens darstelle.

Ich kam, wie alle Kinder, gut und schuldlos, voll der herrlichsten Anlagen aus den Händen der Natur. Man bildete diese Anlagen aus, daß sie Fertigkeiten wurden. —

O wie leicht war damals mein Herz! wie süß der Genuß der Freuden, die mir meine Jugend darbot, — denn damals lebte ich noch in einer kleinen Welt, man zog mich noch nicht zu all den gekünstelten Vergnügungen, die da unmerklich zwar, aber desto reiner Unschuld und Unbefangenheit der Sitten auslöschten.

Je größer ich wurde, desto stärker wuchsen auch meine Verbindungen, und jene Freuden, weil mein Stand nach Menschenmeinungen erhabener als andere Stände war, weil man allenthalben tiefe Ehrfurcht mir bezeugte — so fing ich selbst allmählig an zu glauben, die mir erzeugte Ehrfurcht gründe sich auf eine Meinung, meine persönlichen Verdienste hätten daran wol nur den geringsten Anteil.

Dies gab ich sehr oft allen denen, die sich zu mir, drängten, zu verstehen, — aber man wußte mir das so dringend zu wiederlegen, man bemühte sich so ängstlich, jeden Schatten von
irgend

irgend einem persönlichen Verdienst zum Körper zu machen, man war so achtsam, die kleinste gute That im glänzendsten Lichte darzustellen, — daß ich endlich meine wahre Meinung änderte, und zu mir selbst sagte: Die dir erwiesene Ehrfurcht ist nun gewiß Wirkung deiner persönlichen Verdienste. So verdarb die Eigenliebe, gereizt durch Schmeichelei, mein Herz.

Da meine Zerstreuungen größer und anhaltender wurden, so ließen sie mir nun nicht mehr Zeit, über den Werth oder Unwerth meiner Handlungen nachzudenken, da alles gelobt wurde, was ich that, da man die Folgen meiner Unbesonnenheiten sorgfältig mir verbarg, — meine schwachen Seiten schändlich nach niedrigen Absichten zu begünstigen, lenkte; ohne daß ich's erfuhr, so ward ich dann, das, was ich nur leider zu lange gewesen bin, — vergessend meine selbst Sinnlichkeit nur hörend — rauschende Freuden als das höchste Gut betrachtend — wurde unglücklich!

Über sag mir, lieber Mann vom Berge! fuhr der König fort, wie muß ich es anfangen, daß ich wieder zurück kehre, daß ich der wieder werde, der ich zuvor war, der ich sein sollte, sein könnte — sein müßte?

Einen Schritt dahin hast du eben gemacht, da du anfingst deine Fehler einzusehen und zu bereuen.

Und bald will ich mehrere thun durch thätigen Eifer im Gut machen, beschloß der König.

Als der Abend herein brach, kehrten der Mann vom Berge und der König wieder zurück zu der Hütte.

Wie wurde der eine Begleiter des Königs bestürzt, das Gesicht des Monarchen so verändert zu finden, indem der Andere sich freute! Dem Schmeichler ahndete nichts Gutes. —

Der König hielt Wort. Zurück kommen in seine Stadt, und alle Schmeichler von sich entfernen, folgte schnell eines dem Anderen.

Er wurde einer der besten Menschen.

Der Spiegel des Mannes vom Berge war sein Liebling, oft besah er sich in demselben.

Kinder! ihr tragt alle so einen Spiegel in euch, sein Name ist Gewissen, strebt nun, daß er euch stets vor Gott und vor euch selbst wohlgefällig darstelle.

Ende des neunzehnden Abends.

Zwanzigster Abend.

Der Freund.

Hört, Kinder, ich will Euch heute eine Geschichte erzählen, die Euch lehren soll, daß ihr durch Vertrauen auf Gott, und Rechtschaffenheit gewiß glücklich werdet.

Meine Geschichte soll Euch zeigen, daß nützliche Kenntniß und strenge Tugend uns immer Freude erwerben, uns über die ängstlichen
Sore

Sorgen für dieses Leben hinaus setzen, und bei widrigen Schicksalen uns stets solche Rettungsmittel anweisen, vor denen wir nicht erröthen dürfen, die unserer würdig sind, die uns jene widrigen Schicksale muthig und fröhlich bekämpfen lehren.

Hört also von Winterfeldt.

Winterfeldt war der Sohn armer Tagelöhner. Seine Eltern mußten wohl recht im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod essen.

Sie waren sehr arm, aber gewiß auch brav und rechtschaffen, und ihren Sohn hatten sie herzlich lieb.

Als unser kleiner Winterfeldt nun 4 Jahr alt war, und eines Abends, im Mondschein, vor seinen Eltern, (die sich unter einem Baum gesetzt hatten, um nach gethaner Arbeit in der frischen Luft sich auszuruhen) herum hüpfte; so wurde der alte Winterfeldt mit einem male ganz traurig, sahe seine Frau wehmüthig an, und sagte?

Mutter, was sagst du, das aus dem Jungen werden soll?

Mutter.

Ich hoffe recht was gutes, lieber Vater.

Vater.

Wenn wir ihn nur könnten was lernen lassen, aber, lieber Gott! wo sollen wir's hernehmen? und wir selbst verstehen es nicht so recht, sonst wollten wir ihn selbst das Lesen lehren.

Mutter.

Wenn nur unser andärriger Herr, sein Pathe, bei uns wä.e. Weißt du es noch, er gab ihm so ein ansehnliches Pathengeschenk, welches wir aber angreifen mußten, als dein seeliger Vater so krank war.

Vater.

Ja, wenn sein Pathe nur da wäre, der ließ ihn gewiß in die Schule gehen, daß es uns nicht einen Heller kostete.

Mutter.

Was meinst du Vater, wenn du den Schulmeister hätest?

Vater.

Ach geh' Mutter mit deinem Schulmeister, du weißt wohl, der ist der nimmer satt, er würde mich schön anfahen, nein, liebe Mutter, ich weiß dir was bessers! Wir wollen alle Morgen eine halbe Stunde früher an zu arbeiten anfangen, und des Abends eine halbe Stunde später aufhören, denn wirds uns leicht werden, dem Schulmeister alle Woche einen Groschen zu geben — Und Mutter, wenns uns auch sauer wird, glaube mir, wir werden dereinst noch einmal so ruhig sterben, wenn wir den Trost haben, daß unser Kind etwas nützliches gelernt hat.

Die Mutter drückte ihrem braven Manne die Hand. Du hast recht, lieber Vater, sagte sie,

ſie, von Morgen an wollen wir deinen Vorſchlag ausführen. Winterfeldt wurde von nun an zur Schule gehalten.

Aber der arme Winterfeldt, als er nun ins achte Jahr ging, ſtarben ſie alle Beide, ſein rechtſchaffener Vater und ſeine gute Mutter.

Da war nun kaum ſo viel übrig, daß ſie begrabten werden konnten.

Unſer kleiner Winterfeldt hatte Verwandten im Dorfe, die, nach ihrer Art ganz wohlhabend waren, zu denen ging er, und ſagte:

Lieben Leute! Ihr ſehet, wie arm ich bin, und wie elend es mir geht, da mir Vater und Mutter abgeſtorben ſind, ich bitt' Euch, gebt mir ſo viel, daß ich nicht hungern darf, und ferner in die Schule gehen kann, ich will mich gewiß recht gut aufführen.

Aber ſeine Unverwandte das waren harte Leute. Geh' Junge, ſagten ſie, wir können uns um dich nicht bekümmern, wir haben ſelbſt Kinder, ſieh du zu, wie du fortkomſt.

Winterfeldt weinte bitterlich. So lebt wohl, antwortete er ſchluchzend. Mein Vater, fuhr er fort, ſprach noch kurz vor ſeinem Tode zu mir, der liebe Gott würde mich gewiß nicht verlaſſen, wenn ich nur es immer ſo machte, wie ich es von ihm geſehen hätte, und das will ich wills Gott thun. Ich bin euch auch gar nicht böſe, daß ihr mir nicht helfen wollt.

Der Freund.

Wenn Ihr, meine lieben Kinder, die Anverwandten des Winterfeldts gewesen wäret, wenn er Euch so dringend gebeten hätte, Ihn nicht hungern, ihn was lernen zu lassen, was würdet Ihr geantwortet haben?

Kötter.

Ich würde ihm geantwortet haben: Höre, Kleiner, du hast solch ein ehrliches Gesicht, und solch einen guten Charakter, daß ich nicht umhin kann dir beizustehen, du sollst erzogen werden, als meine Kinder, du sollst alles haben, was zu deinem Besten aereicht, aber dann mußt du mi auch versprechen, recht gehorsam, wissbegierig und tugendhaft zu sein.

Der Freund.

Das dacht ich auch von dir, mein Lieber! Daß du so antworten würdest.
Nun, wo blieben wir stehen.

Jeronimus.

Daß Winterfeldt seinen Anverwandten gar nicht böse war, daß sie ihm nicht hatten helfen wollen, und er sie verließ.

Der Freund.

Recht.

Der arme Knabe sahe sich also genöthigt sich aufs Betteln zu legen, er sang vor allen Thüren im Dorfe geistliche Gesänge, die er in der Schule gelernt hatte.

Aber

Aber Kinder! das gefällt mir gar nicht.

Doch dem kleinen Winterfeldt fehlte es am Verstande, das einzusehen, denn sonst würd er's nicht gethan haben.

Es ist nemlich recht sehr traurig, wenn man Gottes, vor den Hausthüren, von den Bettlern singend oder betend spotten hört. Warum brauchen diese Leute hier Benennungen und Gebete, die den mehrsten Christen so heilig sind, ohne Ueberlegung, ohne Gedanken?

Jeronimus.

Aber ihre Absicht ist doch gut? Sie wollen für das Haus ihrer Wohlthäter den Segen und die Vergeltung Gottes erbitten, und haben ganz gewiß die Absicht nicht, Gott zu spotten.

Der Freund.

Recht wohl. Ich denke gerade wie du. Aber Jeronimus, mir ist das Gebet so heilig, der Name Gottes so ehrwürdig, daß mich's stets in der Seele schmerzt, ihn bloß zu der Absicht nennen, das Gebet bloß zu der Absicht gebraucht zu hören, damit den Einwohnern des Hauses ein Zeichen gegeben werde, es sei jemand da, der auf die heiligen Rechte des Mitleids und der Barmherzigkeit Ansprüche mache.

Laß die Leute zu Hause bethen für ihre Wohlthäter, laß sie da Gott und ihnen danken. —

Laß

Laß sie vor den Thüren nicht Gott, sondern den Menschen ihr Anliegen klagen, und dann mit herzlichem Dank davon gehn.

Wenn ihr in Zukunft auf diese Weise das Gebet mißbrauchen hörd, so sagt den Leuten liebreich und bescheiden, sie mögten das lieber nicht thun, denn sie thäten Unrecht daran.

Als der kleine Winterfeldt eines Morgens aus seiner Scheune, darin er sein Nachtlager zu halten gewohnt war, aufstand, und auf dem ihm gewöhnlichen Wege sein Brod mit Singen und Bethen sich erwerben wollte, — und als eben die Morgenröthe aufging; —

So dachte er: Es ist doch traurig, daß du so ganz von der Mildthätigkeit anderer Menschen leben sollst, die dir oft nicht einmal gerne helfen. Hast du nicht einen Pather, der ein reicher, reicher Mann ist, zu dem sollst du gehn. Freilich (dachte er weiter) habe ich auf der Welt keinen Vater mehr, aber doch einen im Himmel, den Vater dieser herrlichen Morgenröthe.

Nun kettete sich Gedanke an Gedanke bei ihm, als ihm sein Pather einfiel. Nun überlegte er, es ist doch ein trauriges Leben, so von einem Dorfe zum andern wandern zu müssen, was wäre wohl am besten, entweder dieses Leben fortzusetzen, oder zu dem Pather dem Baron von B. zu gehen, und ihn um Unterstützung zu bitten? das Letzte ist gewiß das Beste
und

und flüchte. Wohlau, ich will mich gleich nach der Stadt machen, und will sehen, ob er, als Besitzer des Dorfs, Mitleiden mit mir haben wird.

Winterfeldt machte sich also getrost auf den Weg nach der Stadt. Er kam an. Nur mit vieler Mühe ließ man diesen Armen Besäuerungskindigen zum Baron, der ein anscheinliches fürstliches Amt in der Stadt bekleidete. Winterfeldt sagte ohngefähr folgendes zu seinem Pather:

Grädigster Herr! ich weiß es, mein Elend ist Ihnen bekant, wollen Sie nicht die Gnade haben, und mir nur einen kleinen Almosen geben.

Der Baron.

Dir? Dir? Dessen Eltern ich ein so anscheinliches Pathergeschenk gemacht habe?

Der kleine Winterfeldt
(seufzend)

Ach! meine Eltern, meine Eltern! wo sind die! gestorben sind sie, vor ein halbes Jahr.

Der Baron.

Höre, wenn ich allen Kindern, bei denen ich Pathe gewesen bin, so viel hätte geben sollen als dir, was glaubst du wohl, was ich geworden wäre?

Winterfeldt.

Ein reicher Mann, so wie sie jetzt einer sind.

Der Baron.

Nein, sage lieber ein armer Mann. —

Allein jetzt gehe, ich habe Geschäfte, da hast du etwas.

Es waren 8 Schilling.

Er ging. — . — Langsam kam er endlich ans Thor, als ihm — — — → der Rektor der Stadt begegnete.

Rektor.

Guten Tag, lieber Kleiner! wo willst du hin?

Winterfeldt.

Ach lieber Herr! da bin ich zum Baron von B. gewesen, den kennen sie doch.

Rektor.

Ei, warum nicht.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Fortsetzung des zwanzigsten Abends.

Winterfeldt.

Nicht wahr, der ist ein sehr reicher Mann?

Rektor.

Der ist er! Aber lieber Kleiner, du siehst ja so trüb aus, hast du geweint?

Winterfeldt.

Soll' ich nicht weinen? Ach ich habe keinen Vater, keine Mutter mehr. Keiner will sich meiner annehmen, auch selbst der reiche Mann nicht, der doch mein Pathe ist. Ich weiß nicht, wohin ich nun gehn soll!

Rektor.

Sei getrost mein Kind, hast du noch niemals gehört, daß Gott sich derer vorzüglich annimmt, die von Vater und Mutter verlassen wurden?

Am 29 Januar. 1783.

6

Win

Winterfeldt.

Ja, ich weiß es! und freue mich darüber.

Oft, wenn ich so hungrig und bange war; wie 's nun mit mir werden würde, und mir denn der Gedanke kam, so ward ich froh und sah hinauf zum Himmel, und sagte zu mir selbst, der reiche Vater im Himmel ist auch dein Vater.

Rektor.

Brav, mein Kind! Kom mit mir, ich will dir in meinem Hause Erziehung und Unterricht geben, nichts als nur wenige kleine Dienste solst du mir dafür thun. Bist du das zufrieden?

Der Freund.

Ihr könnt leicht denken, meine kleinen Freunde, wie froh der arme Winterfeldt über das gütige Anerbieten des Rektors wurde.

Er antwortete ihm nicht auf seine letzte Frage. Aber er faßte seine Hand, und ein Paar große Tränen floßen auf dieselbe.

Dies war dem Rektor Antwort genug. — So kom denn mit mir, sprach er. Ich will mich freuen, wills als den größten Lohn ansehen, wenn ich dich, lieber Junge! zu einem guten Menschen bilden kann.

Also ging Winterfeldt mit dem Rektor. Aus dem ganzen Verhalten habt ihr schon gesehen, daß er einer der besten Menschen war. —

Wer war nun froher als unser Winterfeldt. Der Rektor ermahnte ihn, gleich am ersten Abend, in des Dankes gegen Gott nicht zu ver-
 gesen.

geßen, der sich seiner grade da, als seine Noth am höchsten gewesen, angenommen habe, und Winterfeldt vergaß es nicht. Und sein Dank war dem Schöpfer angenehm.

Winterfeldt erwach sich bald die Zuneigung aller Hausgenossen. Er war bescheiden, zuvorkommend, höflich, gütig, unverdroßen. Der Rektor liebte ihn recht sehr, und sein Sohn nahm den kleinen Freund mit Bruderarmen auf. Der Sohn des Rektors hieß Johannes.

Johannes war ein guter Knabe, sein einziger Fehler war die Wildheit, deswegen ihn der Rektor auch oft im Scherz den kleinen Springinsfeld nante.

Als Winterfeldt ungefehr ein halbes Jahr bei seinem lieben Rektor gewesen sein mochte, hatte der gute Mann seine Unverwandte und Freunde zu einem Abendessen gebeten.

Des Rektors Frau hatte, um ihre liebe Gäste recht gut zu bedienen, all ihre besten Sachen zum Vorschein gebracht. Auf dem Caffee-Tisch stand ein schönes Dresdner Porzellan Servis aufgestellt. — Johannes kam in die Stube, tanzte um den Tisch — und — Brr! Klirr! — da lag alles über den Haufen, denn Johannes hatte sich nicht in acht genommen, hatte dran gestossen, und manches war in Stücken, manches beschädigt.

Weinend verließ Johannes das Zimmer, und alles so in demselben, wie er's angerichtet hatte, er ging in den Garten, und weinte bitterlich.

So fand ihn Winterfeldt.

Winterfeldt.

Was fehlt dir, lieber Johannes?

Johannes schwieg eine Zeitlang. Endlich entdeckte er seinem Freunde seine große Verlegenheit.

Winterfeldt bedauerte ihn. — Und verließ ihn mit merklichem Nachdenken.

Der gute Knabe ging gerade zu des Rektors Studierstube, pochte an, und erhielt die Erlaubniß, herein zu kommen.

Lieber Herr, sprach Winterfeldt, ich habe Ihnen einen großen Schaden verursacht. Da tanzt' ich in der Stube, worin das schöne Theezeng aufgestellt war herum, und da fiel es, und so viele Tassen sind entzwei, oder beschädigt.

— Ich —

Der Rektor wurde bitter böse. Denn der Schade war auch nicht geringe. Doch hatt er nicht den bösen Brauch so vieler Menschen, die einem Menschen, der ihnen Wohltaten zu verdanken hat, bei solchen Gelegenheiten Undankbarkeit vorrücken. Als Mann, der stets gewohnt war, über seine Gemütsbewegungen Herr zu bleiben, maßigte er sich bald, und fing an, dem jungen Winterfeldt gute Ermahnungen zu geben. — Indem kam der eigentliche Verbrecher, der kleine Johannes dazu. Er hatte den Entschluß gefaßt, seinem lieben Vater sein Vergehen offenerzäh zu bekennen, um dadurch die Verzeihung sich zu erleichtern. Ein guter Entschluß!

Handelt ihr, liebe Kinder, auch immer so, und ihr werdet wohl dabei fahren.

Als der Rektor seinen Sohn gehört hatte, erstaunte er. Er war irre worden, wer eigentlich der Schuldige sei. Endlich kam die Wahrheit heraus. Der Rektor tabelte den Winterfeldt wegen der Lüge, und daß er sich schlechter gemacht hatte, als er wirklich sei. Aber als er über diese Sache nachdachte, und nun sahe, daß Liebe und Dankbarkeit die Triebfedern gewesen waren, die ihn zur Uebnahme fremder Schuld bewogen, gewann er den Kleinen noch lieber, und hielt es nun für Pflicht, sich seiner noch mehr anzunehmen. Hiezu kam noch dies. Er bemerkte täglich mehr Spuren eines hervordämmern den Verstandes, — er glaubte nun gewiß, Gott habe diesem jungen Menschen ein Talent gegeben, mit dem er zum großen Glück seiner Brüder viel Wucher bringen könnte. Er freute sich, daß er in Gottes Hand ein Werkzeug sein solle, dies Talent auszubilden.

Von dieser Zeit an, schickte er ihn in die Schule.

Der Erfolg bewies, der Rektor habe sich nicht geirrt.

Winterfeldt war ein Muster des Fleisses und der Ordnung.

So schwer ihm der Anfang aller Wissenschaften sein mogte, so dräng er dennoch durch, und der erste Lohn seines Fleisses war das Vergnügen, welches die erfüllte Wißbegierde gewährt.

Winterfeldt kam nach einigen Jahren so weit, daß er mit Nutzen die Akademie beziehen konnte.

Jetzt waren die Unterstützungen des Rektors nur schwach, denn der mußte an seinem eigenen hoffnungsvollen Sohn das wenden, was seine schwere Arbeit nur lärglich bezahlt ihn erübrigen ließ.

Aber Tugend und Rechtschaffenheit finden überall Freunde und Unterstützer.

Winterfeldt fand sie auch auf Akademien.

Mit ihm zugleich studirte ein Herr von Freudenthal, der Sohn eines geheimen Rathes. Ein lieber Jüngling, aber einer von denen die nie Geldes genug haben können. Weil sein Vater reich war, und ihm daher sehr viel schickte, so ließ der junge Freudenthal auch vieles aufgehen, und verabsäumte drüber die Lehrstunden.

Er fühlte dies, je mehr die Zeit sich näherte, da er zu Hause reifen und nun mit dem Gelernten nützen sollte.

Freudenthal machte sich mit Winterfeldt, der seine Zeit sehr wohl angewandt hatte, bekannt, wurde sein Wohlthäter, und Winterfeldt dafür sein Lehrer. —

Jetzt kam Winterfeldt zu Hause. Er hatte Jura studiert. Der würdige Rektor war gestorben. Winterfeldt war also auf's neue verlassen. Weil die Lebensart in Residenzen, oder in den Städten, in denen Könige oder Fürsten wohnen, insgemein sehr kostbar zu sein pflegt, so wolte auch unser lieber Jüngling nicht in der Residenz bleiben.

Er ließ sich in einem Landstädtchen nieder, und wurde Advokat. Aber karglich — nicht zureichend war sein Verdienst.

Er hörte, daß der Herr von Kast einen Informator bei seinem Junker suche, er glaubte, Fähigkeiten genug zu haben, diese Stelle anzunehmen, er meldete sich also bei ihm, und wurde so gleich angenommen.

Herr von Kast war Wittwer. Er liebte nichts so sehr als die Jagd, und um seine ökonomischen Umstände bekümmerte er sich wenig. Als Winterfeldt zu ihm kam, glaubte er an ihm einen Mann zu finden, dem er all die Sorgen, die ihm so lästig waren, übertragen konnte.

Er machte ihn also zum Informator, zum Justitiar, — übergab ihm seine Cassé, ließ ihn Einnahme und Ausgabe besorgen, und besoldete ihn sehr ansehnlich.

Winterfeldt war treu in allen seinen Geschäften, und der Herr von Kast ging auf die Jagd.

Obwohl Winterfeldt an der Jagd wenig Vergnügen fand, so mußte er doch oft der Zubringlichkeit seines Gönners nachgeben, und an seinem Vergnügen gezwungenen Theil nehmen.

Als Winterfeldt nun eines Tages auf der Jagd war, so ereignete sich etwas, daß seiner ganzen Lage eine andere Richtung gab.

Einer der Jäger verfolgte einen Hasen, der sich in ein Kornfeld rettete. Der Besizer desselben, ein Landmann, dem es Schweis und

Mühe genug gekostet hatte, bis er es so voll Wehren sah, — kam auf dem hizzigen Jäger zu, und hielt seinem Pferd die Zügel. — Es ist doch nicht recht, sagte der Landmann, das liebe Korn so zu verderben.

Der Jäger, beleidigt durch diese Wahrheit, schlug auf den Bauren los, natürlich wehrte sich dieser. Indes kamen die andern Reuter hergesprengt, und nun war des Schlagens auf den armen Bauren fast kein Ende.

Winterfeldt aber war nicht dabei. Er hielt von ferne mit seinem Pferde, sahe alles, und bedau'rte, daß er's nicht ändern könne.

Herr von Rast war wütend. —

Der arme Landmann lag da, blutrünstig geschlagen, einige seiner Freunde, die auf dem Felde arbeiteten, und durch den Tumult herbei gelockt waren, hoben ihn auf, und trugen ihn nach Hause.

So bald er sich wieder erholt hatte, verklagte er die Jäger bei dem Fürsten. Als die Sache ernsthaft wurde, so fiel der Herr von Rast auf einen Anschlag, durch den er sich mit einem mal aus der ganzen Sache heraus zu ziehen hoffte, er bat also den Winterfeldt, er möge doch zeugen, der Baur habe zuerst seinen Jäger geschlagen.

Das kann ich nicht thun, gnädiger Herr, antwortete Winterfeldt.

von Rast.

Und warum nicht?

Winterfeldt.

Es ist wahr, ich bin Ihnen unaussprechlich viel schuldig. Aber wenn meine Verbindlichkeiten auch noch einmal so groß wären, so könnt ich doch Gott und den, dem das Unrecht geschah, nicht durch eine solche vorsätzliche Lüge beleidigen?

von Rast.

So? auch nicht dann, wenn es mir auf ein Duzzend Dukaten nicht ankäme, die ich Ihnen geben will, wenn Sie mich aus dem verdrüßlichen Handel helfen?

Winterfeldt.

So eine vorsätzliche Lüge zum offenbaren Schaden eines ohne dem schon so Beleidigten, sage ich nicht, und wenn Sie mir all Ihre Güter, und wenn unser Fürst mir sein Fürstenthum geben wollte. —

Ich würde doch des Genusses nicht froh werden. Der Gedanke, durch welches Verbrechen ich es erbeutet, würde mir jede Glückseligkeit die ich im Besiz derselben finden könnte — vergällen.

von Rast.

Nun wohl! sehr fein gesagt! Wenn Sie also nicht wollen, so legen Sie mir Rechnung ab, und verlassen in vier und zwanzig Stunden mein Haus.

Bei den Worten legen Sie mir Rechnung ab, wurde Winterfeldt ganz roth. Er brachte noch einige Vorstellungen an, aber alles vergebens.

Winterfeldt mußte sich also anschicken, dem ihm gewordenen Befehl ein Gnüge zu leisten.

Schon zweimal hatte der gnädige Herr geschickt, um ihn sagen zu lassen, er solle eilen, um Rechnung abzulegen, denn der Mann war sehr aufgebracht.

Endlich kam Winterfeldt.

Hier gnädiger Herr ist alles, was Sie mir zu bringen befohlen haben. Hier ist die Rechnung, hier die Kasse.

Aber — verzeihen Sie, es wäre bei dem unbegrenzten Zutrauen, welches Sie die Gnade hatten auf mich zu setzen, mir ein leichtes gewesen, einen Unterschleif von zweihundert Talern zu machen, aber meine Grundsätze verbieten mir das Schlechterdings. — Ich muß es Ihnen daher offenherzig gestehn, es fehlen zweihundert Taler in der Kasse.

von Raft sehr auffahrend,
Und wo sind die geblieben?

Winterfeldt.

Sie erinnern Sich, gnädiger Herr, daß vor einem halben Jahr der Kaufmann Daniels bei Ihnen war. Er war von jeher, wie Sie wissen, ein sorgfältiger, arbeitsamer Mann. Zu der Zeit hatten ihn Unglücksfälle betroffen, die die größte menschliche Klugheit nicht voraussehn, nicht hindern kann, er kam zu ihnen. Er bat Sie um einen Vorschuß von vierhundert Talern. Sie schlugen ihm denselben ab. Mich bat

bat er. — Ich gab aus Ihrer Kasse; Theils weil ich versichert war, daß der Mann wieder bezalen werde, Theils weil ich so gleich den Vorsatz faßte, im Fall, daß ich mich in ihm irre, von dem, was Ihre Güte mir bestimmte, den Vorschuß zu ersetzen, wie ich denn auch schon zwei hundert Taler ersetzt habe.

von Kost.

Bekümmert mich alles nicht! — Wenn Sie meinem Vorschlag, den Sie vorhin hörten, ein Stüßge thun wollen, so will ich Ihnen die zweihundert Taler schenken — wo nicht so müssen Sie das Fehlende in einer Stunde herbei schaffen, oder Sie spazieren in's Gefängniß — In'n Schuldthurm! — verstehen Sie mich?

Winterfeldt.

Ich verstehe gnädiger Herr. Nach dem, was Sie von mir vorhin hörten, glaubt ich nicht, daß Sie Ihren Vorschlag wiederholen würden. Ich wiederhole nun auch noch einmal, was ich vorhin sagte — ich will sehn, ob Daniels igt bezalen kann, — oder ob ich im Stande bin, Ihnen Geld oder Bürgen zu verschaffen, kann ich es nicht, — nun wohl, so machen Sie mit mir, was Sie für gut finden. —

Und so schieden Sie von einander.

Wir wollen, meine Kinder! den armen Winterfeldt einige Augenblicke in seiner verdrüßlichen Lage lassen, und unterdeß ein Paar Bemerkungen in's Herz schreiben.

Die

Die erste ist diese: Ich bemerkte, daß Ihr stuztet, als ich Euch erzählte, Winterfeldt sei roth geworden, als von Kast ihm sagte, Er solle Rechnung ablegen. Ohne Zweifel habt ihr da viel Böses von ihm in eurem Herzen gedacht, — und das war nicht recht von Euch. Ihr saht den Mann bisher noch stets gut handeln, und faßtet auf einmal einen bösen Argwohn wider ihn.

Gewöhnt Euch lieber, immer Gutes von allen Menschen zu denken, bis ihr vom Gegenteil überzeugt seid, bis ihr den Grund ihres Thuns, die Absicht desselben, die Vorsätze, die sie dabei hatten, in Erwägung gezogen habt.

Meine zweite Anmerkung ist diese: Es gefällt mir nicht vom Winterfeldt, daß er von dem, was nicht sein war, einem andern half. Mit keinem Dinge müssen wir treuer sein, als mit dem, was uns anvertraut wurde.

Schön ist's, Mitleiden, Barmherzigkeit fühlen, und es üben, aber nie — mit dem, was uns anvertraut ist, das heißt eine Pflicht thun, und die andere vernachlässigen, aus den Augen setzen.

Die Entschuldigungen, die Winterfeldt vorbrachte, klingen zwar ganz hübsch. Aber sie sind nicht gültig. Der Mann dachte nicht an die Zukunft, deren Lauf er doch sicher in seiner Gewalt nicht hatte.

Wie, wenn er nun — oder wenn Daniels gestorben wäre? Nach seinem Tode noch, un-

wissend

wissend, wie schuldig oder unschuldig er sei, würde man ihn gelästert, würde man ihn der Untreue beschuldigt haben.

Faßt also den besten Vorsatz — außs strengste treu zu sein, mit den Sachen die Euch anvertraut werden.

Jetzt wieder zum Winterfeldt.

Sein erster Weg war zu dem Kaufmann Daniels.

Aber der arme Daniels hatte nicht, wovon er bezahlen konnte, doch jammerte ihn des Mannes, der um seinet willen in eine so grosse Verlegenheit gekommen war.

Er eilte zu einem seiner Anverwandten, der diesmal gelinder als sonst war; der half ihn und seinen Freund aus der Verlegenheit, Winterfeldt konnte bezahlen, und nun waren er und Herr von Rast geschiedene Leute.

Jetzt ging nun unsers Winterfeldts Noth außs neue wieder an.

Aber da er in seiner Jugend sich viele nützliche Kenntnisse gesamlet, so war er doch immer reich genug, und versichert, daß es ihm nicht immer fehlen werde.

Er begab sich in die Residenz des Fürsten.

Hier lebte er freilich sehr karglich, doch seine Geschicklichkeit, stiller und weiser Wandel, seine Geflossenheit iedem zu dienen, verschafften ihm bald Freunde, Gönner, Beförderer.

Kurz, er wurde Assessor bei einem Gerichte.

Gottlob.

Was ist das, ein Assessor?

Der Freund.

Das ist einer, der einer Gerichtsversammlung beiwohnt, wenn wir gewohnt wären alle lateinische und französische Titulaturen in unserer braven Muttersprache zu geben, und wenn unser Obr sich nicht so sehr an das Ausländische gewöhnt hätte, so könnten wir immer alle diese Titel deutsch ausdrücken. Statt Herr Consul würden wir sagen Herr Rath, statt Herr Senator Herr Aeltermann, statt Herr Secretair Herr Schreiber, statt Assessor Beisitzer.

Aber allgemeiner Gebrauch, meine Kinder, ist zum Gesetz worden, welches man nicht ungestraft übertreten darf.

Um wieder auf unsern Winterfeldt zu kommen, er machte auch hier dem Posten Ehre, den er bekleidete.

Nach einigen Jahren wurde er Fiscal.

Rötger.

Was ist das für ein Mann ein Fiscal?

Der Freund.

Das ist ein Mann, mein Kind, den ein Fürst, oder eine Obrigkeit setzt, daß er darauf Acht habe, ob auch die gemeinnützigen Gesetze allgemein beobachtet werden.

Vorzüglich ist die Pflicht eines solchen Mannes auf die heimlichen Uebertreter derselben zu merken.

Ein heilsames aber schweres Amt!

Winters

Winterfeldt brachte zu diesem Mute Wahrheits — unpartheiſche Gerechtigkeitsliebe.

Eine Probe davon muß ich Euch heute erzählen :

Ihr erinnert euch noch des Freudenthals.

Mit dieſem lebte nun Winterfeldt in einer Stadt. Dem Freudenthal, der auf Akademien ziemlich verſchwenderiſch gelebt hatte, war nur ein ärmlicher Reſt ſeines Vermögens überblieben. Aber Winterfeldt, eingedenk der von ihm genoſſenen Wohlthaten, war noch der warme Freund des armen Freudenthals, ſo wie er ein Freund des reichen Freudenthals geweſen war. Er kam oft zu ihm.

Eines Abends traf er bei demſelben eine kleine Geſellſchaft ſolcher Freunde an, die ſich alle auf der Akademie gekannt hatten.

Zum Zeitvertreib ſchlug man das Kartenspiel vor, ein ſchuldloſes Vergnügen für Leute, die nicht aus Gewinnſucht oder Eigennutz ſpielten, und die Vergnügen und heitere Zufriedenheit von demſelben bringen.

Nach meiner Meinung aber für Euch Kinder im eigentliſtken Verſtande ein hirnloſes Spiel, welches ich in euren kleinen Geſellſchaften ganz abgeſchaft wiſſen möchte, weil durch daſſelbe viele häßliche Neigungen in eure Selen ausgeſät, und der Hang der verborbenen Leiſdenſchaften dadurch ſo genärt wird, daß er in ſeiner ganzen Stärke ſich zeigt.

Einen ärgerlichern Publick kann wohl nicht leicht ein Kinderfreund haben, als wenn er
kleine

kleine Mädchen und Knaben am Spieltisch sitzen sieht, die mit dem Gelde, welches ihre Eltern zu dem Gebrauch ihnen gewiß nicht gaben, spielen, und so das nachhassen wollen, was große verständige Leute, die leicht des Geldes, welches sie zu ihrem Vergnügen aussetzen, — für das beim Spiel gehabte Vergnügen entberren können.

Nun Winterfeldt spielte in seiner Gesellschaft auch mit Karten.

Gleich beim ersten Spiel bemerkte er, daß Freudenthal Karten hingelegt hatte, die nicht gestempelt waren.

Ueber den Ausdruck nicht gestempelt, muß ich Euch einige Worte zur Erklärung sagen. Es giebt gewisse Länder, wo die Regenten es aus weisen Ursachen für gut befunden haben, die Karten zu vertheuern; damit durch diesen erhöhten Preis, ihre Kinder (Untertanen) abgeschreckt würden, von dem zu unmäßigen Gebrauch derselben.

Deswegen nun lassen Sie auf ein Blatt eines jeden Spiels einen Stempel, oder ein Zeichen ihres Namens setzen, Karten, so bezeichnet heißen gestempelt. — Hier zu Lande spielt man mit ungestempelten Karten.

Dafür kostet denn jedes Spiel auch dreimal mehr, als bei uns. Wer nun in einem Lande, wo diese löbliche Gewonheit ist, um die Karten wolfeiler zu haben, sie heimlich von andern Orten kommen läßt, verfällt in eine Strafe von fünfzig Talern.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Berfolg des zwanzigsten Abends.

Weil wir hier doch einmal von Karten sprechen, so wünscht ich, daß du mein lieber Fritz, mir einmal eine Beschreibung aufsetzest, wie die Karten gemacht werden. Da hier in unserm Hause eine sehr gute Kartensfabrick in Lübeck ist, da du in den Freistunden so gerne dich bei den Arbeitern aufhältst, so kannst du mir gewiß eine gute Beschreibung davon liefern, auch versprech ich dir, deinen Aufsatz, wenn er geräth, zu deiner Freude abdrucken zu lassen.

Am 5 februar 1783.

X

Hier

Hier ist der Aufsatz.

Mein lieber Freund!

Es ist wahr, ich halte mich gern in der Kartensfabrick und bei den Arbeitern auf.

Es ist mir auch recht lieb, daß ich Ihnen eine Beschreibung machen soll, wie die Karten verfertigt werden.

Wenn Sie meinen Aufsatz drucken lassen wollen, welches mir freilich sehr angenehm sein würde, so bitten Sie ia ihre Leser, daß Sie mit mir so gütigst vorlieb nehmen.

Na, so will ich denn von unten anfangen.

Unten auf dem Hof ist eine Art von Stube, denn es steht ein Ofen drin, die nennen sie den Stall.

Darin ist nun ein großer kupferner Kessel eingemauert, worin der Kleister gekocht wird.

Zwei Bogen, nachdem ein ieder dreimal gekleistert ist, enthalten ein Spiel Karten. Auf dem einen Bogen stehn die Bunten, auf dem andern die Uebrigen.

Das Bunte, welches hinten ist, wird auf einem Form, der entweder in Holz oder Wiestingdrath die Figur enthält, die drauf soll, mit einem male gedruckt. Das nennen sie die Hinterform. Die Bilder werden erst ganz schwarz auch auf einen Form gedruckt, und dann grün, gelb, blau u. s. w. durch Patrone, wie sie's nennen, ausgemahlt.

Patrone

Patrone sind steife in Del getränkte Pappbogen, in denen mit einem feinen Messer gewisse Defnungen geschnitten sind, — wodurch vermittelst eines Pinsels die Farben aufgetragen werden. Die andern Blätter auf dem zweiten Bogen nemlich werden vermittelst Patronen mit einem male aufgetragen. Dies geht alles mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit.

Von hier kommen die Karten auf die Glättkammer.

Das Glätten wird so gemacht:

Da liegt eine steinerne Platte. Ueber diese sitzt ein Häbel, woran unten ein großer, dazu geschickt gemachter Feuerstein befestigt ist.

Nun auf der Platte werden die Bogen gelegt. Der Arbeiter fährt mit dem Stein auf beiden Seiten des Bogens so lang darüber, bis sie ganz glatt sind.

Das ist eine schwere Arbeit, und mancher Bogen wird verdorben.

Von der Glättkammer trägt man die Karten-Bogen in die Schneidestube. Da sitzt erst ein Mann der schneidet die Karten grob, das heißt, er schneidet jeden Bogen in 4 Streifen, an jeder Streife sitzen dann 5 Karten. Der Klein-Schneider zertrent auch diese — Nun legt man so viel Blätter zusammen, als zu einem Spiel gehören. Diese werden noch wohl 3mal durchgesehn, damit kein Fehler dran bleibe. Dann wird jedes Spiel in Deckel, das heißt in bemaltes Papier, welches so auf einem Form, wie die Bilder gedruckt wird, gewickelt.

— Noch muß ich anmerken, daß jedes Spiel einige 30mal durch Menschenhände gehn müsse, ehe es fertig ist.

Nun weiß ich auch nichts weiter, als daß Sie recht lieb hat

Ihr Frig.

Es war Winterfeldts Pflicht, den Freudenthal seiner nicht gestempelten Karten willen, anzuzeigen. —

Und das that er auch in der That am folgenden Tage. Denn er hielt die Pflichten, die er dem Staat und seinem Fürsten schuldig war, höher, als die Pflichten der Freundschaft, und daran that er recht.

Damit aber sein Freund, dem es sehr beschwerlich fallen würde, funfzig Taler auszugeben, darunter nicht leiden mögte, so kam Winterfeldt am Tage darauf zu ihm, brachte ihm die funfzig Taler. Drang sie dem Freudenthal auf, und ihre Freundschaft litt durch diese Begebenheit nicht nur nichts, sondern der Besagte mußte seinen Freund nur noch höher schätzen, da er so rechtschaffen, die Pflichten des Vaterlandes und der Freundschaft mit einander zu verbinden wußte.

Winterfeldts fernere Schicksale erzäl ich auch künstlig.

Die Fortsezzung folgt.

Ein und zwanzigster Abend.

Fragmente eines Briefwechsels.

Erfurth den 12 Nov.

Adolph an Wilhelm!

Gern hätte ich eher an Dich geschrieben, da die Unterhaltung mit Dir Bonne für mein Herz ist, aber Du weißt es ja wol, bester Freund, man muß oft seine liebsten Neigungen aufopfern, wenn man nicht Herr seiner Zeit ist. Und das war der Fall bei mir. Ich bin heute 8 Tage in Erfurth, und alle Morgen nahm ich den Vorsatz, heut will ich schreiben an den Liebling meiner Seele, — es ward Abend, — und ich hatte es nicht gekont. Bald besuchte mich der eine Landsmann, bald der andere, bald muß ich diesen besuchen, mit jenem das Sehenswürdigste dieser alten Stadt schauen, bald wurde ich hierhin, bald dorthin gebeten, wie denn das academische Etiquet in den Ferien so mit sich bringt. Bei all diesen Zerstreungen muß ich dennoch Einrichtungen treffen, um mich vor Verlegenheiten, die ich leider schon aus Erfahrung kenne, in den Folgezeiten zu sichern. Darüber ist denn die Zeit so verstrichen, daß ich mich kaum habe besinnen können. Jetzt bin ich so ziemlich mit dem allen fertig; meine Freunde — haben Collegia, und ich bin ihrer

würklich gar zu geschäftigen und aufbringenden Dienstfertigkeit überhoben, und froh darüber.

Wie fühllos und undankbar müßt ich sein, wenn ich nicht diese ersten Augenblicke der Ruhe dazu anwendete, Dich meiner fortdauernden Freundschaft und Liebe zu versichern. Ich will Dir kein großes Wortgepränge hersezen, um Dich davon zu überzeugen, wer das kann in Gefühlen, die so sehr im Innersten der Seele verwebt sind, der affectirt größtentheils, will viel sagen, und sagt nichts. Zwar kann ichs nicht leugnen, als daß ich's durch einen Zufall erfahren, du seist der gewesen, der meinem Vater meine Ausschweifungen in Helmstedt bekant gemacht habe, — ich fand deine Briefe unter den Papieren meines Vaters, als ich's nun wußte, daß ich's nur dir zuzuschreiben hätte, daß ich nicht wieder dahin durfte, wo ich mich doch in meinen Verbindungen so glücklich glaubte, den Verbindungen die meinem Herzen so werth waren, da liebt' ich Dich nicht, da war ich nicht Dein Freund! Aber bald, und izt, da ich Deine liebe-vollen Ursachen einsah, es fühlte, wie besorgt Du für mein wahres Beste gewesen bist, da ich's erkenne, wie wichtige Ursachen mein Vater hatte, mich nicht wieder nach Helmstedt zu schicken, wo ich vielleicht noch tiefer gesunken wäre, da ich's gewiß überzeugt bin, Du hattest die redlichsten Absichten, als Du meine zügellose Lebensart meinem Vater schriebst, izt mögt ich Dir um den Hals fallen und

und weinen, und das sollte mein Dank, sollte die Versicherung meiner Freundschaft sein! und ich weiß, mehr wäre das Deinem Herzen, als alles Wortgepränge!

Meine Lage, ist igt so glücklich, als ich sie nur denken kann, so glücklich, daß es mir selbst ein Geheimniß ist, wie ich, der ich doch schon so unbeschreiblich tief gesunken war, noch habe können wieder so glücklich werden. Aber der Gedanke, daß ich ein ganzes Jahr verlohren, daß ich viele zu Ausschweifungen verleitet habe, die den Keim ihres Glücks abfressen, und die, mit ihren Eltern, deren Stolz und Hofnung sie waren, dem Urheber ihres Jammers, wenn nicht fluchen, — doch nie an mich ohne widrige Empfindungen denken können, oder macht mir trübe, schreckliche Stunden. Da seh ich im Geist, was sie hätten sein können, wie die Stütze grauer Eltern, wie die Fülle der Wonne eines lieben unschuldigen Mädchens, wie Lehrer der Tugend, die Zuflucht weinender Wittwen, und winselnder Waisen. — Wie glücklich ihnen die Lage des Pilgerlebens geworden wären. Wenn Schicksal oder Unglück sie nicht, in der Zeit der Saat, mit einem in Lüsten tanzmelnden Bösewicht bekant gemacht hätte, der sie erst in Verwirrungen, dann in Ausschweifungen, dann in Laster verwickelte, daß sie, ach! nun noch Schlachtopfer dieser unglücklichen Täuschung sind. Durch ihre Beispiele, noch mehrere verführen, die Aeltern, Staat, Nachwelt, — und Gott selbst, von dem ersten Verführer fodern!

Wer bin ich, daß ich dem entgangen bin? O könnt ich Dir sagen, wie sehr mir das Aufmunterung ist, wie mich das anfeuret, um die Zeit auszuklaufen, und das Verdorbene wieder gut zu machen. Gott! wie viele Ursachen hab ich dazu!

O die Tränen eines Weibes vermögen viel — die Tränen einer Geliebten sollen noch mehr können, was die Zäre eines Vaters kann, was die für Eindrücke macht, dazu müßt ich erst den Empfindungen, die sie hervorbringt, neue Namen schaffen, — ich habe ihn weinen sehen, Wilhelm weinen! Tränen des Kammers, des unausreddbaren tiefen Kammers über seinen Sohn! Die Tränen trafen mein Herz! — Ich bin zu schwach, Dir solche Scenen zu schildern. "Du bist die Ursache meines frühern Todes, sagte "Er!" nicht im Ton des Zorns, nicht als wollt er mir einen Vorwurf sagen, sondern mit der Stimme der Wahrheit. Wie ich da an seinem Halse laut weinte — o der ver'ohrne Sohn, in die Arme des Vaters! Auch hat er unaussprechlich viel für mich gethan, wie du weißt, all meine Schulden in Helmstedt bezahlt, will mir noch so viel geben, daß ich drei Jahre ohne Sorgen mein Studiren fortsetzen kann, ja, wenn ich mich nur einiger maßen einschränken will, so hab ich mehr, als ich bedarf. Auch die Bitten der frommen Mutter, die unter erstickten Worten, nur einen Tränenguß auf mich fallen lassen konnte, beider großmütiges Bezeigen, die dann weder mündlich noch schriftlich

lich des Vergangenen gebachten , welche Entschlüsse haben sie in mir hervorgebracht! — Ja ich will die Freude ihres Alters werden , ihre Hoffnung soll nicht eitel , ihre Wünsche , ihr Gebeth für mich , werden nicht unerhört bleiben. — Ich selbst bethe alle Tage um Gottes Kraft — um Sieg über meine Lieblingsleidenschaften — und sollte der Vater im Himmel mich nicht hören — hörte doch mein Vater , mich seinen Sohn , brach ihm doch sein Herz gegen mir — und du Vater unser aller !

Ja , Freund , wenn ich ie ganz glücklich werde , so hast auch du den größten Antheil von dem allen. Schon izt dank ich dir , meine gegenwärtige Lage — segnen will ich dich , wenn ich nun ganz ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft bin , segnen sollen dich alle , ich werde wonnetrunken bei dem Gedanken ! alle die durch mich glücklich werden , und wie will ich geizen recht viele glücklich zu machen. Oft denk ich mir dein Beispiel , deine Beharrlichkeit , wie dir's möglich war , da du eben so warmes Blut , eben so volles Herzens bist , als ich , daß du die Klippen so glücklich vermieden hast , woran ich beinahe gescheitert wäre , wenn deine freundschaftliche Hand mich nicht gehalten hätte. — Ich wolte dir noch so vieles schreiben , muß es auch , denn es drängt sich hier in meinem armen Herzen , Luft muß ich ihm machen , Dir es ausschütten , es mögte sonst erliegen. — Was ich in dem viertel Jahr begonnen , welches ich zu Hause zubrachte,

mag wohl für dich intressant sein, denn, wie mein Leben überhaupt voll sonderbarer Auftritte ist, so hab ich auch Scenen in dieser Zeit erlebt, die besonders sind. Da sie aber oft größtentheils zu lustig waren, — oder doch von mir so betrachtet wurden, wenn ich mich an dem Dünkel der Mächter in der Nachbarschaft meines Vaters weidete, über die fein sollende Lebensart der Weiber, und über die affectirte Empfinderei ihrer Töchter, die einmal im Berthier, oder im Siegwart gekuckt hatten, meine Betrachtungen anstellte, und auch wohl denen half, die ganz in der Romanenwelt herum schwärmten, Lotten und Teresen und Maria:ne sein wolten, so hätte ich Stoff genug, Dir viel davon zu schreiben, vielleicht auch einen nicht unbeträchtlichen Beitrag zu der Geschichte des menschlichen Herzens, und des weiblichen insbesondere zu geben — solst auch in der Folge von dem allen etwas, vielleicht sehr vieles haben — nur heute nicht! denn ich bin zu sehr zum Ernsthaften gestimmt, daß mich izt, vor der bloßen Erinnerung dessen eckelt, was mir in den Tagen Veranügen gewerte.

Von dem Abschied von meinen Eltern muß ich etwas erzählen. — Nun saßen wir den letzten Mittag bei einander. Das Gefühl der nahen Trennung stand auf allen Gesichtern, und eine heimliche Träne verriet es. Mein Vater sah es voraus, welcher neuen Gefahr ich entgegen ginge: und wolte nichts von den Ahnungen seines Herzens sagen, um mich nicht zu fränken,

fränken, und meine Mutter, weniger ihrer Gefühle mächtig, weinte — und dachte dann, zu ihrem schwachen Trost, sich einen Tag, wo wir wieder so bei einander sitzen würden, und wie herrlich das sein müßte. — Gott! saate mein Vater, den Tag werden wir wohl nicht erleben. Aber ich bin vest überzeugt, daß auch in iener Welt, es Vermehrung des Glücks sein muß, die Lieblinge seiner Seele, ädel und gut, und glücklich zu wissen! Woltest du mir das Glück rauben mein Sohn? — er sahe mich an, und eine helle Zäre glänzte auf seine blauen Wangen, ich konnte nichts als seine Hand fassen, küssen, und weinen. Aber schon war der Wagen da! Ich fiel meinem Vater in die Arme. O wer beim Abschied nehmen reden, viel reden kann, der empfindet nichts. — Ihren Segen Vater! rief ich, lassen Sie mich nicht ohne Segen von sich. Er — die Hand auf mein Haupt — "Gott segne dich, mein lieber lieber Sohn, sei Christ und rechtschaffen!" Ich seh dich vielleicht in dieser Welt nicht wieder, soll ich dich dort finden? dort — wenn ich dich nicht fände, wenn wir geschieden würden, dort am feierlichen Tage! Sohn! Sohn! — Ich immer an seinen Hals: Verzeih mir Vater, verzeih mir! Zwar hast du mir's schon oft gesagt, daß du nicht mehr des Vergangenen gedächtest, aber in dieser feierlichen Stunde, muß, laß michs noch einmal hören, du seist verzhnt. — Ich bins Sohn, ich bins! habe dir alles, alles verziehen, aber betrüb' uns nicht

nicht mehr. Wandle vor Gott und sei from! Er konnte nicht mehr reden, und ich ihm nicht ein Wort antworten. Ich küßte seine Hand, und die Hand meiner Mutter, bedenk, sagte sie, was Gott bis izt an dich gethan hat! Gedenske unserer, unsers Gebeths, unsrer Tränen! Sie weinte an meinem Busen, ich taumelte fühllos auf den Wägen, und nun kont ich erst weinen.

Sag mir, Lieber! haben wir wohl einen Namen zu der Empfindung unser Seelen, wenn Beklemmung und Angst so groß sind, daß auch keine volatiliæ Träne Erleichterung schafft? oder dann, wann du ein Harren und Sehnen tief in dem Innersten deines Geistes verwickelt fühlst, welche nichts ausfüllen, nichts stillen kann, wenn du die Zentnerlast der Leiden fühlst, die dadurch noch schwerer wird, daß sie nicht einmal das Labfal einer Träne vorstattet? Der allgemeine Name könte Seelenleiden sein, und der besondere Geistespreßung! Ich empfand das! und — und ach wie ist unser Herz so unerforschlich, und doch schämte ich mich bald meiner Tränen, als mein Reisegefährte ein Prediger mich fraate, ob ich's Heimweh habe, in Erfurth würde man mir's schon vertreiben. Als ich noch Student war, fing er an, und in Jena studirte — aber wie könt ich so etwas nachschreiben, was seinem Stande so wenig Ehre macht. Bruder! verbergen vor der ganzen Welt, und am tiefsten vor mir selbst, mögt ich die Ausschweifungen, deren ich mich schon schul-

dig

dig weiß. Hörest du ie, daß ich anders als mit der innigsten Reue davon rede, so halt mich für einen Böfewicht, und wer sich der Sünden seiner Jugend gar rühmen kann, wie hier ein Lehrer der Religion, den halt für einen Teufel in Mönichengestalt.

Dieser Mann zerstreute mich den ganzen Weg so sehr, daß ich keinen ernsthaften Gedanken fassen konnte. Heut denk ich zum Erstenmal wieder an diese Scenen recht lebhaft, und sie soll mir's bleiben bei jeder Handlung eh ich sie vollbringe, will ich an die Tränen meines Vaters, und an seine Worte denken, und das sind starke Dämme wider das Laster, so eine Träne kann die brausendste Leidenschaft zerstören, kann alles.

So lebhaft ist mir izt dieser Vorsatz, so ganz fühl ich im Vorschmack, Welch einen Segen er giebt, wenn er erfüllt wird, und doch, wenn ich aufrichtig mit mir selbst umgehen will, so muß ich dir's gestehen, ich werde ihn oft, wo nicht gerade zu brechen, doch ungeäußert lassen müssen. Ich werde in Verbindungen kommen, und bin schon zum Teil darin, wo ich manches werde mitmachen müssen, welches diesem Vorsatz gar nicht entspricht. Ich werde gezwungen werden in Gesellschaften zu gehn, wo ich Augenzeuge von Dingen sein muß, die die Menschheit entehren, man wird mich reizen mitzumachen, unsinnige Lieder zu singen, mehr zu trinken, als die Natur erfordert, und die Gesundheit erlaubet, und wenn ich da meinen
Vorsatz

Vorsatz äußerte, welches Gelächter würde rings um mich erschallen, wie viele würden mich für einen Heuchler halten, und bei Gott! das wäre ich doch nicht. In meinen Augen ist kein Mensch so verabscheuungswürdig als ein Heuchler! selbst der schwärzeste Bösewicht, der nicht besser scheinen will, als er wirklich ist, giebt noch mehr Hoffnung zur Rückkehr, als ein Heuchler! Aber kränken würd' es, mich dafür angesehen zu werden. Und wie soll ich's anfangen, daß die Beispiele und Ermunterungen anderer, die so gerne über jeden Vorsatz, der aus Religion oder Vernunft hergenommen ist, und über jede Aeußerung desselben spotten, dieselben lächerlich zu machen suchen, daß die ohne gefährliche Wirkungen für meine Seele bleiben? — Ich kann's nicht leiden, daß man mich belacht, nicht leiden, daß man meiner spottet, nicht leiden, daß meine Grundsätze Stoff zum Lustigmachen darbieten sollten. Gott behüte mich, daß ich das nie erfahre! So voll ich izt von der ganzen Fülle derselben bin, so sehr ich izt ihren Werth empfinde, so dürfte so etwas nur einmal kommen, — und ich glaube, ich wäre schwach genug, das Erste mal meine Hochachtung für sie fahren zu lassen, — daß andere mal sie aufzugeben, und — bald mich zu schämen, daß ich sie gehabt habe. — Sag mir, lieber Freund! enthüllt sich nicht hier auf zwei Seiten die ganze Fülle des Verderbens des menschlichen Herzens? Auf der einen, daß wir schwach genug sind, noch immer einem

einem

einem Vorurtheil so viel einzuräumen, schwach genug, noch Sklaven von den Grundsätzen anderer Menschen zu sein, die wir doch verachten! und daß leichter, (das kommt von Eigensliebe,) leichter das Gespödt und Lächerlich machen unserer Maximen uns zum Laster führt — wohin wir uns vielleicht nicht, durch alles Gold eines Monarchen hätten leiten lassen! — Und auf der andern! Wir haben doch nichts heiligers, als Religion, sie die Mutter aller Tugenden, sie der Trost auf iammervollen Auen, sie das Licht in undurchdringlichen Finsternissen, sie die Liebevollste! die so viel an unsern Verstand, an unsere Herzen thut, die uns über alles werth sein sollte, da sie wirklich alles hat, was wir zum Frieden des Herzens nöthig haben — und doch, doch ist's in unsern Tagen besonders der gute Ton besonders ein Stück der feinen Lebensart, und der Galanterie, sie zum Gespödt zu machen, die Grundsätze, die sie lehrt, durchzuziehen, zu belachen, — mit ihr zu verfahren, wie man mit einem Feind verfährt, da sie doch in allen Zufällen unsere einzige Freundin ist. Dies macht unsere Sache auf Akademien noch gefährlicher, wo dieses Verderben auch unter Studirenden so sehr eingerissen ist. Aber leider! die Zuhörer ahmen darinn nur ihren Lehrern nach, die mit Geschichten aus der Religion (die wenn sie gleich oft auch was Unbegreifliches, vielleicht fabelhaftes — haben, doch nicht zum Gespödt ausgestellt werden sollten, weil die, die uns so wichtig sind, von Leuten ohne Verstand, oder mit vieler Bosheit, mit diesen vermengt

wer=

werden) die mit solchen Geschichten sag ich, oder mit Grundsätzen, oder mit aus aller Verbindung herausgerissenen Lehren derselben spielen, und das als ^o Captationes benevolentiae gebrauchen.

Man wage es nur einmal einem, der im Begriff ist, den Degen gegen seinen Bruder zu ziehen, um eine Beleidigung zu rächen, die der Vernünftige nicht davor ansieht, oder dem, der in liederlicher Gesellschaft seine Vernunft und Gesundheit in starken Getränk, und die Kräfte seiner Jugend in den Armen, eines Auswurfs der Natur verliert, dem, der beim Spiel, seinen nothdürftigen Unterhalt, und die Zeit, die er nachher mit Tränen zurück kaufen möchte, man wage es, ihnen zu sagen, wie sehr sie den Grundsätzen der Vernunft und der Religion zuwider handeln, man gebrauche dies, als einen Grund, daß man nicht Theil an dem was sie Banne nennen, nehmen können — Was wird die Antwort sein? — Ein Gelächter — und der Ausruf du bist ein Pietist geworden; man wird sich zu seinem Konforten wenden, der mit vielem Beifall den Ausspruch höchst billig findet, man wird dich beleidigen, wo man dich sieht, — willst du Frieden haben, so mußt du zuweilen — ihren Bosheiten nachgeben, oder wenn du das nicht willst, doch andere Ursachen vorgeben, als die wahren, weil diese gar kein Gehör finden, und dich so zu sagen Vogel frei machen, daß deiner spotte, wer Lust hat.

* Umgekehrt so viel, als sich bei unvernünftigen Zuhörern, durch unvernünftigen Witz beliebt zu machen.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Fortsetzung des ein und zwanzigsten
Abends.

D wohl hat der, der auf Akademien geht,
viel Standhaftigkeit, viel Wachsam-
keit nöthig; muß oft um Gottes Kraft flehen,
muß oft einen harten Kampf kämpfen, und
wenn er rechtschaffen ist, muß er sich gewöh-
nen jedes lieblose Urtheil zu verachten, zu verach-
ten die Leute, denen ieder schmeichelt, theils
aus Furcht, theils um die Ehre zu haben, für
einen Freund desienigen angesehen zu werden, der
den Ruhm hat, daß er schon oft mit Tollkühn-
heit den Degen gegen seinen Bruder zog, der
ihn kaum mit einer Miene beleidigte. Er
muß stolz auf seine Grundsätze und Vornehmen,
und unerschütterlich sein — aber ach! wie viele
können das, — sich selbst so ganz überlassen,
oft ohne einen rechtschaffnen Freund, der da
Am 12 februar. 1783. U ermuna

ermuntert, Rath ertheilt, — unterstützt, und an dessen freundschaftlichen theilnehmenden Busen, sie ausschütten können allen Kummer ihrer Seele!

Ob das auch wohl in alten Zeiten so war? ob das auf allen Akademien so ist — Nein, Deutschland hat eine, die auch in dem Fall den Vorzug hat, Göttingen! O daß die weisen Väter derselben die daselbst herrschende Pracht, und den so theuren Unterhalt mäßigen könnten, wie würden noch tausend und abermal tausend Eltern eilen, dahin ihre Lieblinge zu senden, von da sie sie, nach vollendeten Jahre, nicht verdorben durch herrschende Verführungen, so gut und ädel, zurück in ihre Arme fasseten, als sie dieselben hinsendeten!

Erst izt merck ich, wie sehr ich mich verirrt habe, wie weitläufig ich geworden bin. Aber du siehst doch Bruder! wie nöthig mir dein Rath, wie unentbehrlich Deine Briefe, und Deine Freundschaft sind. Du kennst mein Herz, es fühlt alles Aedle lebhaft, es ist meine Wonne, Gutes thun zu können, aber bei dem allen bin ich sehr leichtsinnig, bilden, lenken kann mich fast ieder, weil ich jedem, der mit der Miene der Rechtschaffenheit zu mir komt, leicht als rechtschaffen glaube — So täuschte man mich in Helmstedt, und machte mich unglücklich. — O Gott, mache mich standhaft! — Du aber, liebster Wilhelm! bleib mein Freund, Deine Freundschaft und Liebe wird viel zu einer standhaften Besserung und Ruhe beitragen. — Lebe wohl!

Helmstedt den 29 Nov.

Wilhelm an Adolph!

Ich wünsche Dir Glück, bester Freund, mit Freudentränen Glück, zu all deinen Veränderungen. Glück zu Deinem izzigen Aufenthalt in Erfurth, und den Segen und Beistand des Himmels zu den Gesinnungen die Du äußerst. O Liebet, bleib bei deinen Entschliefungen, laß sie zur Lätigkeit reifen! Du hast mir Recht wiederfahren laßen, da Du glaubst, daß ich die redlichsten Absichten hatte, als ich deine Fehltritte nach Hause berichtete. Es that mir wehe, einen Menschen mit so viel Fähigkeiten, mit den vortreflichsten Anlagen, mit einem Gefühl für alles was Uebel und Groß ist, — Dich! zu Grunde sinken zu sehn. Lange hatt ich auf Mittel gedacht, wie Du zu retten seist; da ich aber keines mehr ersinnen konte, da Du auch so gar alle Gelegenheiten sorgfältig vermiedest mich zu sehn, was blieb mir übrig, wenn ich alles thun wolte, was ich Dir, deinen Eltern, was ich meinem Herzen schuldig war! Gott sei gedankt, daß ich so glücklich gewesen bin, meine Absichten zu erreichen. Und nun Bruder sei standhaft, viel, viel steht auf deiner Rechnung, vieles bist du dem Schöpfer, der Welt, und Dir schuldig! Woltest Du das nicht abtragen? o du wirfst es, dein Herz, und dein letzter Brief sind mir. Bürge! — Doch nun nichts mehr davon!

Du fragst mich, wie ich das gemacht habe, daß ich die Klippe vermied, woran so viele Jünglinge gescheitert sind, ach und noch alle Tage scheitern. Ich will Dir's sagen, will Dir mein ganzes Herz aufschließen, schreiben Dir, was mich so höchst glücklich, und ach! nun so unaussprechlich unglücklich macht. Ich war so glücklich, kurz nach meiner Ankunft hier, daß ein lieber trefflicher Freund mich aufnahm. Um seinet willen, um seine Hochachtung und Liebe zu behalten, was hätte ich nicht thun, was nicht unternehmen wollen? da die ganze Richtung all meiner Gedanken und Kräfte nur dahin ging, seiner werth zu werden, so war ich sicher genug vor all den Torheiten, welche sonst so leicht den unerfahrenen Jüngling blenden. — Du wunderst Dich mit Recht, daß Du dies zum ersten mal erfährst, da wir doch ein ganzes Jar bei nahe täglich zusammen waren? Aber verzeih mir, Lieber! ich war so eise süchtig auf mein Glück, daß ich es Dir nicht anvertrauen konnte. — Jetzt, da es so schwer mir wird hinzuschreiben, — da Er falsch geworden ist, Er den ich doch noch liebe, so innig so ganz liebe, — igt will ich Dir alles erzählen, ich werde mich wieder in wonnevolle Stunden hineindenken, mich durch das Schreiben vielleicht wieder zur Thätigkeit gewöhnen, die bei dem Schmerz meiner Seele von mir gewichen ist, daß mir die Ausübung der kleinsten Pflicht schwer ist! — O wenn Du mein Leiden nur ahnden könntest, welches auf meiner Seele lag, diesen letzten

ten Monath über, da ich meines Unglücks gewiß bin, wenn ich Dir so lebhaft schreiben könnte, als es sich mir noch darstellt, Du würdest das größte Mitleid mit mir haben, und deine Theilnehmung würde vorzüglich dadurch sich äußern, daß Du mit der größten Behutsamkeit Freunde Dir wähltest, und lange nach der Wahl erst, ein völliges Zutrauen ihnen schenkest.

Für einen Freund, was empfindet da nicht jede fühlbare Seele, zumal wenn man ihn als einen ädlen rechtschafnen Freund kennt, und noch mehr, wenn man ihm so vieles, als ich meinem sonst so Geliebten zu verdanken hat. Denn nie werd' ich's vergessen, daß er mich durch sein damaliges Beispiel, durch seine weisen Vergnügungen die er mir zu verschaffen wußte, rein und schuldlos erhielt, an den Gefahren der stürmenden Leidenschaft, in den Jahren der Jugend.

Dst war ich Zeuge von Taten, die er begann, worüber ieder Aedle, wenn er sie wüßte, sich freuen würde. Damals war sein Herz so voll Hochachtung für Religion, damals so voll warmer Bruderliebe für jeden, dem er helfen konnte, und bei dem Allen, auch nicht das kleinste Merkmal daraus man vermuthen könnte, er kenne seinen Werth. Wenn ich so an die ersten glücklichen Tage unserer Bekantschaft zurück denke, so fließt noch mein Herz über, für Freude — und Schmerz. Denn lieber Bruder, es ist wohl nichts traurigers in der

Natur, als das was uns alles ist, verloren zu haben. Selbst der Gedanke, es besessen, und im Besitz desselben sich so glücklich gewöhnt zu haben, vermehrt unsre Bekümmerniß. — Der verlohrt ein Kind, der seine Gattin, der dies, der das; wenn ich, wie gewöhnlich, so etwas so ganz kalt hersagen höre, so betrübt es mich, daß es Menschen giebt, die so etwas, ohne den Sinn zu fühlen, hersagen, mit den Karten, oder dem Glase in der Hand, hersagen können.

Jener hatte hundert Schaafse. Er verlohrt eins. Und suchte und suchte, durchwadete Sümpfe und Moräste, erklimte Berge, und suchte. Endlich fand er's, und stellte ein großes Freudenfest an, als er's wieder hatte. Warum das? Behielt er nicht noch immer neun und neunzig, die er pflegen, die er warten, in denen er sich freuen konnte?

Wie soll nun der thun, der nur einen einzigen Freund hat und haben mag, und auch den verliert? — Wär er tod mein Löhner (so hieß er) daun würd ich nicht klagen, trösten würd's mich, einen Freund im Himmel zu haben, aber igt da er lebt, nur für mich nicht lebt — für sich selbst nicht lebt, — denn wie kann der für sich selbst leben, der den unglücklich machte, der für ihn alles aufgeopfert hätte, — igt kann ich nichts als weinen!

O Löhner! Löhner! was hast Du aus mir gemacht! Schon oft kam mir der Gedanke, ich wolte Dein vergessen, — aber kann ich's?
Weißt

Weißt Du's auch der Gram kann tödten! Und wenn Du denn einmal mein Grab siehst, das hohe Gras auf meinem Hügel erblickst, und in der Abenddämmerung da gehst, wo ich modre, dann ein Schauer durch deine Seele bebt, und eine ungerufene Träne deine Wange nezt; wenn denn mein Geist, auf's neu belebt, durch unzerstörbare Freundschaft der Vollendeten, dann werd ich Dir verziehen haben, dann solst Du wieder ganz mein sein -- und dann auf ewig! Aber mit wem unterhalt ich mich? Mit dir will ich reden, und rede mit ihm? — — Und wos mit unterhalt ich Dich? Verzeihe! Jetzt eine ausführliche Erzählung meiner Geschichte, und Du wirst finden, daß meine Klagen gerecht waren.

Edhner ist der Sohn einer alten sehr rechtschafuen Wittwe.

Sein Vater war Prediger in einem Braunschweigischen Dorfe ohnweit Helmstedt. Er mußte eine vortrefliche Erziehung gehabt haben. — Wärst Du, als Du hier warst, nicht so sehr in Zerstreungen verwickelt gewesen, so wärdest Du ihn gekant haben, doch vielleicht ist er Dir dem Namen nach bekant gewesen.

Er war ein feuriger lebhafter Jüngling, der aber durch Vernunft und Religion dieß Feuer zu mäßigen, und so zu lenken wuste, daß er jedem, der ihn kante, die wahrste Hochachtung, und das Verlangen ihm nachzustreben einflößte.

Wie ich mit ihm bekannt wurde, wie's kam, daß ich ihm so ganz mein Herz hingab, weiß ich selbst nicht mehr! — das aber weiß ich, wenn man je von Menschen mit Wahrheit hat sagen können, sie wären ein Herz und eine Seele gewesen, so wären wir es gewesen. Uns selbst genug, voll zuvorkommender Anspöpfung, floßen unsere Tage dahin, und es war keiner, dessen Andenken uns hätte reuen, von dem wir hätten sagen können, — Er wäre verlohren für uns gewesen. — Auch bewohnten wir bald ein Zimmer. —

Bald nach unserer Bekantschaft bat er mich, einige Tage mit ihm in der Hütte seiner Mutter zuzubringen. Wie gern that ich's. Denn eine weise liebe Einsamkeit, wie erhöht sie den Geist, wie beruhiget, wie nährt sie ihn, — Der Weg dahin war nur fünf Stunden, wir machten die kleine Reise zu Fuß. O es war ein herrlicher Abend. Umduftet mit Wohlgerüchen, unter dem Abendgesang der Vögel gingen wir und freuten uns des Nacht-Liedes der Nachtigall. Endlich kamen wir zum Hüttchen. Gewiß ganz ein Wohnplatz der Ruhe und des Friedens! Zwei Stübchen und zwei Kammern, auf der Diele Camin und Feuerheerd zugleich, niedrig und eng, aber die ausgesuchteste Reinlichkeit und Ordnung. Wie herzlich war der Empfang der Mutter. Wir gingen in die Stube. An der Thür, die von da in die Kammer führt, waren viele kleine Zettel angeklebt. Auf jedem stand ein Segenswunsch, und der Tag ihrer

ihrer Abreise, und sie sind sehr zerstreut, einer von dem andern. Ich laß das, und empfand was die Mutter fühlen muß, wenn sie das so ansieht. Wie vielen Dank für die Fürsorgung' die da Wege fand, wo Menschen keine sahn; da Mittel gab, wo Menschen sie gerade zu abspachen, und wie lieb ihr die Kinder sein müssen, die sie sonst mit Thränen ansah', und nun mit Entzücken erblicken darf.

Noch war ich in diesen Gedanken vertieft, als die liebe Mutter kam, und uns mit einem ländlichen Abendmahl erquickte. Hier erzählte sie viel von ihren Kindern, und wie wunderbar Gott sie geführt — wie sie so viele Mutterfreuden genossen — Ja wohl dem, sagte sie, der Freude an seinen Kindern erlebt.

Wir müssen noch hinaus zum Garten, sprach ich dann zu Löhnern. Wir gingen. Er nahm seine Flöte mit, bließ und das Echo hallte wieder:

Du ruhst im süßen Schlummer,
 O du mein liebes Thal!
 Dir klagt den bangen Kummer
 Die sanfte Nachtigall.

Was weinst von dem Zweigen
 Du Vögelgen mir zu.
 Soll dir den Gatten zeigen,
 Du armes Tierchen! du!

Wie alles um mich siehet
 So schauervoll, und hehr —

Der Abendstern , wie gehet
Er feierlich daher!

Weht jedem , sanfte Winde,
Wie mir , Erquickung zu —
Das ieder mild empfinde
Des süßen Schlafes Ruh.

Sieh du heut keine Zäre
Die bang zum Busen quillt.
O Mond — mein Lieber ! lehre,
Wie alles Freude fällt.

So schleße , wie sich Rosen,
Sich ieder inre Gram —
Bis daß uns , den Zeitlosen
Der ewge Morgen kam! —

Und nun eilten wir zur Ruhe. — Die ersten Stralen der Morgenröthe fielen auf mein Bett. Ich an's Fenster , — o der Pracht Gottes, all mein Wesen und Sinn war Anbetung dem Vater der Morgenröthe, und meiner Seele. Ich mußte in's Freie, warf mich hin in's nasse Gras, und ich bin in keinem Tempel jemals mit so vieler Andacht gewesen, als hier.

Gedrängte Empfindung macht Dichter. — Vielleicht bin ich damals wirklich einer gewesen. — Aber die in ein Kleid gehülte Empfindung verliert — Herstellen muß ich sie dir doch

In der Schöpfung die der Tau bespielet,
 Dünk ich mich im Tempel Gottes sein,
 Alles, alles, was die frohe Seele fühlet,
 Lieber Vater, Dir will ich es weihn!

Sieh! hier lieg ich, staune an, und lalle
 Dank, der Menschheit Zunge nennt es
 Dank,
 Aber mehr fühlt meine Seele, falle
 Dann, o Träne! sei mein Lobgesang!

Lobgesang wie euer, Frühlingslänger,
 Die der liebe Schöpfer euch gelehrt.
 Jauchz' Natur, du Nachtigall schlag länger,
 Meine Träne jauchz', daß Gott uns hört.

Denn er wohnt in des Baumes Blüte,
 Denn er wohnt in jedem Grases Halm.
 Jedes Würmchen predigt seine Güte,
 Jedes Flieggesumse ist ihm Psalm.

Blick ich auf zur blauen Berges Decke,
 Strömt ein heil'ger Schau'r durch mein
 Gebein.

Gott Dich seh ich, — groß und mächtig! wecke
 Jede Nerve auf, mich Dein zu freun!

Dieser Tag ist mir ein Tag der Sonne,
 Denn Dich sah am frühen Morgen ich.
 Bis Dein Mond verdrängt die goldne
 Sonne,
 Und der Schlaf mich tödtet, preis ich Dich.
 Alle

Alle die Tage, welche ich in dieser lieben Hütte verlebt habe, sind mir Tage der Freude und der stillen Zufriedenheit gewesen. — Bald riefen uns aber unsere Geschäfte in die Stadt zurück.

Als wir auf unserm Rückwege durch ein Dorf kamen, so in der Abenddämmerung, hörten wir eine männliche Stimme weinen.

Wo ist der Mensch der kalt bleiben kann, wenn er die weinende Stimme seines Bruders hört? Eben ging der Mond auf, und die Worte aus dem Liede des menschlichen Mannes

Armer Mann sei uns willkommen,
 Ruf uns nur, wir wollen kommen,
 Wollens gerne thun.

Durchfahren wie ein auflickender Sonnensstrahl meine Seele! Gott segne den Mann, der sie so ganz aus der Fülle eines empfindungsvollen Herzens hinschrieb!

Wollen hin, lieber Lbhner, es weint ein Mensch, und ruft uns.

Wir gingen.

Ein Junge von achtzehn bis zwanzig Jahren, gehüllt in einem leinen Kittel, einen kleinen Bündel und einen Stab in seiner Hand, vielleicht sein ganzer Reichthum, stand da und heulte.

Um ihn her Männer und Weiber, die ihn anguckten und nichts sagten. —

Was fehlt dir, fragte ich. —

Und kaum kont er's vor Sch!uchzen hervor bringen, er habe keinen Paß, sei heut schon
 acht

acht Meilen gewandert, und nun dürfe und wolte ihm keiner annehmen. Er sei unvermögend weiter zu reifen, und könne doch nicht unter freiem Himmel schlafen?

Warum wolt ihr ihn nicht beherbergen, fragte ich einen Bauern mit dessen graues Haar die Winde spielten.

Gott lieber Herr, wir wollen es gerne thun, aber wir haben Befehl bei fünf Taler Strafe, oder bei 50 Prügel keinen zu herbergen, der ohne Paß ist.

Geht das den Gastwirth auch an, fragt' ich —
O ja verzeht' er! —

Warum hast du denn keinen Paß, und wo komst du her?

Er erzählte uns hierauf, er habe bei einem Bauern gedient, dessen Pferde er einst gehütet, und aus Unachtsamkeit es einst übersehen, daß eins derselben des Nachbarn Getraide niedergetreten, man habe das Pferd gepfändet und er habe auf dem nächsten Gerichtstag 25 Prügel haben sollen. Dies und der Drang der Leibeigenschaft hätten ihn verleitet, iht wolle er nach Nordhausen wo er einen Bruder habe —

Wir ging es durch die Seele, theils daß ein Mensch den andern als seinen Eclaven betrachtet, und sich zum Herrn aller seiner Empfindungen aufwirft; theils, daß so eine Kleinigkeit einen Jüngling unthet und flüchtig machen mußte.

Theils das Gesetz! O wenn ihr adle Männer! die ihr so warm von Gastfreundschaft redet

detet, das kennen solltet, würdet ihr euch nicht unserer schämen? und — Ihr waret Heiden, wir sind Christen, und lassen uns erst von der Obrigkeit Erlaubniß geben, barmherzig zu sein, gerade als wenn das Gesetz des Herzens nicht wäre! — Ich sah das, und war meiner nicht mächtig — da! sagt ich, zum Pilgrim, und gab ihm alles, was ich bey mir hatte. — Geh mit in's Wirthshaus, sprach Löhner zu dem Jungen, er soll dich schon herbergen. Hier will ich dein Paß sein. — Wir kamen hinein, die ganze Stube war voller Tumult: In der Mitte stund ein Mann, den ich dem Ansehen nach kenne, blaß und zitternd. Rings um ihn her Bauren, und der Wirth der im heftigsten Zorn redete. „Ist das erlaubt, sagte er, Bierzehn Tage hier zu liegen, und zu leben als ein Graf, und denn heimlich durchgehen zu wollen. — Das habe ich nicht gewollt, sagte der Mensch — „Nicht? warum hat er denn seine paar Lumpen im Busen, und in den Taschen versteckt? — Aber kurz von der Sache, bezahl er, so kann er gehn! — „Das kann ich nicht! „Ihr wißt, daß ich alle Posttage mein Geld erwarte. Deswegen habe ich ihn auch aufgenommen, sagte der Wirth etwas gelinder, weil ich seinem ehrlichen Gesichte traute, und er sagte, daß er vornehmer Eltern Kind sei. — Ruhig, fiel endlich Löhner ein! diesen Menschen link sollst du herbergen, ich bezahle für ihn. Er hat keinen Paß, — aber ich stehe für ihn, — der Wirth wollte antworten, aber Löhner versetzte mit

ernst

ernsthaftem Gesichte, Raisonnir nicht! — Weil sie's sind, schloß endlich der Wirth! — Weil's ein armer Junge ist, soll' er's thun, sagte ich — Ja, erwiederte der Wirth, wenn die fünf Thaler Strafe, so auf den Bäumen wuchsen. Jetzt wandte sich Löhner zu dem Mann, der seine Thränen nicht zurückhalten konnte. Ein Wort, mein Herr! — Er winkte ihm, und der junge Mann folgte ihm zur Laube. Ich mußte mit, denn ich ahndete eine adle That, und sehe sie so gerne, und trage noch lieber etwas dazu bei. — Wie kommen sie in dieser Verlegenheit, fragte ihn Löhner, als wir in der Laube waren. — Kann ich's vor Scham und Reue, vor Verzweiflung Ihnen sagen! Antwortete er — Kennen sie mich nicht? als einer der Hauptanführer jener Unbesonnenheit, darf ich nicht wieder in Helmstädt kommen. Ich wußte, daß ich in vierzehn Tagen Geld bekommen mußte, und wollte es hier erwarten. Ich bath meinen Vater, mein Geld diesmal nicht an mich, sondern an einen Freund zu adressiren. Er hats aber nicht gethan, mein Geld ist angekommen und in meiner Gläubiger Hände geliefert. Meine Gläubiger haben Arrest darauf gelegt, und heute hat man mir den Brief meines Vaters und fünf Thaler geschickt; mir sagen lassen, ich sollte sehn, wie ich damit fortkäme. Da dies aber nicht zureicht hier meine Zerungskosten zu bezahlen, ich auch den Entschluß fassen mußte, in die Welt ohne Absicht und Zwel zu gehen, so wollte ich diese Kleinigkeit gern behal-

halten, und heimlich davon wandern. — Aber der Wirth, dem ich schon verdächtig sein mogte, ließ mir nachhören, ich wurde ertappt, und sie kamen darüber zu. Jetzt will ich Ihm geben, was ich habe, all' was ich besitze ihm lassen, und Morgen wenn der Tag anbricht, meinem selbst mir zubereiteten Schicksale entgegen gehn. Ich muß Soldat werden. Daß müssen sie nicht, rief ich, da haben sie meine Uhr, versetzen sie die beim Wirth, bis ich sie einlöse. Ja, sagte Löhner, bleiben sie hier, ich will mich beim Wirth für sie verbürgen, — und setzen sie Morgen eine Bittschrift an die Obrigkeit auf, bezeugen sie ihre Reue darinn, bitten sie um die Wiederaufnahme. Diese Schrift will ich übergeben, bei all den Herrn mich für sie intressiren, und ich hoffe, sie werden wieder aufgenommen. Er wollte danken, wollte die Uhr lange nicht annehmen, endlich that er's, und versicherte aufs heiligste, so bald er könne, alles wieder zu ersetzen. Der Wirth wurde gerufen, — alles ward richtig, und der junge Mann saß da stum, und daun und wann war seine Wange naß! —

Löhner hielt redlich sein Wort, und der junge Mensch wurde sich selbst, seinen Eltern, — der menschlichen Gesellschaft wieder gegeben.

Mehrere große Thaten der Art hab ich von ihm gesehen, und jede derselben hat ihn vester an mein Herz gezogen.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Verfolg des ein und zwanzigsten
Abends.

So lebten wir mit einander bis ins vierte
Jahr.

Seine Freundschaft hatte mir einen Eckel
vor allen andern Freuden, wodurch die mehr-
sten jungen Leute auf Akademien ihre Kräfte un-
tergraben, und sich unglücklich machen, ein-
gefißt. Unser beider Wunsch war, mit einan-
der unser Leben hinzubringen.

Oft schon träumten wir uns, wie süß es
sein müsse für den, der zuerst befördert würde,
den andern über alle Bedürfnisse hinaus zu
setzen, und endlich auch sein Glück zu be-
wirken.

Und nun kam ich zu der Periode unserer
Trennung; zu der unglücklichen Periode, da
Am 19 Februar 1783. £ ich

ich den sonst so Aedlen so niedrig handeln, so ganz sich von mir loß reißen sah.

Es war die Stelle eines Secretairs bei der Fürstl. — in Braunschweig offen.

So bald wir's erfuhren, war mein erstes, ihn zu fragen, ob er, dem es nicht fehlen könne, unterstützt durch so viele Empfehlungen von hier aus, sich nicht Mühe um diese Stelle geben wolle. Nein, antwortete er mir, meine Hoffnung geht auf ein akademisches Lehramt, wozu ich schon lange die größte Neigung hatte. — Wohl, mein Lieber! fragte ich, woltest du mich denn wohl unterstützen? — Eine Umarmung, ein zärtlicher Bruderkuß, die willigsten heiligsten Versicherungen waren die Antwort.

Ganz mich auf die Redlichkeit des Mannes verlassend, gab ich mir nun alle Mühe. Ich wurde den Ministern empfohlen, und ich erhielt die besten Hoffnungen.

Wie gern theilt ich das alles mit meinem Löhner! und wie freudig schien er zu sein, mich nahe am Ziel meiner Hoffnungen zu erblicken.

Als ich eines Tages zu Hause kam, und nach ihn fragte, hieß es, ob ich's denn nicht wüßte, Herr Löhner sei nach Braunschweig gereiset.

Du guter Junge! dacht ich, gewiß meinetwegen, und darum so still, so heimlich. Ich soll die Freude deiner Wiederkehr dadurch doppelt genießen, daß du mir die Gewißheit meiner Versorgung mitbringst.

Aber wie irrte ich. Am zweiten Posttag erhielt ich von ihm einen Brief. Hier ist er:

Lieber Herr Bruder!

Womit meine Freundschaft es verdienet, daß Du mich auf Kosten meines Glücks, so bei dem Minister verläumdete, weiß ich nicht, auch überlaß ich Deinem eigenen Herzen diese Entscheidung. — Gottlob! daß ich zu weit darüber erhaben war, als daß es mir Schaden bringen konnte. — Die Stelle ist mein, Deines ehemaligen Freundes

Löhner.

Ich konnte mich nicht finden in dem allen. Ich schrieb Ihm einen langen Brief, vertheidigte mich — und erhielt keine Antwort.

Endlich dachte ich, ich wolte selbst zu Ihm reisen, und thats. — Aber ich sprach ihn nicht, er ließ sich verleugnen.

Brennend für Begierde mich zu rechtfertigen, eilte ich zum Minister! Er kam, der liebe freundliche Mann. Nur eine Frage Erw. Excellenz, erlauben Sie mir!

„Und welche?“

Hab ich ie den Secretair Löhner bei meiner Bewerbung um diese Stelle bei Ihnen verläumdete?

„Nie! — aber er Sie — fast war's gewiß, daß Ihnen diese Stelle zu Theil werden sollte, aber er sagte:

Verzeihe, daß ich das nicht wiederhole. Ich konnte mich nicht vertheidigen. — Und Gott verzeih mir die Unbesonnenheit die ich nun begina. Ich zog Ldhners Brief aus meiner Brieftasche. —

Sein Ew. Excellenz, sprach ich mit vieler Wärme, Richter zwischen mir und ihm.

Das will ich, sprach er. — Und so schieden wir.

Der Minister muß ihn beschämt haben, denn izt haßt mich Ldhner. — Der vortrefliche Mann, der Richter zwischen mir und ihm sein wolte, ist gestorben, und seit der Zeit find mir alle Wege zum Glück verspart.

Ldhner schmeichelt izt und — —

Ende des Fragments.

So weit, liebe Kinder, kann ich Euch diesen Briefwechsel nur mittheilen.

Jetzt hört aufmerksam zu, welche Bemerkungen ich Euch über denselben mittheilen werde.

Ich versprach Euch in einem dieser Blätter, als ich so heiläufig von Freundschaft redete, eine ganze Erzählung. Ich hätte nichts besseres zu diesem Zweck finden können, als eben diese Fragmente eines Briefwechsels.

Nicht wahr, zuerst waren beide Jünglinge die besten Freunde, nur zu dem Zeitpunkt, als
Eigens

Eigennutz sich unter ihnen mischte, trennte sich einer von dem andern. Lernet hier das schändliche Ungeheur den Zerstörer der Ruhe, den Trenner der liebevollsten besten Verbindungen kennen.

So wie Freundschaft überhaupt Aufopferung verlangt, so muß der Eigennutz das erste sein, wo sie sich zeigt. Das Glück des Freundes muß unser Glück, seine Leiden müssen unsre Leiden sein.

Vorzüglich aber meine Kinder, lernet auch aus diesen abgebrochenen Stücken des Briefwechsels, daß nichts schändlicher sei, als *krumme Wege* gehn.

Ich nenne das *krumme Wege*, wenn einer List, Heintücke, Täuschung des Freundes gebraucht, um zu seinem Zweck zu kommen; wenn er verletzt die Ehrlichkeit und Offenherzigkeit; das that Löhner in Rücksicht seines Freundes, handelt ihr nie so! —

Endlich muß ich auch noch einige Worte von dem ersten Briefe des Adolphs hinzufügen. Der junge Mensch mag wohl ganz aus der Fülle seines Herzens geschrieben, und uns dasselbe ohne Verstellung dargelegt haben, und das ist recht gut von ihm.

Nun wünsche ich nur, daß er, oder ieder andre Jüngling, der in seine Lage kommen könnte, einen treuen redlichen Freund fände, der ihn zu recht wiese, der würde nun ohngefähr folgendes zu ihm sagen:

Höre lieber Freund! die neu angenommenen Grundsätze, die du uns beschrieben, sind recht schön. — Es ist recht gut, daß du die ehemaligen Uebertretungen derselben bereust, es ist zu loben, daß du ein Mißtrauen in dich selbst sezest. — Aber deine Gründe zu diesem Mißtrauen sind, wenn du sie im rechten Lichte betrachtest sehr schwach, sind deiner ganz unwerth.

Du sprichst von Leuten die dich verachten werden, — und diese Leute verdienen selbst deine Verachtung. Du meinst, du würdest deine Grundsätze oft ungeäußert lassen müssen, thu das ja nicht ein einziges mal, sonst würdest du einen größern Schritt zurück thun, als du vorwärts gemacht hast. — Und dann suche stets den Beifall Gottes und deines Gewissens, — und kümre dich nicht um die, welche dich verkennen.

Vergiß nie das Gebet. So wirst du obliegen, so wird dein Herz vest, so wird dein Leben frölig und ruhig werden. *

Ende des ein und zwanzigsten Abends.

Zwei

* Die Veranlassung dieses Briefwechsels sehe man Seite 170.

Zwei und zwanzigster Abend.

Beschluß der Erzählung vom Winterfeldt.

Winterfeldt, der sich nun ganz die Liebe und das Vertrauen seines Fürsten erworben hatte, stieg von einem ehrvollen Posten zum andern, und blieb immer der gute bescheidens gemeinnützige Winterfeldt.

Zu seinem Glücke fehlte ihm nichts, als häusliche Glückseligkeit, eine Gattin mit der er theilen konnte seine Freuden, eine Gattin, die ihm den Genuß derselben noch erhöhte.

In S — wohnte ein Oberamtmann. Er war ein braver deutscher Mann, seine Gattin war todt, und seine Tochter Amalie stand dem Hausstand vor. Amalie war ein vortrefliches Mädchen. Sie liebte Flur und Garten, Waldgel und Blumen ungemein, und ihr leichter fröhlicher Sinn, ihr Gesang und Spiel, waren oft die Erholung des Vaters, wenn er des Tages Last und Hitze getragen hatte.

Dies war das Mädchen, welches bald die Gattin des Winterfeldts wurde. — Aber wie groß war die Veränderung, welche bald mit ihr vorging? Das Gepränge in der Hauptstadt, das Rauschen da in den Vergnügungen der Hofleute, das Glänzende der Gesellschaften,

machten, daß sie bald Flur und Garten, Vögel und Blumen vergaß. — Weil sie schön, weil ihre Bekantschaft neu war, so drängten sich viele um sie, und sie fiel nach und nach auf den tödlichen Bahn, recht etwas vorzustellen, sie glaubte, sie sei besser als alle andre; mit einem Wort, sie wurde stolz. Dies ist ungar eine schlimme Krankheit für die Leute, welche damit befallen werden. Sie machen sich lächerlich, — aber der Klügere hat Mitleiden mit ihnen.

Als Amalie so war, hatten auch Winterfeldts häusliche Freuden ein Ende. Er versuchte es mit Güte sie zu heilen; aber das half nichts, denn stolze Leute, sagt man, sollen das immer als einen Zoll ansehen, der ihrer (eingebildeten) Würde, ihren Vorzügen gebracht wird.

Jetzt scheuten sich die Freunde des Winterfeldts sein Haus zu besuchen, denn man flieht den Stolzen, wo man nur kan; Amalie wurde auch nicht mehr zu ihren freundschaftlichen Zusammenkünften eingeladen, und sie hatte also oft die Betrübniß, alleine, von Niemand bewundert ihre Lage hinzubringen. Auch Winterfeldt wurde kälter gegen sie. — Dies hätte sie denn auf andere Gedanken bringen sollen, aber nein! — Sie meinte man würde sie wohl wieder suchen — und sie irte sich.

Winterfeldt, der seine Gemahlin doch noch liebte, und ihre Rückkehr so sehnlichst wünschte,

te,

te, schritt endlich zu dem letzten Mittel von dem er die beste Wirkung hofte.

Amalie stand eben am Fenster, und wunderte sich, warum die Bediente so geschäftig waren, den Reisewagen, der vor der Thür hielt zu bepacken, als ihr Mann, ganz reisefertig herein trat, und mit einem ziemlich kalten Gesicht sie anredete:

Madam: ich verlaße Sie — ich weiß selbst nicht wie lange. Die Ursache wissen Sie vielleicht — Der Zweck meiner Reise ist Ihnen unbekant, Gott gebe, daß Sie ihn bald kennen lernen.

Hier fuhr er fort, haben Sie den Schlüssel zu meiner Chatulle, Sie werden in derselben so viel finden, als Sie gebrauchen. Leben Sie recht wohl.

Bei diesen Worten verließ er das Zimmer.

Amalie ihm nach. Aber ohne auf Sie zu merken, eilte er in den Reisewagen, und schnell war er ihr aus dem Gesichte.

Bläß und erschrocken kam Amalie in ihr Zimmer.

Ihr Gewissen sagte ihr die Ursach von Winterfeldts Reise, und Sie ahndete den Zweck derselben.

Wie betrübt Sie war, wie sehr es Sie schmerzte die Liebe und Achtung Ihres so vor-
trefflichen Mannes, durch ihr einfältiges Betragen verlohren zu haben, könt ihr leicht denken.

Ihr erster Weg war nun zu der Chatulle ihres Mannes, wo sie vielleicht mehr Aufklä-
rung

nung über die schleunige Abreise ihres Mannes zu finden hoffte, und diesemahl irrte sie nicht. So bald sie dieselbe gedfnet hatte, fand sie einen Brief von ihm. Hier ist er:

Wer seine Freuden, eben an der Quelle, wo er sie am volksten und liebsten schdypfen mdgte, verlohren hat — verläßt den Ort, wo er nun nicht mehr glücklich sein kann.

Dies, meine Liebe! ist ia, wenn Du aufrichtig urtheilen willst, mein Fall, — und deswegen geh ich vorerst zu meinem Freund St-Fehlen soll Dir's an nichts-, aber wieder sehn wirst Du mich nicht eher, bis ich meine liebe Amalie wieder gut, liebeich, kurz bis ich meine Amalte wieder finde, — und sollt es auch nie sein!

W.

So sehr hatten Stolz und Hoffsin noch nicht die Gemahlin des Winterfeldts verdorben, daß dieser Brief nicht die stärkste Rührung in ihrem Herzen hervor gebracht haben sollte. Sie fühlte, wie sehr sie all die Vorwürfe verdiente, sie empfand es, wie unrecht sie gehandelt, dem lieben Manne sein Alles, seine häuslichen Freuden zu verderben. In diesen Augenblicken brachte man ihr Kind, einen Säugling. In seinem Lächeln glaubte sie Vorwürfe, in seinem Geschrei Klagen zu hören. Auch trug sie es nicht länger. Sie machte sich auf ihren Mann aufzufinden, sie fand ihn auf dem Landgute seines Freundes.

Ihr

Ihr erstes geheimes Gespräch war ungemein rührend. Ganz Ergießung des Herzens von beiden Seiten, dann Verzeihung, und neue heilige Beschwörung des Bandes der Liebe und Freundschaft.

Nun lebte Winterfeldt viele glückliche Jahre, er war mit seiner Gattin ein Herz und eine Seele. Seine aufblühenden Kinder, die wie Rosen friedlich an einem Stocke glühten, machten ihm viel Freude.

So starb er endlich, beweint von vielen Aedlen; er starb als ein redendes Beispiel, daß Vertrauen auf Gott, und die Erwerbung nützlicher Fähigkeiten uns glücklich machen. Und wer von Euch, meine lieben kleinen Leser, glücklich sein will, der gehe hin, und thue dergleichen.

Ende des zwei und zwanzigsten Abends.

Drei und zwanzigster Abend.

Ich kann doch nicht umhin, liebste Kinder, da ich Euch so herzlich lieb habe, Euch auch vor einigen der größten Feinde des menschlichen Geschlechts zu warnen, zu warnen vor Aberglauben und Vorurtheil, und das will ich thun, indem ich Euch heute

Von dem Opfer zu Pegu

erzähle. Ober die Frage:

Gehn Vorurtheile und Aberglaube so weit?

beantworte.

Zur Abwechslung sollen die handelnden Personen einmal selbst mit Euch sprechen:

Pegu liegt, wie Ihr wißt, in Ostindien, und macht auf der Halbinsel, ienseit des fließes Ganges, unter den vielen Königreichen auch eins aus.

Als wir dies Königreich in unsern geographischen Stunden betrachteten, so sagte uns unser Buch, daß die Leute zu Pegu alle Jahr ihren Götzen auch ein Mädchen schlachteten.

Wir weigerten uns, diesen abscheulichen Brauch zu glauben.

Indeß soll uns doch diese — Gott gebe Fabel! die große Gewalt des Aberglaubens kennen lehren. Wir können sie nicht früh genug lernen, um uns dawider zu schützen.

Die Personen, die nun reden sollen, sind erstlich Nadir ein Kaufmann, den sein Schicksal nöthigte aus Aegypten, wo er geboren war, nach Pegu zu fliehn.

Helena soll seine Tochter heißen.

Sestos ist ein iunger reicher Mann aus Pegu gebürtig.

Tanquin heißt Sestos Mutter. Denn werden auch Oberpriester und Priester vorkommen.

Also

Also ist zur Sache.

Nadir und Sestos treten herein.

Nadir.

Bist du da, lieber Jüngling — Kom näher! — Kom in meine Arme.

Sestos.

Ihr habt befohlen, daß ich kommen soll, — und ich gehorcht' Euch gerne, denn noch nie hab ich Euch verlassen, ohne daß mein Verstand und Herz gewonnen hätten.

Nadir.

Schmeichle nicht, Knabe! — Überglaub mir's, daß ich dich liebe, — daß ich dir traue, wie meiner Seele. — Und einen Beweis davon geb dir diese traurige Unterredung, — die keiner als das ewige Wesen wissen darf, — die mich, wenn du sie einem andern ohne mein Wissen entdecken könntest, — die mich bis in den Tod betrüben, die mein Herz zerfleischen, — die ich dann ewig verfluchen würde. —

Sestos seine Hand ergreifend.

Ihr scheint mir so heftig, so sah ich euch noch nie. —

Nadir.

Hast Recht! — Aber wisse erst, was Vater heißt, trinke erst aus dem Kelch, in dem die Freuden und Leiden dieses Namens unzertrennlicher vermisch't sind, — wie Gutes und Böses in Allem, fühle erst das sanfte Wallen des Vaterherzens beim Anblick — eines Geschöpf's

schöpft das uns das Leben dankt, und die Freuden des Lebens von uns fordert, — fühle erst das schreckliche Pochen dieses armen Herzens, wenn — Noth — Wahn! tiefes, tiefes Verderben der Mitmenschen den schauerlichen Wunsch uns abdringt — wärst du nie Vater gewesen, uns nöthig — jedes kleine Blümchen zu zerknicken, welches der Liebline mit schuldlosem Lächeln pflücken würde, — fühle das erst, Oester! und — rede dann in einer Lage, wie die meine. ruhig. —

O! bei dem Unsterblichen, du kannst, du vermagst es nicht.

Oester.

Bei dem Unsterblichen! ich versteh euch nicht — Ihr schildert das Unglück eines Vaters. — Gleichwohl waret ihr nie Vater, — so viel ich weiß. —

Madir.

Ich war's nie! Ach daß du Recht hättest — Doch nein! Dank, ewigen Dank, dem Vater aller! daß du nicht Recht hast! Größer, war doch meine Vaterwonne, als mein Jammer. —

O Oester! man vergißt leicht das genossene Gute. War's nicht Wonne die Knospe ansetzen, wachsen, reifen zu sehn? — War's nicht unaussprechliche Empfindung, den Namen Vater zum erstenmal lallen zu hören, war's nicht Entzücken von den kleinen Armen sich umschlungen, von den Küßen der Natur und Dankbarkeit

Zeit sich bedeckt fühlen. War's nicht Seligkeit,
 der keine gleicht den Sämen der Jugend den
 ich ausstreute — hundertfältig belohnt er-
 blicken.

Sestor.

Redet! ich bitt Euch, meine Begierde ist
 außs höchste. —

Nadir.

Wohl! du hast Recht. Setze dich zu mir.
 — Höre mir zu. — Laß keine meiner Wor-
 te deinem Gedächtniß entwischen — auch nicht
 den Kleinsten der kleinen Umstände. Wäge
 alles in deiner Seele, und das Leichteste wird
 dir schwer werden. — Denn ein unglückli-
 cher Vater redet.

Weißt du die Geschichte meiner Jugend?

Sestor.

Wenig. — Ihr seid aus Aegypten. —
 Schicksale nöthigten Euch nach Pegu zu ziehen.
 Hier gab Euch die Gottheit das wieder, was
 sie Euch dort entzog. — Ehre, Glück, Reich-
 thümer. — Ihr waret des Herzens und der
 Hand einer der adelsten Pegunianerinnen wür-
 dig, und Ihr fandet es — und seit der Zeit
 war, sagtet ihr selbst, Pegu eur Waterland.

Nadir.

Recht! du weißt, was alle wissen, und wü-
 stest genug.

Sestos.

Wenn ich —

Nadir.

Nadir.

Wenn du das muthmaßetest, was du kannst, wenn du dich erinnerst, was ich Dir schon sagte.

Sestos.

So seyð Ihr Vater. —

Nadir.

Ich bins! (Pause.) Sieh mir in's Gesicht Jüngling. Sieh nur die Tränen — — Es sind auch Freudentränen drunter. —

Sestos.

Lieber, bester Nadir. —

Nadir.

Sahst du ie, in Süden Gewitterwolken sich türmen, wenn in Norden noch lieblicher Sonnenschein blinkte — Wie lange dauerte der Sonnenschein!

Sestos.

Oft kam er gleich wieder — wenn die Wolken sich zerteilen mußten.

Nadir.

Gut — aber wenn sie sich nicht theilten, — o dann wurd es Nacht! — Wehe dann dem Wandrer. —

Sestos.

Eure Einbildungskraft ist geschäftig — Was ist Euch denn?

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Fortsetzung des drei und zwanzigsten
Abends.

Nadir.

Siehe — das Gemitter hängt da — schwach
blinkt noch Hoffnung in meiner Seele.
Aber der Blitz wird mich tödten — wenn auch
diese Stralen verlöschen. —

Scstos.

Was kann Eure männliche Seele so ers
schüttern?

Nadir.

Voll ist meine Seele. Ich glaubte Du wüß-
test schon alles, oder errietest das Uebrige —
Ich will reden — Ordnung suche nicht, suche
mich zu verstehen, und wenn du mich nicht ret-
ten kannst, so weine mit mir.

Sage mir, mein Lieber! freuen sich hier in P. gu auch die Väter und Mütter, wenn ihnen Töchter geboren werden?

Sestos.

Gewiß! — warum sollten sie nicht? —

Nadir.

Warum sie es nicht sollten, darf ich Fremdling dir das sagen — Verlangt nicht eine eurer Gottheiten iärllich eine eurer Jungfrauen zum Opfer. — Sind die nicht Töchter — und wie können denn eure Väter und Mütter sich über die Geburt einer Tochter freuen, von der sie fürchten müssen, daß sie — als Opfer einst bluten wird?

Sestos.

Verzeihet mir, Nadir, daß ich mit Euch darüber nicht streite. — Aber wenn ihr bedenkt, daß man uns von Jugend auf lehrt, — ein Gott fodert's, und schon Jahrhunderte war so ein Opfer ihm ein schuldiger Tribut, wenn ihr endlich dabey bedenkt, daß — dies Sühnopfer alle Jugendsünden einer zahllosen Jugend tilgt, — und welche Kränze dort des geschlachteten Mädchens harren — so werdet ihr leicht begreifen können, daß Mütter und Väter, und Töchter, nach der Ehre geizen, die mit unsterblichem Nachruhm hier — und höhern Lohn dort begleitet ist.

Nadir.

Das Letzte mag sein, — denn Unschuld lohnen ist Gottes vorzügliches Werk, — aber das andere — doch Erfahrung bewährt einen
Teil

Teil von dem was du sagtest, denn sie bestätigt immer die Macht der Erziehung und der Vorurtheile. — Du sprachst auch vom Nachruhm, — von dem Schatten, und nantest ihn ewig?

Sage mir doch Sestos, wie hieß das Mädchen, welches man vor 20 Jar zum Opfer erkor? Mit welchem Muth ging sie hin, welches war die letzte äble That ihres Lebens.

Sestos.

In der That, ich weiß es nicht. —

Nadir.

Da — dem Nachruhm, wie wenn ich statt 20 — vor 100 Jahren gefragt hätte. — Und so Freund stehts mit deinen andern Gründen auch, wenn du den Vorhang, den Priestertrug und Vorurtheile gewebt haben, hinweg ziehen willst.

Sestos.

Ich bitt Euch hört auf, — Kann ich es ändern? Mögen die's doch thun, die den Vorhang, wenn einer da ist, webten.

Nadir.

Gut — da Du so denkst, wird schon der Strahl der Hoffnung größer in meiner Seele.

Sestos.

Ich bitt' Euch Teurster, komt näher zum Zweck!

Nadir.

Ja! — so wißt es denn, ich habe eine Tochter. Ihre Mutter, — diese ungerufenen Träne sag Dir, wie werth mir ihr Andenken

ist, aber das kann sie Dir nicht sagen, wie so ganz sie das Glück meines Lebens gemacht hat, wie sie mich mein Vaterland vergessen lehrte, wie ich in ihr Wiederersehung all der Leiden, die mir auf meiner Laufbahn begegneten, fand — ihre Mutter starb bei der Geburt meiner Helena. Von iehet haben mich eure Priester gehaßt, eure Priester deren Ansehen und Macht, wie das Ansehen und die Macht eurer Götter euch dünckt — weil sie's nicht dulden konten, daß ich dann und wann kühn genug war, dem einen oder dem andern eurer Landsleute, den betrügerischen Schleier wegzureißen, mit dem sie ihre schwarzen Thaten frömmelnd umziehen — durch den mancher Uedle zwar durchblickt, aber nicht den Muth hat, ihn wegzuziehn wie ich, der ich eine bessere Religion, eine dem Einzigen, und seinen besten Geschöpfen angemessnere Gottesverehrung kenne.

Sestos.

Warum thatet ihr das auch?

Nadir.

Warum? mein lieber iunger Freund! entsage Du auch nur deinen Vorurteilen, gewöhne Dich nur nach dem Siege über sie die nahe Gottheit zu fühlen, dann wirst Du's so gleich empfinden, wie uns alle ein Bruderverband knüpft, und schmerzen wird's Dich, dies von denen zerrissen zu sehn, die 's noch enger ziehn solten, — und sicher nicht mehr fragen: Warum?

Sestos.

Sestos.

Mag wol alles wahr sein. — Aber Madir! ließt Ihr mich denn bewegen rufen, damit ich ein Zeuge sei, daß ihr manches als Vorurtheil anseht, und wider dies Vorurtheil aufgebracht seid? Ihr habt mir schon zu viel gesagt, als daß ich das glauben könnte, und zu wenig, als daß ich ißt Euch verlassen möchte. Ihr hattet eine Tochter — Eure Gattin starb bei der Geburt derselben.

Madir.

Ich habe noch diese Tochter. — Gottlob ich habe sie noch. — Bis in ihr viertes Jahr behielt ich sie bei mir.

Das höchste Glück der Vaterfreuden schenkte sie mir schon damals. Du weißt es nicht Jüngling, wie werth uns die Kinder werden, durch die vielen Sorgen die sie uns in den ersten Jahren ihres Lebens, durch die vielen Beschwerden die sie uns machen müssen, weil sie sich selbst nicht helfen können. Du weißt es nicht, wie ihr unvernemliches Tollen, das sich von Tag zu Tage mehr zur Sprache bildet, ihre unschuldigen Liebkosungen in unserm Herzen so lieb machen.

Das Verhältniß bleibt gleich. Das Erste verpflichtet unsere Kinder zur größten Liebe und Dankbarkeit. Das Andere uns zur Liebe, zum Verzeihen, zu Allem, was wir für unsere Kinder thun!

Sestos.

Sestos (ungeduldig)

Wahr! sehr wahr!

Nadir.

Ich bitte Dich Sestos, verzeihe dem Aelter, wenn es gerade da mehr spricht, wo es weniger sagen sollte.

Nun siehe! meine Tochter dünkte mich schön, der Haß eurer Priester schreckte mich, ich schickte sie also in mein Vaterland, nach Aegypten zu meinem Bruder, er sollte sie erziehen, sollte sehn, ob nicht irgend ein äbler Jüngling meines Landes einmal würdig sein sollte, mit ihr die Reise durch's Pilgerleben anzutreten, zu vollenden; damit ich sicher sei, sie nicht als unmenschliches Opfer einem Szein geschlachtet zu sehn.

Sestos (etwas unwillig)

Nadir — lieber bester Nadir! wozu das?

Nadir.

Das Erste ist mir geglückt. Mein Bruder hat Vaterstelle vertreten bei ihr.

So schwer es sein mag, einer weiblichen Seele, die an ihren Verwandtinnen (andere an ihren Müttern und ältern Schwestern) bemerken, wie junge Gecke sich zu ihnen drängen, Händchen küssen, mit übertriebenen Lobpreisungen und Lobeserhebungen, bald ihre Schöne — die doch dahin welkt, wie Märzschnee, — bald ihren Witz, der nicht selten nur übertriebener Romanen Witz ist, — bald dies
bald

halb ienes, lobpreisen, — so schwehr es sein mag, einem Mädchen, welches in der That Schönheit und Verstand besitzt, Demuth, Dulden, wahres natürliches Gefühl einzuprägen, so ist's dennoch meinem Bruder geglückt. Meine Tochter, izt spricht nicht der Vater, — bloß der unpartheiische Beurtheiler, hat er das alles gelehrt.

Nicht iene Büsche, die izt dort bei den Aegyptiern so hoch auf den Köpfen der Weiber und Mädchen empor ragen, — eine simple Rose, in's ungeschmückte Haar, ist ihr Schmuck gewesen. So ihr ganzes Wesen, innen und außen, Abdruck der ungekünstelten lantern Natur, — ohne Sonderlingsucht, ohne Affectation. — Jezt und ewig danken, und werden Tochter und Vater dem guten Erzieher danken.

Aber lieber Sestos, vor einem halben Jahr starb dieser gute Bruder.

Wie sehr er meine Helena liebte, zeigt sein letzter Wille. Sie ist seine einzige Erbin geworden.

Doch eben diese Erbschaft zog ihr in Aegypten, bei den weitläufigen Auverwandten meines Bruders so viele Feinde zu, daß ich ihren bringenden Bitten nicht länger widerstehn konnte, ich mußte sie wieder zu mir nehmen.

Das that ich ganz in der Stille. Jezt ist sie sechs Monden bei mir. Aber immer noch fürchtend, daß sie, so bald ich sie zeige, zum grausamen Opfer erkohren werde, — mit Recht

in Sorgen, daß ein Sklave, den ich vor drei Tagen, weil er's siebenfach verdiente, züchtigen lassen mußte, und der nun davon gegangen ist, mein Geheimniß verraten werde, welches ihm nicht verborgen bleiben konnte. —

So hab ich den Entschluß gefaßt, sie zu verheiraten, ihr einen guten Jüngling anzuvertrauen, denn Du weißt, dann bin ich der großen Sorge entledigt, weil nach euren Gesezen auch das verlobte Mädchen nie zu diesem Opfer erkoren wird.

Ja Sestos, ich bin entschlossen Sie einem guten Jüngling anzuvertrauen. —

(Indem er Sestos Hand ergreift.)

und der gute Jüngling solst Du sein! wenn Du wilt.

Sestos (erstaunt.)

Ich?

Nadir.

Du, weil ich Dich liebe, weil Du gut bist, weil ich Dich oft zu meinem Sohn wünschte, weil Du gewiß meine Tochter glücklich machst.

Sestos.

Wdgt ich es verdienen, daß Ihr so gütig von mir denkt, aber — bedenkt nur, ich sahe eure Tochter nie! Sie mich nie!

Nadir.

Du solst sie sehn, kom mit mir! Findet sich Uebereinstimmung in Euren Selen, findet Ihr Euch für einander geschaffen, so hat Gott meine sehnlichste Bitte gehört, und Du wirst Sie

Sie kennen lernen. In kurzer Zeit kennen lernen, denn die Kinder der Natur schaut man leicht durch. Es sind ja noch acht und zwanzig Tage, ehe eure Priester das Schlachtopfer wählen, — bis dahin Sestos, müßt ihr Beide Euch entschließen.

Sestos.

Aber wenn nun morgen oder noch heute, unsere Priester, gereizt durch die Erzählung des Sklaven, oder wie Ihr befürchtet, Eur Geheimniß verraten müßte — eure Tochter zu sehn verlangen.

Nadir.

Schrecklich!! — dann — dann — o dann sag ich kühn sie sei deine Verlobte.

Sestos.

Und zwingt mich dann vielleicht dadurch etwas zu thun, was ich nicht gerne thäte, und doch thun müßte, wenn ich nicht an dem Tode eurer Tochter Schuld sein wolte.

Nadir (ungeduldig.)

Kom, lieber Sestos, sieh' Sie! —

(mit Blicken zum Himmel.)

Ist's dann nicht — nun wohl, wohl! Wir dürfen ja keinen Willen haben gegen den Deinen, Du Vater unser aller.

Kom Sestos! —

Das Zimmer der Selena.

(Sie ist allein und sieht die Flur durchs Fenster an)

Wer doch auch da wandeln dürfte! Auch trinken dürste den süßen Duft der Blumen;

auch in der Nähe sehen und fühlen, und so näher die Gottheit sehen und fühlen dürfte.

Aber ich! ich will nicht klagen, du Schöpfer dieses alles! Du gabst mir dieses Herz, welches so gerne sich mittheilen möchte. — Du webtest auch meine Schicksale, nicht übereinstimmend mit diesem Triebe. Du wirkst es doch wohl gut meinen; und dieser Trost sei meine Beruhigung.

Nadir und Sestos im Eingehen nach
Helena's Zimmer.

Nadir.

Darum darf ich Dich nicht erst bitten!

Sestos.

Mein äbler Mann, verlaßt Euch auf mein Herz, nie soll ein Geheimniß verschloßner gewesen sein, als dieses.

Nadir.

Ich glaub's — denn ich traue Dir, lieber Jüngling.

Siehe dies ist ihr Gemach. Weile hier einige Minuten, daß ich sie bereite auf Deine Ankunft.

Nadir tritt ein, seine Tochter ihm entgegen.

Helena.

Komst Du Vater! o schön, daß Du komst, — ich war lange allein!

Nadir.

Liebstes Kind, es ist meine Schuld nicht!

Helena.

Helena.

Das weiß ich ja, lieber Vater, wenn Du mich nicht lieb hättest, wär ich nicht allein.

Nadir.

Sei ruhig! und höre:

Wie wenn ich einen Jüngling gefunden hätte, der deiner Liebe, deines Herzens werth wäre, einen Jüngling, den ich selbst mit Waterwärme liebe — einen Jüngling, dessen Bündniß mit Dir, meine ganze Seele segnen, meine Freudenthränen segenen würden, wenn ich so einen Jüngling gefunden hätte. Helena! wolest Du wohl mit diesem Jüngling ziehen?

Helena.

Wohin mein Vater?

Nadir.

In seiner Mutter Haus, in sein Haus!

Helena.

Ferne von Dir, lieber Vater?

Nadir.

Nahe bei mir, mein Kind.

Du würdest bleiben in Pegu. Würdest sicher seyn vor dem Schrecklichen, dessen bloßer Gedanke mich schon — doch Du weißt es —

Helena.

Water! lieber Vater!

Nadir.

Du solst ihn sehn. — Kom lieber Sestos.

Sestos

Sestos tritt ein.

Dies ist der Jüngling.

Sestos zum Nadir.

Sonderbar, wie sich ein Mensch vor dem andern fürchtet, mein ganzes Wesen ist Furcht! Wie soll ich sie anreden?

Helena zum Nadir.

So war mir nie!

Nadir.

Ich verlaße euch Kinder! Der Allgewaltige verbindet in dieser Stunde drei Seelen auf ewig — oder er reißet zwei — wenigstens für dies Leben von einander — damit mein Leib der Vaterliebe, auch ein Opfer sei!

(Er geht.)

Sestos nach einer langen Pause.

Helena!

Helena.

Du bist Sestos! — Bist du ein guter Jüngling?

Sestos.

Ich will werden durch Dich!

Helena.

Liebst Du meinen Vater?

Sestos.

Wie ich meinen liebte, dessen Geist in besseren Welten lebt.

Helena.

Ist dir Unschuld heilig — ein reines Herz werth?

Sestos.

Sestos.

Wem sind es diese Töchter der Gottheit nicht!

Helena.

Sestos. — Guter Jüngling, der meinen Vater liebt als den Seinen, dem Unschuld heilig, und ein reines Herz wie Heiligthum ist, — Sestos! lieber Sestos! — Ich bin Dein.

Sestos.

O meine Helena! diese schmelzende Träne, dies Lächeln der Unschuld, diese Miene, Abglanz eines Heiligthums! — ich bin Dein! ewig Dein!

Helena.

Ich Dein, ewig Dein!

Sestos.

Laß mich eilen zu deinem Vater, daß er komme und mit einer Freudenträne unser Bündniß heilige. —

(reißt eiligst sich fort.)

Helena.

Wie ist mir?

(mit Blicken voll Tränen zum Himmel blickend.)

Sind Dir diese Tränen Dankopfer?

Nadir. Sestos.

Nadir.

Nun Sestos.

Sestos.

O mein Vater! seid begrüßt von mir zum ersten

erstemale mit diesem innigen Namen. — Ihr seid mein Vater!

Nadir.

Und Du bist mein Sohn, mein teurer mein geliebter Sohn, den ich von Gott erbat, den er mir schenkte, um meine Tochter zu erhalten, und mir Trost und Freude im Alter zu geben.

Sestos.

Laßt mich jetzt vor allen Dingen zu meiner Mutter eilen, und ihr verkündigen die frohe Botschaft. Ihr wißt, daß nach unsern Gesetzen die Einwilligung der Eltern notwendig erfordert wird.

Nadir.

Aber wird Sie willigen?

Sestos.

Warum sollte sie nicht gern willigen. Sie liebt mich, sie schätzt Euch, und bei dieser Verbindung vereinigt sich ja alles zu meinem Glück.

Nadir.

So geh, und komme bald wieder, damit wir das Nötige verabreden.

Sestos geht. Ein Sklave tritt herein.

Sklave.

Der Oberpriester ist hier, und verlangt mit Euch zu reden, mein Gebieter!

Nadir (erschrocken.)

Wie? der Oberpriester sagst du? wo ist er?

Sklave.

Hier, und erwartet, daß ich Euch seine Ankunft verkündige.

Nadir.

Nadir sich fassend.

Er komme! — (Sklave geht.)

Gütige Gottheit verlaß mich nicht in dieser Stunde!

Oberpriester tritt herein.

Segen der Götter träufte über das Haus ihrer treuen Verehrer, auch über dein Haus, o Nadir!

Fluch und Verderben sei denen, die da nicht fürchten den Namen der Götter, — nie dir, o Nadir!

Nadir.

Ich danke Euch für Euren Wunsch, für Euer Gebet.

Doch wie komme ich zu dem Glücke, den ersten Diener der Gottheit bei mir zu sehn?

Oberpriester.

Soltest Du es nicht ahnden, Nadir!

Nadir.

Wie lönt ich?

Oberpriester.

Eine unserer heiligsten Pflichten ist die, den Irrenden zu recht zu weisen, ihn zu warnen vor dem Zorn der beleidigten Gottheit.

Nadir.

Ein heiliger ehrwürdiger Beruf!

Oberpriester.

Und läßt er sich nicht zu recht weisen, und läßt er sich nicht warnen, auszurotten aus einem Volke, dem er den Untergang bringen kann.

Nadir.

Nadir.

Diener der Gottheit — Ich dünkte dies Letzte sei Eingrif in das Kaiserthumsrecht derselben.

Oberpriester.

Nein, sichtbare Verwalter desselben sind wir — und kurz Nadir! zuerst kam ich Dich zu bitten, zu warnen, mit Güte und Freundschaft, vertraut, wie ein Freund zum Freund spricht, zu bitten, zu warnen, höre auf die Götter zu beleidigen.

Nadir.

Ich versteh Euch nicht. Nie hab ich eure Götter beleidigt, und obgleich ich anders von ihnen denke, als ihr, so hab ich nie keinem meine Meinung anzudringen gesucht; hab äusserlich stets Ehrfurcht für Euren Gottesdienst bewiesen: — und verlangte mich denn auch so in diesem Punkt behandelt zu sehn, wie ich Euch behandelt habe. Nur meinen Vertrautesten —

Oberpriester.

Davon ist die Rede nicht. Ihr habt eine Tochter, sie ist, sagt man, schön, und werth ein Sühnopfer der Sünden für die Schulden der Jugend Pegu's zu sein. Gleichwol habt Ihr sie verborgen, zuerst — viele Jahre in fernem Lande, und igt im Innersten eures Hauses — damit Ihr unsern Göttern den ihnen schuldigen Tribut der schönsten und schuldlosesten Jungfrau entsetzt.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Verfolg des drei und zwanzigsten
Abends.

Seid Ihr auch Water?
Nadir.
Oberpriester.

Ich bin's. Schon vor 6 Jahren schlachtete ich mit eigener Hand meine Tochter den Gbtern. Gnädig nahmen sie es an; und noch iauchzt das Volk der rühmlichen That, auf der ich stolz bin.

Nadir (graussend.)
Verlaubt, daß ich mich schleunig von Euch entferne, ich kann Euren Anblick nicht länger ertragen. —

Oberpriester.
Bleibt! und rede!

Nadir.

Es ist alles wahr, was Ihr von meiner Tochter gesagt habt. Nur das müßt Ihr noch wissen, daß sie seit heute eine Verlobte ist. Morgen soll sie sich öffentlich zeigen mit ihrem Jüngling.

Oberpriester.

Und der ist?

Nadir.

Sestos, der Sohn der Lunquina.

Oberpriester.

Wohl. Ist sie verlobt, — so sei sie's, dann ist sie frei von der heiligen Verbindung. Nur heilige sie ihr Leben der Gottheit, welche ihr Tod izt nicht verfühnen kann.

Nadir.

Das wird sie! — Und Ihr Diener der Gottheit, seid von nun an mein Freund, mein Lehrer!

Oberpriester.

Lebt wol! wir sehen uns wieder.

Saus des Oberpriesters.

(Der Oberpriester und andere Priester.)

Der Oberpriester.

So ist es, sie ist verlobt mit Sestos, dem Sohn der Lunquina. Ich habe sie rufen lassen, um noch einen Versuch zu wagen.

Ein Priester.

Und der wird glücken, das hoff ich.

Obers

Oberpriester.

Ich auch. Tunquina ist from, und fürchtet die Götter. Sie wird sich und ihren Sohn, durch den Raub den er an den Göttern begeht, nicht in's Verderben stürzen.

Priester.

Zumal, wenn Eure rührende Worte ihr Herz bewegen.

Oberpriester,

indem er Sestos und dessen Mutter erblicket.

Sie kommen. — Du Sestos! warte in jenem Gemach bis wir dich rufen.

Oberpriester.

So lange ich dich kenne, Tunquina, fand ich in dir eine Verehrerin der Götter und ihrer Diener, eine Veltäterinn Beide. Auch ists dir zu streben diesen Ruhm dir zu erhalten, wirst auch ists dich nicht einlassen in ein strafbares Bündniß wider Beide, oder wenn du dich schon einließest, welches die Götter dir verzeihen, wirst du noch heute dasselbe verlassen, da du ists durch meinem Mund die Stimme der Götter vernimmst.

Tunquina.

Ich erkenne heiliger Mann, daß ich Dich so reden höre.

Was hab ich gethan, daß Du mich nicht mehr für eine Verehrerin der Götter und ihrer Diener hältst, was hab ich gethan, daß Du glauben könntest, ich hätte mich in ein Bündniß wider Beide eingelassen, oder würde ich mich ists noch einlassen.

~~—————~~
Oberpriester.

Kenst du den Nahir?

Lunquina.

Ja, — Gestern hat mich mein Sohn, die Tochter desselben Helena, als seine Gattinn in mein Haus zu führen.

Oberpriester.

Und du?

Lunquina.

Ich ging, und sahe das Mädchen; sprach mit dem Vater, und bin entzückt meinem Sohn einen solchen Vater, eine solche Gattinn zu schenken.

Oberpriester.

Und der größte Fluch der Gottheit wird diese Verbindung begleiten, im Zorn kehren schon izt die Götter ihr Antlitz von demselben.

Schon seh ich unster und flüchtig von ihrem Zorn verfolgt den guten Gestoß einsam durch Wästen wandeln, abgezehrt vom Hunger, verschmachtet vor Durst — dich seh ich, wie Jammer und Elend dich in die Grube stürzt — Ach Lunquina! ich sehe — — —

Lunquina.

Hört auf — heiliger Mann, wie kann

Oberpriester.

Höre mich Lunquina!

Noch ehe iemand in Pegu es wußte, daß Nahir der Vater einer Tochter sei, haben es uns die Götter offenbaret.

Schon

Schon bei der Geburt derselben bestimmten sie dieses Kind dereinst zu ihrem Opfer. Mühselten sie aus mit Schönheit der Seele und des Leibes. — Nadir mochte das ahnden, und weil der Fremdling von jeher unsern Göttern trotzte, schickt er sie in seine Heimat. — Aber auch hier durfte sie — so wolten's die Götter, nicht bleiben, sie mußte wieder kommen.

Dies war nun freilich ein mächtiger Aufbruch für ihn, den Göttern ihre Erkornen, wenigstens dadurch, daß er sie öffentlich sehen ließ, darzustellen.

Aber noch ließ der Trotz seines Herzens nicht nach, er verschloß sie, — und auch dies entdeckte uns die Gottheit.

Noch war des Frevels kein Ende. Schnell verlobte er sie, um sich auf immer den Willen derselben zu widersezzen. So flochte er dich und deinen Sohn in's strafbare Bündniß.

Jetzt rede! soll noch dein Sohn diese Gesraubte der Gottheit heimführen, als Gattinn?

Tunquina.

Nimmer! nimmer! D ich danke den Göttern für diese Entdeckung, da es noch Zeit war.

Aber was wird mein Sohn sagen?

Oberpriester.

Sei ruhig, besser ein kurzer Schmerz, — doch Schmerz? liebt er in der That die Jungfrau, wird er sich dann nicht freuen, sie als das Opfer der Gottheit, geehrt, mit unsterblichen Nachruhm geschmückt zu sehn.

Tunquina.

O sagt Ihr das selbst meinem Gestoß. Er wird der Macht eurer durch die Gottheit begeisterten Rede nicht widerstehn können.

Derprieester.

So folge mir zu ihm ins in're Gemach.

(zu den Priestern.)

Ihr bringet den Göttern ein Opfer! —

(Beide gehn ab.)

Ein Priester.

Aber was mag er davon haben, daß eben Helena das Opfer sein soll?

Der andere Priester.

Was? dem Volk ein Beispiel zu geben, daß doch der Wille der Götter geschehn muß.

Der erste Priester.

Und dem Nadir ein Beispiel, daß ein Priester sich nicht ungestraft beleidigen läßt.

Der andere Priester.

Hat Nadir ihn beleidigt?

Der erste Priester.

Ist's nicht Beleidigung genug, daß er den Göttern und uns die schuldigen Geschenke versagt, oder abkürzt? Ist's nicht Beleidigung, daß er nie zu unsern Tempeln eingeht?

Der andere Priester.

Du sprichst, als ob du Spott redetest!

Der erste Priester.

O! ich bin's auch müde! — müde die Grausamkeiten eines solchen Opfers länger zu dulden. —

Der

Der andere Priester.

Schweig Bruder! ich höre nicht gerne lästern, am wenigsten den Diener der Gottheit. Kom mit in den Tempel, zum Opfer.

(Beide ab.)

Sestos und Tunquina.

Sestos.

Ach Mutter, so eine Nacht hatte ich nie.

Wie grausam sind die Götter! Warum zeigen sie mir erst das Mädchen, fesseln mein Herz so ganz an Sie, um Sie mir dann so schnell zu entreißen!

Tunquina.

Sohn! Sohn! wer bist du, daß du die Götter fragest?

Schweigen gebärt den Sterblichen, und Gehorchen! Schweig auch du und gehorche.

Sestos.

Ich schweigen? Nein Mutter, hier ist's Unrecht, Schweigen heißt hier die Götter beleidigen. Siehe sie verlangen kein verlobtes Mädchen zum Opfer. Meine Verlobte müßte sie werden, so bald die Unsterblichen sahen, daß die Priester meine Helena schlachten wolten. — Schlachten wolten? ich kann den Gedanken nicht ertragen. Auch hab ich das gestern geredet, und will's heute reden, bis meine Stimme durchdringt bis zu den Ohren des Königs.

Tunquina.

Was willst du thun Sestos! rühren dich nicht die Tränen deiner Mutter. Warum willst du

du uns Peine zum Beispiel machen, wie schrecklich die Götter die Widersezzung bestrafen?

Sestos.

Nichts mehr Mutter! Seid ruhig! Mein sei ihr Zorn, siebenfach mein, wenn ich das durch die Götter beleidige.

Ich weiß es, und glaub es, nur dann handelt der Mensch unrecht, und reizt den Zorn des Unendlichen, wenn er wider sein Gewissen handelt.

Und igt würd ich wider mein Gewissen handeln, wenn ich schwiege, da ich reden, igt untätig wäre, da ich handeln soll. Lebt wohl Mutter! (ab.)

Tunquina ihm nach.

Sestos! Sestos! mein Sohn, mein Sohn, wo wilst du hin? —

Der Oberpriester, Nadir und
nachher Selena.

Nadir.

Sie soll kommen, Diener der Gottheit. Zuvor nur verordnet, daß ich mit Euch rede. Ihr seht, ich bin ganz gelassen, ganz kalt. D seid es auch, daß wir durch Red und Gegenred endlich auf einem Pfad zusammen kommen, und ich dann ewig Euch danke, Euch segne.

Oberpriester.

Auf dem Pfad den du wandelst, Nadir, kommen wir nie zusammen. Er heist Empörung wider die Gottheit, Verachtung, Widersetzung derselben.

Nadir.

Nadir.

Nein, so heißt er nicht. Den Pfad bin ich nie gewandelt. Stets waren Ergebung in Gott, Gelassenheit und Dulden in meiner Seele.

Wüßtet ihr die Geschichte meiner Jugend, ihr würdet es mir zeugen, so wie es mir mein Herz zeugt.

Oberpriester.

Wohl! beweist es hier.

Nadir.

Hier bedarf ich es nicht. Nicht dem Willen der Gottheit, nur dem Haß der P—, der Menschen, nur dem Haß der Menschen würd ich mich unterwerfen.

Meine Tochter ist eine Verlobte, und kann also —

Oberpriester.

Eine Verlobung den Göttern zum Troz ist keine! -- Und izz, ich trenne hiemit dieses frevelhafte Bündniß, und fluche es im Namen der Götter!

Nadir.

Diener der Gottheit, vester Knüpfen, das mit zwei Seelen für einander geschaffen, glücklich werden, es segnen, das ist eure Pflicht.

Oberpriester (sehr aufgebracht.)

Pflicht? Pflicht! Wer seid ihr, daß ihr mich meine Pflicht lehren wolt. — Ruft eure Tochter!

Nadir.

Noch ein Wort, verzeiht mir den Ausbruch!
Kann ich denn den Göttern gar keine Schadenshaltung anbieten.

Oberpriester.

Eine Schadenshaltung, wie meint ihr das?
— Kurz!

Nadir.

Ich meine, wenn ich statt des Opfers das
sie von mir fordern, ihnen mein ganzes Vermögen
anbiete?

O sage Ja, Diener der Gottheit. Ich
würde dann zu meinen Kindern ziehen, auch das
Nothdürftigste, wenn sie mich im Ueberflusse
leben lassen wolten, mir freiwillig versagen, meine
Speise und Freude sollte ihr Glück sein, und
der Gedanke meine Tochter gerettet zu haben.

Oberpriester.

Wenn ich auch das Wort gerettet zu haben,
euch verzeihe, so muß ich doch zürnen über
euren Antrag.

Ihr seid Kaufmann, glaubt die Götter wären
— wie eures Gleichen. Ihr irrt! ihr
lästert!

Nadir.

Und wenn ich mich selbst anbiete, wenn ich
selbst das Opfer sein will. Was thut der Vater
nicht für sein Kind!

Grabt mich ein, unter der Bildsäule eures
Gottes. — Laßt den schrecklichsten Tod —
der Tod des Hungers mich tödten.

Obers

Oberpriester.

Du schwärmst — und zwingst mich zum Lachen!
Nadir.

Mann! lieber theurer Mann! zum erstenmal beug ich izt in meinem Leben vor einem Menschen meine Knie! Siehe meine Tränen benetzen deine Füße, meine Arme umklammern deine Knie. Erbarme dich meiner!

Oberpriester.

Fort Unfinniger! ich habe die Gedult verlohren, (ruft) He Eclave, rüft mir die Tochter!

Nadir springt auf.

Was hab ich gethan? wie hab ich mich erniedrigt! Das unendliche Wesen verzeihe Euch, und mache nicht meine Thränen, zu Feuertropfen über eure Seele!

Helena kommt.

Lieber Vater! wie ist dein Antlitz so blaß?

Nadir.

Ach meine Tochter! wie lange werd ich noch den süßen Namen Vater von dir hören?

Oberpriester.

Bald wird sie dich mehr ehren, als mit diesem Namen.

Geh Mädchen, bestelle dir den Brautkranz, du bist eine Erwählte der Gottheit. Bald führen wir dich im Triumpfe zum Altar. Das entzückte Volk wird laut dir jauchzen, und du wirst den schönen Tod eines Sühnopfers für's Vaterland sterben. Wilst du das Mädchen?

Helena.

Helena.

Ach mein Vater, mein Jüngling!

Oberpriester.

Kein Gedanke weiter an Vater und Jüngling. Umarm ihn izzt zum Leztenmale. Du hättest bei ihm bleiben können bis am Tage des Opfers. Aber izzt ist es anders. Er könnte dich wieder wegschicken, und den Zorn der Götter über unsere Stadt reizen.

Helena (Den Vater um den Hals.)

Vater! Vater!

Nadir (mit Blicken zum Himmel.)

Nur Kraft in dieser Stunde!

(Ernsthaft zum Oberpriester.)

Soll sie das Opfer sein, muß sie es sein — Wohl! Aber keine Gewalt soll sie mir eher entreißen, als bis die Schreckensstunde gekommen ist. So lange soll sie noch mit mir weinen, mich trösten. (bittend)

Nur so lange, Diener der Gottheit, laßt sie mir, nur so lange, ich bin nicht vorbereitet auf eine so nahe Trennung.

Oberpriester.

Schwört ihr, sie nicht zu entfernen, unter keinerlei Vorwand.

Nadir.

Ich schwöre.

Oberpriester.

So sei's! Ich seh dich noch oft vor dem Tage des Opfers.

Bleib

Bleib reines Herzens, damit du der Gottheit gefallest.

Jetzt geh ich dein Glück dem Volk zu verkünden. (ab.)

Nadir.

Geh in dein Gemach, liebe Tochter. Ich will mich fassen, und dann kom ich mit Sestos zu dir. (Beide ab.)

(Einige Tage nachher Nadir und Sestos.)

Sestos.

Alles umsonst. Ich sprach nun heute zum drittenmal mit dem Vertrautesten des Königs. Ein adler Mann, er fühlt unsern Kummer ganz, hat alles dem König entdeckt. Der, der um des Volks willen nichts mit dem Priestern zu schaffen haben mag, hat ihm befohlen mit dem Oberpriester zu reden. Das that er heute. Alles ist fruchtlos.

O Nadir, Nadir! warum mußt ich sie kennen lernen.

Nadir.

Verzeihe mir Jüngling, daß ich einen Teil meines Kummers auf Dich gewälzt habe. Ich dachte Sie, Dich, ich dachte uns alle zu beglücken.

Sestos.

Vater! ich werde Euch ewig so nennen, Vater wißt ihr sonst keine Rettung?

Nadir.

Nadir.

Keine, wenn uns nicht unmittelbar die Gottheit sie sendet.

Sestos.

Läßt uns fliehen!

Nadir.

Ich schwur —

Sestos.

Ihr schwurt?

Nadir.

Das muß ich, denn man wolte schon damals sie mir entreißen.

Sestos.

Die Götter werden Euch, was ihr aus Noth thatet, verzeihen. D laßt uns.

Nadir.

Wohin?

Sestos.

Zu Schiffe, gleich viel zu welchem Ufer es sein mag.

Nadir.

Nach Aegypten?

Sestos.

Auch dahin. Gott ist überall. Wir wollen ihm dienen im Stillen, und Er wird uns nicht verlassen.

Nadir.

Mein Sohn! — doch kom zu meiner Tochter, wir wollen es ferner überlegen.

Der Oberpriester und einige Sklaven aus Adirs Hause.

Oberpriester.

Ich habe Euch deswegen rufen lassen, ihr Sklaven, daß ihr durch mich die Stimme der Gottheit vernehmen sollt.

So höret doch, ihr Sklaven, beugtet eure Knie zuvor, und beugtet das Antlitz zur Erde.

Die Sklaven thun es.

Ihr wißt, die Tochter eures Herrn ist die Erwählte der Gottheit. Ihr wißt, wie er sich sträubte dem Willen der Götter zu folgen. — Nun sagten mir die Götter in einem nächtlichen Gesichte, daß er noch igt den kühnen Entschluß gefaßt, sie zu entfernen, und in ein Land zu bringen, wo andere Götter sind als hier — Götter-Feinde der unsern. So hat nun auch die Gottheit werth geachtet, sich eurer zu bedienen. Sie will, daß ihr auf das genaueste forschet, acht habt, wachet, um die heimliche Flucht zu erfahren.

Erhebet eur Antlitz zu mir, und sprecht: Wollt ihr gehorchen?

Sklaven.

Gehorchen Dir und der Gottheit!

Oberpriester fährt fort.

Beugt eure Knie, beugt eur Antlitz zur Erde, ihr Sklaven, und höret, was ferner die Gottheit durch meinen Mund euch gebietet:

Dem,

Dem , oder denen , der oder die es entdecken , verspricht sie Freiheit , Schätze , Ehre — Erfüllung alles Begehrens !

Dem der es verschweigt , verkündet sie F'uch , Marter ohne Namen. —

Erhebt eur Antlitz zu mir , und sprecht : Wolt ihr gehorchen ?

Slaven.

Gehorchen Dir und der Gottheit!

Oberpriester.

Beugt wieder die Knie , das Antlitz zur Erde , und höret , Slaven , was ferner die Gottheit gebietet.

Ihr sollt schwören zu halten dies alles ! schwören den schrecklichsten Eidschwur.

Daß alle Kraft euch verlasse , daß alle Qualen des Lebens nur schreckliches Loos auf immer sein sollen ; daß eur Markt vertrockne , wie wenn es zur Herbstzeit dürr wird , — daß , wenn ihr Vergebung von Menschen erflehet , ein jeder auf neue Jammer nur sinne , euch zu martern. —

Wenn ihr nicht haltet , was ihr versprachet der Gottheit und mir zu gehorchen.

Erhebet eur Antlitz zu mir , und redet : Wolt ihr das schwören ?

Slaven.

Wir schwören es alle , gehorchen Dir und der Gottheit.

Oberpriester.

So geht dann , und grabet ein jedes meiner Worte tief in eure Selen.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Schluß des drei und zwanzigsten
Abends.

Es ist Nacht. Nadir, Selena, Sestos und
terweges nach dem Ufer zu gehn.

Sestos.
Sei ruhig, meine Liebe! wir sind bald am
Ufer, und ein günstiger Wind wird uns
tragen über die Fluten. Warum bist Du so
stille mein Vater!

Nadir.

Ich weiß nicht. Es kreuzen sich tausend
Empfindungen durch meine Seele. Bald Hoff-
nung, bald Furcht, bald Freude, bald Angst.

Sestos.

Siehe, ich gehe voll Hoffnung, voll Freude,
voll Dank, daß uns die Gottheit bis hierher ge-
holfen. Aber! was rauscht da?

Am 12 März 1783,

Na

Obero

Oberpriester, Priester, Wache, Sklaven treten auf.

Oberpriester.

Dieß sind sie ! haltet sie auf , bindet sie ! —

Zum Nadir.

Siehst du Frevler , Meineidiger , Empörer , siehst du — o wie soll ich dich nennen ? siehst du , man entflieht der Gottheit so leicht nicht. —

Zum Sestos.

Und du , unbesonnener Jüngling ! iß nun auch die Frucht deiner Werke.

Zur Wache.

Führt Beide in's Gefängniß !

Zur Helena.

Und du , Verirrte ! gehst mit mir ! Dir werden die Götter verzeihen , denn du wußtest nicht , was du thatest. (alle ab.)

Es ist Mitternacht vor dem Tage des Opfers.

Helena allein.

So ohne Abschied von Beiden ? das ist grausam ! —

Doch was würd es helfen , sie noch einmal zu sehen , an ihrem Busen zu weinen ? Brechen würd früher dieß Herz , eh es der Stahl der Priester erwürget. Auch dann noch soll es Segen für Beide erleben ! Ihr Bild soll mich trösten.

Sei

Sei standhaft Helena! Ein kurzer Schmerz, und dann ewige Ruhe, ein kurzes Trennen, und dann ewiges Behalten. Das sagte mein Vater!

Sich willig ergeben den Fügungen des ewigen Wesens sei meine Pflicht. — Was soll mein Wille, wenn er will.

Nimm meinen Dank für alle Freuden und Leiden, die Du mir auf der kurzen Bahn des Lebens gesäet! Laß diesen Willen, der sich sträubt izt Dir so gerne zu folgen, als meine Pflicht es erheischt, Gnade finden vor Dir! — Du Vater, vergieb meinen Mördern — segne den Vater und Sestos!

Gute Nacht! lieber Vater und Sestos.

Es ist Mittag.

Gefängniß. Nadir. Sestos. Oberpriester.

Oberpriester.

Das Opfer ist vollbracht. Die versöhnte Gottheit schenkt Euch Beiden Leben und Freiheit — nur meiden sollt ihr diesen Ort auf ewig, —

Nadir ist gleich nach dem ersten Worte in Ohnmacht gesunken.

Sestos.

Schön! schön! — und meine Mutter.

Oberpriester.

Soll dienen auf ewig der Gottheit.

Sestos auf Nadir zeigend.

Seht diese Miene? Habt ihr Gefühl, — seht diese Miene! — tausendfacher Tod ist drinn!

O Gott! Gott! so weit gehen Vorurtheile und Aberglaube, daß sie solch unaussprechliches Unglück über die besten Menschen bringen. —

Oberpriester.

Reis't nach Europa Sestos! da könnt ihr auf eine Bluthochzeit gehn, könnt zu Emigranten euch gesellen, — könnt, wenn es euch gefällt, alle Sonntag euren schönen Ausruf wiederholen!

Ende des drei und zwanzigsten Abends.

Vier und zwanzigster Abend.

Ich versprach Euch, meine lieben Kinder, damals, als ich Euch die Empfindungen des jungen Erwalds in den letzten Stunden des alten, und ersten des neuen Jahrs mittheilte, und als ich zugleich die vortreflichen Grundsätze Euch bekant machte, nach denen er sich alle Abende aufrichtig prüfen wolte, — damals versprach ich Euch einen Auszug aus seinem Tagebuch mitzutheilen, und heute werd ich mein Versprechen halten.

Folgendes

Folgendes ist also was Ewald schrieb :

Den 1. Januar.

So froh setz' ich mich im ganzen Jahr noch nicht, um mir Rechenschaft von dem Gebrauch eines Tages zu geben, als Gott sei es gedankt! heute. Ich erwachte früh, der Schimmer des Mondes goß sich auf mein Bett. Gleich dachte ich, was mir meine Eltern sagten, jedes Geschöpf Gottes müsse uns zu ihm zurück führen, und als die Erinnerung dieses Gedankens in mir entkeimte, war auch meine Seele voll Gebets. Ich freute mich der süßen Nacht, meiner gestärktesten Kräfte, und dankte meinem gütigen Schöpfer für das alles. Ich empfahl mich seinem Schutz auf den kommenden Tag, und wie hätte ich's vergessen können, ich betete für das Leben meiner Eltern. Und nun war mir's so still, so ruhig in meiner Seele. Ich mußte noch einige Zeit im Bett bleiben, denn es war noch niemand aufgestanden. Ich nahm mich wohl in Acht, daß ich, wie ich sonst pflegte, nicht wieder einschlummerte, weil ich es aus Erfahrung weiß, daß ein solcher Schlummer uns träge und schläfrich für den ganzen Tag macht.

Ueberhaupt glaub ich, daß es der Gesundheit schädlich, und den Menschen entehrend ist, länger zu schlafen, als die Natur es erfordert. Schlaf ist der Zustand der Untätigkeit, und je untätiger ein Mensch ist, oder je länger und

öfterer er schläft, desto weniger lebt er. Ich hab auch angemerkt, daß hier alles auf Gewohnheit ankommt. —

Ich wandte also die Zeit an, über verschiedenes nachzudenken.

Vorzüglich beschäftigte mich das Morgenslieb, welches mich gestern mein Lehrer lehrte. Ich will's hieher schreiben, damit ich's nie vergesse, und damit so oft ich es hier lese, all die Gedanken in meine Seele zurück kommen, die es mir diesen Morgen einflößte.

Ich lebe, Preis und Ehre Dir
 Mein Vater, lieber Gott!
 Wie vieles Gute thust Du mir
 Du lieber Vater Gott!

Ich lag mit Finsterniß bedeckt,
 Gefahren um mich her.
 Daß nichts mich Schlafenden geschreckt,
 Dein Werk war's, Welten Herr!

Ich schlief — Erquickung goßest Du
 Durch Athern und Gebein.
 Ich fühl's, und nach so süßer Ruh
 Will ich mich Deiner freun.

Mich freun, daß Du mein Vater bist,
 Mir stündlich Gutes giebst.
 Mich freuen, daß ich bin ein Christ
 Den Du durch Jesum liebst.

Mich freuen, Gutes thun will ich
 So viel ich Schwacher kan,
 Durch Tat Dich preisen, leite mich
 Stets auf der Tugendbahn.

Mich freuen, wenn auch heut der Tod
 Mich dieser Erd entreißt.
 Dir Vater, Dir mein Herr und Gott,
 Empfehl ich meinen Geist.

Nun eilte ich mutig zu meinen Geschäften.
 Die Stunde komt nicht wieder, dacht ich, so oft
 ich die Glocke schlagen hörte; und wie wol war
 mir, als nun die Stunden des Unterrichts sich
 näherten, daß ich vorbereitet in denselben er-
 scheinen konnte.

Aber wie bald wären hier beide Fehler, die
 ich so sehnlich abzulegen wünsche, wieder her-
 vor gebrochen.

Schon war ich mit meinem Freund Philipp
 über eine nichts bedeutende Sache in dem größ-
 ten Zank, — als mir plötzlich der vierte Grund-
 saz aus diesem meinen Tagebuch einfiel; und
 ich allem Streit ein Ende machte. Hier sah ich
 abermal ein, wie groß der Nutzen eines solchen
 Buches ist, weil sich die darin stehenden Grund-
 sätze so unauslöschlich in die Seele prägen, und
 uns zur rechten Zeit solche wesentlichen Dienste
 leisten.

Darum sagte unter andern unser Lehrer
 heute, sollten wir in unserer Jugend streben, im-
 mer weiser und gemeinnütziger zu werden, das

mit wir theils izt schon andern lungen Freunden ein rühmliches Beispiel gaben, theils in Zukunft solche Menschen würden, deren ieder sich freue. Und dies scheint mir ein großes Ziel zu sein, und ich bin versichert, daß der Beifall guter Menschen auch der Beifall Gottes ist.

Wenn ich den Beifall meiner Eltern und Lehrer habe, — nur muß ich versichert sein, daß ich ihn nicht erheuchelte, nicht erkroch — dann kan ich auch so fröhlich an Gott denken, und ich fühl's recht innig daß ich seinen Beifall habe.

Und daß ich es auch heute fühle, dank ich dir, mein Vater im Himmel. O gieb daß ich von nun an jeden Tag so froh beschließe, als den heutigen.

Den - februar.

Wie schwer wird mir's heute, das Geschäft, welches ich sonst an jedem Abend so gerne vornahm, die Geschichte meines Herzens und meiner Handlungen für diesen Tag aufzuzeichnen.

Ach ich habe diesen Tag verlohren, ich bin viele Schritte zurück gegangen, welche Mühe wird mir's kosten, sie wieder einzuholen! Und mit welcher Beschämung muß ich meine Torheiten mir selbst bekennen.

Ungehorsam gegen meine liebe Mutter war heute mein erster Fall, und gewiß es ist auch
bei

Kindern wahr, wer ein Laster wählt, der wählt die Laster alle. Die Vorwürfe, die diese Gütige mir machte, und die ich nicht mit dem sanften und willigen Herzen aufnahm, wie ich gefolt hätte, machten mich den ganzen Tag mürrisch, übelaufgeräumt, verdröffen. Nun konnte mir keiner meiner kleinen Freunde nichts recht machen. Bei der geringsten Beleidigung weinte, klagte ich. So verfloß mir dieser Tag unter tausend Kränkungen, und ist da ich mich besinne, muß ich es noch einmal bekennen: Ich habe diesen Tag verlohren, ich bin viele Schritte zurück gegangen!

Was kan, was soll ich thun? — Ich will streben, ob ich das, was ich heute versah, gut machen kan! — Schon wird mein Herz etwas ruhiger durch diesen Vorsatz. — — —

Den 2 März.

Nie hat etwas einen so tiefen Eindruck in meiner Seele gemacht, als die Geschichte des Marcus Aurelius, die mir mein Lehrer heute erzählte. Seine Gerechtigkeit, seine Gnade, seine andern Tugenden machten ihn zu dem liebenswürdigsten besten Fürsten, und seine gemeinnützige Liebe, die ihn trieb, all seine Kostbarkeiten dahin zu geben, damit er das allgemeine Beste befördere, mußte seine Untertanen gewiß bis zur Anbetung des besten Kaisers begeistern.

Er hat uns schriftliche Betrachtungen über sich selbst hinterlassen, das sollen sagte mein Lehrer, gesammelte Erfahrungen über seinen eigenen Zustand, und die Verbindungen sein, in denen er von Zeit zu Zeit stand, er soll oft darin mit sich selbst gesprochen haben, soll sich selbst ermuntert haben, zu wachsen in der Weisheit und Tugend — wie schön muß das sein, wenn man so etwas in der griechischen Sprache, worin es der Kaiser schrieb, selbst lesen kan!

Ich hab es vorzüglich behalten, das es eine Hauptregel bei dem Marcus Aurelius war, keinem Schwätzer Beifall zu geben. — Das will ich auch thun.

Ich kenne schon manche kleine Schwätzer, die bald durch dieses, bald durch jenes uns Lächeln und Beifall abzuwingen suchen. Und gelingt ihnen ihr Zweck; zuäuellos und ausschweifend Dinge, welche die Ehrbarkeit verdamt, und das gesittete Ohr verabscheut, dann hervorbringen, — damit die noch Einfältigeren als sie, sie für große Witzlinge halten mögten.

Mich dünckt, dies ist gerade der Weg andere zu verführen, zu ärgern. — Ich will mich hüten, nie mich zu der Gesellschaft dieser Leute zu zählen, — und nie ihnen ein beifallvolles Ohr zu leihen, da ich's erkenne, wie entehrend und schädlich mir so wohl das eine, als auch das andere sein würde.

Den 2 April am Stillenfreitag.

Alles ist heute so still in unserer Stadt, so in sich selbst gekehrt, was kan denn auch ich wohl: beßeres thun, als wenn ich mich hieher zu meinem verschwiegenen Freund setze, und ihm die Empfindungen mittheile, die heute meine ganze Seele füllen, die ich theils aus der Betrachtung, die ich diesem Morgen in der Kirche hörte, theils aus dem, was Vater heut Mittag sagte, und dann vorlaß, gesammelt habe.

Gefränkte Unschuld, leidende Jugend, unverschuldete Tränen und verbunden mit dem Allen, Liebe, unaussprechliche Zärtlichkeit für die Urheber dieser Leiden, Sanftmut, Gedult, ja so gar Wohlthun, Erbarmen, mitten im Gefühl eines sich nicht durch Verbrechen zugezogenen Jammers erblicken, — so einem Gemälde könt ich nicht kalt vorüber gehn, und wenn es auch nichts anders als Phantasie des Künstlers wäre.

Und es ist ja mehr als Bild. Es ist ja Thatsache.

Jesus war ja ein Mann, dem so viele die er gesund gemacht, danken mußten, dem so mancher Missethater von allerlei Gattungen zu verdanken hatten, und mit dem verfahren die Menschen doch so böse. Ich will von ihm Gedult, Ergebung in Gott, Feindesliebe lernen, und ihn immer als den herrlichen Mann bewundern, der so uneigennützig, bloß um uns eine weisere bessere Religion zu lehren, so vieles erdulden

den

den Fonte. Ich will ihn lieben, denn er hat auch mich geliebt.

Ich will's nicht vergessen, was Vater mir heute sagte, daß ich aus der Leidensgeschichte Jesu lernen könnte, wie ich jede heftige Leidenschaft meiner Seele bekämpfen könne. Ich will's doch versuchen, ob ich die vornehmsten Gedanken meines Vaters mich wieder erinnern, und indem ich sie hieher schreibe aus meiner Seele, sie unauslöschlich in dieselbe auf immer graben kann. Vater sagte die vornehmsten Leidenschaften der Jugend wären, Trieb nach Wollust, oder nach angenehmen sinnlichen Empfindungen, und Ehrreiz. — Ich sollte fuhr er fort, mein Herz nur untersuchen, und ich würde finden, daß er Recht habe. Zu vielen andern läge allerdings auch der Keim in der jungen Seele, aber die genannten Leidenschaften wären die ersten, die da hervorkeimten, und verderbebringende Früchte trügen.

Wieß, sprach er weiter, wenn du das untersucht hast, die Geschichte Jesu. Liesest du sie mit Anwendung auf dein Herz, siehe! so wird sein göttliches Beispiel diese deine Leidenschaften heiligen, ordnen, — ausrotten nicht! — (wie gestern deine Tante sagte, daß man Leidenschaften ausrotten müsse. Sie sind dem Menschen so nothwendig als dem Schiff die Segel, nur zusehens die Vernunft, als Offenbarung Gottes, und das ist sie, wenn sie recht gelenkt wird, und dann Beispiele ehrwürdiger Personen müssen Steueruder sein.

Begierde nach Wollust , fuhr der Vater fort , oder nach angenehmen sinnlichen Empfindungen sei die stärkste heftigste Leidenschaft, und dem Menschen so natürlich. Sie braust, wie die Wogen des Meers , sie reißt die Dämme die Religion Unschuld — ja die Schande und Verachtung ziehn danieder , und besetzt auf ewig das Herz der Jugend.

Wenn dieser Trieb wüthet , laß uns nur einige Augenblicke der Stimme der Vernunft Gehör geben , oder wenn uns das unmdglich ist , so laßt uns das heilige Beispiel Jesu unserer Einbildungskraft einprägen , wie er die Lüste verleugnete. —

Ihn weinen sehn , wird dem Lächeln der Wollust seinen Reiz benehmen , an seine Angst denken , wird die Entzückungen einer kurzen Zeit uns veredeln , — sein Winseln nach Hülfe wird lauter in unsern Selen dann tönen , als die lockenden Stimmen der Verführer und Verführerinnen.

Aber auch dann , beschloß endlich mein Vater , wenn Ehrgeiz in dir erwacht , beschäftige dich mit dem Beispiel Jesu.

Trieb nach Ehre , oder nach der guten Meinung unserer Nebenmenschen , ist ein herrlicher Trieb , wenn er recht gelenkt und genutzt wird. Aber er artet aus , so bald die Bewegungsgründe aus denen er quillet nicht lauter sind. — Mein Vater erzählte mir hiebei Beispiele aus der Geschichte , die mich schauernd machten.

Jesus suchte keine Ehre bei Menschen anders, als die er verdiente, er erhob sich nie, und selbst dann, wenn seine Freunde ihm Ehre erzeigen wollten, lehnte er's gewöhnlich ab, — der Beifall Gottes und seines Gewissens war ihm beruhigend genug.

Dies will ich mir also in's Herz schreiben und wenn ich wieder diesen stillen Tag erlebe, mich untersuchen, ob ich auch hielt, was ich versprach. —

So weit, meine Kinder, geht mein Auszug aus des liebenswürdigen Ewalds Tagebuch. Wer von Euch hat wohl ein ähnliches aufzuweisen?

Glaubt es mir, Kinder, ein solches Tagebuch schafft einen ungemein großen Nutzen, theils um sich immer näher selbst kennen zu lernen, theils kann es eine Sammlung der besten Lehren für Verstand und Herz enthalten.

Wenn Ihr also dem Rathe eures Freundes folgen wollt, so schafft Euch so ein geheimes Tagebuch zur Beobachtung Eurer Selbst, — schreibt aber auch so fleißig drein, als Ewald in seines schrieb!

Jetzt will ich Euch noch einige Anekdoten von Kinder erzählen. —

Beweise kindlicher Liebe.

In einem Lande, das weit von uns entfernt ist, wars Sitte, daß die Kinder gleich nach dem Tode ihrer Eltern einen Beweis ihrer Liebe für sie öffentlich ablegen mußten. Die Königin des Landes starb (ihr Gemahl war lange vorher begraben,) und hinterließ drei Töchter.

Auch diese sollten öffentliche Proben geben, wie lieb und werth ihnen ihre Mutter gewesen war.

Die ältere kam, sie war die Erbin all der Herrlichkeiten einer verwalteten Krone. Sie ließ sie herbeitragen. — Volk, sprach sie zu der versammelten Menge, wir alle haben eine Mutter verloren. Ich mehr als ihr. Ich fühle das, und meine Seele ist betrübt. — Const' liebt' ich jene Kostbarkeiten die ihr hier sehet, — freute mich derselben, doch igt haß ich ihren Anblick. Begrabt sie bei Der, die sie zierte, weil innre Würde und ihr ganzes Betragen ihnen, von ihr nur Reich verschaffen konnten. Das Volk wurde gerührt, und schwieg.

Die zwote Tochter erschien.

Volk! sprach sie — Ich hatte von ie her den eifrigen Wunsch, einst Königin dieses Landes zu sein. Herschen können schien mir die größte Wohlthat des Himmels.

Aber seit dem sie nicht mehr ist, die ihr alle liebtet, seitdem ihr Verlust mich lehrte, wie
schwer,

schwer, — ja wie fast unmöglich es sei — euch das zu sein, was sie war, seitdem fühl ich es auch, wie so wenig vorbereitet, wie unfähig muß ich sagen, ich zu dieser großen Bestimmung bin. Mein Wunsch sei also mir ihr begraben, — ich gehe in ewige Einsamkeit.

Die Qual, die ein unbefriedigtes Verlangen mir stets auflegen wird, und die ich geduldig, und ohne Murren tragen will, sei euch ein Beweis, wie sehr ich die Verdienste meiner Mutter fühle, und liebe. Das Volk schwieg.

Die dritte Tochter erschien.

Ich habe, ich kenne nichts, sprach sie, um Euch zu zeigen, wie lieb sie mir wahr, die — Hingewellte! —

Über alle Tage will ich ihr Grab besuchen; und mich ihrer Jugend erinnern, und sie entweder in meine Seele pflanzen, oder wenn ich so glücklich bin, schon zu fühlen, daß sie darin sind, sie zu erhalten, zu bewahren suchen.

Ihr liebste Kinder mögt nun selbst entscheiden, von welcher das Volk urtheilte, daß sie die beste Probe der zärtlichsten Liebe abgelegt habe.

Moralische
Erzählungen
für
die Jugend.

Berfolg des vier und zwanzigsten
Abends.

War das auch Gehorsam?

Geh, sag deiner Mutter, daß ich sie haße, — daß ich sie nie wieder sehn will, sprach Arift zu seinem Sohn Gottlieb. Der Knabe stund da, und bedachte sich, ob er gehen solle, oder nicht. — Gehst du bald, fuhr ihn der Vater an; und schrecklicher Zorn war in seinem Gesichte. Der Knabe ging, und kam zu seiner Mutter, die weinte, und er weinte auch. — Was sagte dein Vater? unterbrach endlich die Mutter ein langes Stillschweigen.

Warum Du nicht lämst, — und seinen Zorn besänftigtest. —

Sagt er das? antwortete die Mutter mit Feuer, und flog zu ihm, — flog an seinen Hals. — Lat ich Unrecht so verzeihe, noch glaub ich nicht, daß ich Dich beleidigte; rebete sie ihn an. —

Bestürzt, stand der Mann da, bald wurde die Sache entwickelt, — und Arist sagte mit Nachdruck: Des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist, wie könt er denn thun, was vor Menschen recht wäre.

Sie umarmten sich. — Der Kleine sah es, Vater, sprach er, ich bin Dir nicht gehorsam gewesen. — — Ich liebe Dich deswegen, antwortete Arist, Du hast mir eine Probe gegeben, daß die Lehren, die ich Dir mit kaltem Blut, doch voll Vaterwärme gab, Wurzel bei Dir geschlagen haben.

Lerne izt aus meinem Beispiel, nie im Zorn etwas zu gebiethen, lerne ihn mäßigen, denn des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott und Menschen recht ist.

Eigensinn.

Gewöhne Dich früh, lieber Johannes, sprach sein Onkel zu ihm, da er erst vier Jahr alt war, deinen Eigensinn abzulegen. Thu Du alles, was deine Eltern und andre verständige Leute Dir sagen, und wenn Dir's auch nicht immer recht gelegen ist. Ich könte Dir wohl sagen, warum

warum ich Dich dazu ermahne, aber Du verstehst das nicht. — Nur das sag mir, hab ich Dir wohl je etwas gesagt, was nicht wahr war?

Nein, lieber Onkel, antwortete das Kind.

Oder, wenn Du tharst, was ich Dir sagte, sind deine Eltern je böse auf Dich gewesen?

Nein, mein Leben nicht, antwortete das Kind.

Nun! gut Hanschen! so wirst Du auch igt thun, was ich gerne sehe?

Ja ganz gewiß! versetzte der Kleine.

Aber Versprechen und Halten ist bei Kindern die mehrste Zeit sehr weit von einander entfernt.

Johannes hielt's nicht. Sein Köpfschen wolte nur gar zu oft durchdringen, und er zög sich dadurch viele Unannehmlichkeiten zu, deren er sonst sehr füglich hätte entabrigt sein können.

Als seine Eltern gestorben waren, mußte er sich von fremden Leuten, denn sein Onkel war damals auch entfernt, erziehen lassen.

Da fühlte er erst recht, wie gut Eltern und Onkel es mit ihm gemeint hatten; und er hatte auffer dem grossen Zwang den er sich anthun mußte, um seinen Eigensinn zu bekämpfen, auch noch die große Unbequemlichkeit, daß so oft ihn dieser Eigensinn anstieß, er der schärfsten Züchtigung ausgesetzt war.

Was sein guter Onkel ihm einstmals gesagt hatte, war noch tief in seinem Gedächtniß. —

Dieser sein Onkel besuchte ihn gerade zum erstenmal nach seiner Eltern Tode, in einer Stunde, da er noch die Strafe seines Eigensinns büßen mußte. Hab ich Dir's nicht oft gesagt, sprach der weise Mann, daß man mit seinem Eigenwillen nicht durch die Welt komt. — Hättest Du gelernt, ihn aus Liebe zu beneiden, die Dich liebten, brechen, so würdest Du izt nicht, aus Zwang es lernen müssen, — für Leute die Dich doch so nicht lieben.

Sei wer Du seyst, wer sich nicht in Leute schicken lernt, sitzt allenthalben an, wird nicht geliebt, — nicht geachtet, — und macht sich früh oder spät gewiß unglücklich.

Ende des vier und zwanzigsten Abends.

Lezter Abend.

Abschied eines Lehrers.

Es war einmal ein junger Mann. Er hatte sich Mühe gegeben, sich nützliche Kenntnisse zu verschaffen. Und diese waren sein ganzer Reichtum. Früh war sein Vater gestorben, und mit ihm seine Unterstützung, und ein großer Teil seiner Aussichten. —

Rechtschaffen und menschenfreundlich will ich sein, und mich ganz der Führung meines Gottes überlassen, sprach er oft zu sich selbst
in

in Stunden, wo ihm bange wurde. — Sein Schicksal trieb ihn bald dahin, bald dorthin, und er fand es bewährt, daß allenthalben auf Gottes Erdboden recht gute Menschen noch wohnten.

Endlich führte ihn der Gott, dem er felsenfest traute, in das Haus eines Grafen, der ein trefflicher Mann und sehr reich war. Er hatte selbst drei Söhne, welche er der Unterweisung dieses jungen Mannes anvertraute, und zwei andere Junker, seines Bruders Söhne, wurden in's Schloß genommen, um eben der Unterweisung zu genießen. Die Mutter dieser beiden Junker war todt, und der Vater zu zerstreut in allerlei öffentlichen und privat Geschäften, als daß er sich um die Erziehung seiner Söhne hätte kümmern können, war froh, daß er sie bei seinem Bruder so unterbrachte, daß er versichert sein konnte, sie würden durch Lehr und Beispiel die beste Erziehung genießen.

Der Lehrer fing seine Geschäfte im Namen Gottes an. Seine erste Sorge war, sich die Liebe und das Zutrauen seiner Schüler zu versichern, und es glückte ihm.

Die Kinder hatten keinen Wunsch, den sie vor ihm hätten verbergen mögen, und er, der ältere erfahrene Freund lenkte dann die Erfüllung desselben stets so, daß die Geistes und Leibes Kräfte der Kinder dabei gewonnen. — Der Graf freute sich über die Zunahme seiner Söhne und seiner Vettern, und pflegte oft,

wenn er allein mit ihnen war, sie auf das Geschenk Gottes einen solchen würdigen Lehrer zu haben aufmerksam und dankbar zu machen.

Fast drei Jahre verflossen, — unter dem Lehrreichsten Vergnügen für die Zöglinge, unter der herzlichsten Zufriedenheit des Lehrers, entstanden, aus dem ungeheuchelsten Beifall des Grafen. — Aber der Lehrer wurde krank, zwar nicht so, daß er bettlägerig war; — seine Krankheit war vielmehr eine Krankheit der Seele. Er suchte die Einsamkeit mehr als sonst, es gehörte außerordentlich Ueberredung dazu, ihn zu bewegen, an irgend einem freundschaftlichen Mahl Theil zu nehmen. Sein finsternes Wesen erstreckte sich auch über die Stunden des Unterrichts, er war oft stumm, wenn er reden, ernsthaft, wenn er lächeln, mürrisch, wenn er heiter sein sollte. Der Graf war in der That sein Freund. —

Eines Tages rief er ihn allein in sein Cabinet.

Was ist Ihnen mein Lieber, redete ihm der gütige Mann, freundschaftlich zu, was ist Ihnen?

Der Lehrer.

Ich weiß es in der That nicht, vielleicht das viele Sitzen macht mich so fast unfähig zu meinen Geschäften

Graf.

Heitern Sie sich auf! Ich bin ihr Freund, und was ich zu ihrer Zufriedenheit beitragen kan, soll gewiß dazu beigetragen werden.

Der

Der junge Mann wurde außerordentlich gerührt durch die Freundesstimme des Grafen. Muthig fing er alle seine Geschäfte wieder an, und ein Sonnenblick kehrte zurück in die düstre Seele.

Doch wie lange? Bald umwölkte dicker Nebel sie wieder, und der Graf, so ungern er es auch that, sah sich genöthigt, dem jungen Mann anzukündigen, daß er nach drei Monaten seine Zöglinge verlassen müsse.

Obwohl dem Lehrer keine Aussichten offen standen; obgleich der Gedanke, sich von den lieben Knaben, von denen er Viere wie seine Seele liebte, zu trennen ihm unerträglich fiel, so fand er sich doch, wie er sich gefaßt hatte, — (wenn undankbare Freunde ihn verlassen, ihn betrogen hatten, oder wenn man seine guten Absichten verkante, und seinem sonst heiterm offenen Wesen, Betrug und Bosheit angebicthet hatte) er fand sich, schwieg, und harrte.

Seine Zöglinge, die ohne Zweifel den Entschluß des Vaters und Oheims nicht wußten, blieben so gut, so gehorsam, als sie sonst gewesen waren, und er, so lang er noch bey ihnen sein sollte, wenn nicht ganz der fleißige, doch der zärtliche liebevolle Lehrer!

Aber inrer Gram bestürmte seine Gesundheit, und seine Kräfte waren zu schwach ihm zu widerstehn.

Er wurde bettlägerig. Der Graf ließ die geschicktesten Aerzte rufen, sie thaten ihr Möglichstes — aber bald hielt es der Weiseste von

ihnen für Pflicht, dem jungen Menschen zu sagen, daß so weit Kunst und Erfahrung sehen könne, es wohl zu Ende mit ihm gehen würde. —

Er hörte das mit Standhaftigkeit, und unterwarf sich dem Tode, als unvermeidliches Schicksal, männlich, und weil er wußte, daß er Anfang des besten Lebens sei, mit dem Glauben und Hoffnungen eines Christen, frohlich und getrost.

In einer der letzten Stunden seines Lebens bat er um die Erlaubniß beim Grafen, daß seine Jüdlinge sich um sein Bett versameln mögten, weil er noch gerne Abschied von ihnen nehmen wolle. Er erhielt, was er wünschte.

Meine lieben jungen Freunde, redete er sie an, ihr geht izt in ein Leben hinein, welches ich so früh verlassen muß. — Ihr habt mich nur die letzten drei Jahre meines Lebens gekant, meine Anweisung also, wie ihr die Irgänge des Lebens vermeiden, wie ihr den gefährlichen Dörtern entfliehen, wie ihr die steilen Klippen die euch aufstoßen werden, glücklich übersteigen müßet, konte nur sehr unvollständig sein. — So viel ich dieses alles euch lehren konte, hab ich's gethan, und wenn auf dem Grund, den ich legte, treu und sorgfältig fortgebaut wird, so hoff ich zu Gott, daß ihr recht nützliche Mitglieder der Menschen-Gesellschaft werdet.

Ihr habt in den letzten Wochen meines Lebens eine Abspannung meiner Kräfte bei mir bemerkt, eine Verdrossenheit zu den mir sonst so angenehmen Geschäfte, euch Weisheit und Tugend

gend zu lehren. Glaubt es mir, meine Lieben, ich habe mich selbst bedrögen g'haft, habe mich durchzuarbeiten gesucht, ohne daß ich's vermogte.

Hier, auf diesem meinen einsamen Lager hab ich in mancher schlaflosen Nacht Gott um Kraft und Muth gebeten, — doch nun ist es anders, sein Wille geschehe!

Ich weiß nichts in meinem vorigen Leben, worüber ich mir peinliche Vorwürfe meines Gewissens machen dürfte, es wäre denn meine wenige Kenntniß der Welt, und meine gar zu gute Vorstellung von dem menschlichen Herzen, es wäre denn jene Leichtgläubigkeit, die so mancher, der sie kennen lernte, mißbrauchte, es wäre denn endlich, jene zu große Offenherzigkeit meines Charakters, und mein unwillkürliches Mitleiden, oft mit Leuten, die's nicht verdienten, welches ich mir vorzuwerfen habe. Aber selbst in dieser letzten Stunde meines Lebens sind ich so manche Gründe die mich beruhigen, daß ich frölig den entscheidenden Augenblick erwarte, der mich zu dem bringen wird, der mich recht richtet.

Seid ihr also weiser als ich war, san:let euch Kenntniße von Menschen, wacht selbst über die ersten menschlichen Gefühle eurer Seele, über euren Trieb zum Wohlwollen und zum Mitleiden. — Wacht sag' ich, aber um Gottes willen! erstickt sie nicht, recht gelenkt liegt in ihnen der Keim zu einer jeden Tugend, wodurch die Menschheit geehrt, geedelt, beglückt wird.

Wenn ich nicht mehr bei euch bin, so wird eur Vater und Oheim euch eine Schrift von mir in Händen geben, darin ihr die beste Anweisung findet, wie ihr tugendhaft und weise in eurer Jugend, und glücklich im Alter, — und ewig glücklich dort sein könnet, wenn ihr anders den Worten eines Freundes glaubt und ihm gehorsam seid. —

Laßt denn diese Schrift eur Lieblingsbuch sein. Es werden Scenen darin sich finden, die ihr kennt, und die euch unvergeßlich bleiben werden, und mit ihnen müssen sich denn die Lehren der Weisheit und Tugend unauslöschlich in eure Seelen graben.

Hört Kinder! Es waren einmal zwei Männer, der eine war tödriht, der andere weise.

Beide entschlossen sich, sich ieder ein Haus zu bauen. Der erste suchte sich einen Plaz, wo viel Sand war, wo ein Fluß vorbei strömte, er baute, und sein Haus war fertig.

Der andere wälte einen Felsen, baute, und sein Haus war fertig.

Als nun ein Sturm kam, und der Fluß austrat, und eine schreckliche Ueberschwemmung veranlaßte, da stürzte das Haus des erstern ein; und er wurde begraben unter dem Schutt desselben. Aber das Haus des Andern trotzte dem Ungewitter, es stand fest und überschüttert, denn es war auf einem Felsen gebauet.

Tugend sei der Fels, worauf ihr, meine Lieblinge, eure Glückseligkeit in diesem Leben bauet. Das heißt, unternimmt nichts, um
euch

euch glücklich zu machen, als was euer Gewissen, und das ist die Stimme der Tugend, billigt. Baut nicht diese Glückseligkeit auf dem ungewissen Grund der Schmeichelei, der Verstellung, ja nicht auf dem schlüpfrigen Grund der Laster. — Eure Glückseligkeit würde stürzen, wie das Haus jenes Loren!

Es pflegt stets Kraft in den Worten eines sterbenden Freundes zu sein. — Laß, o Gott, auch meine Worte diese Kraft haben!

Und dann segne diese und alle gute Knaben, segne die Jugend! Mache sie zu gemeinnützigen, glücklichen Menschen, lenke sie so durch deinen guten Geist, daß ich viele — und gewiß die, die du meiner Unterweisung anvertrauest, dort finde, und dann erfahre, wie gut, wie adel, sie die Zeit ihres Hierseins verlebten, damit sie bei Dir im höchsten Grade glücklich sind.

So beschloß der kranke Mann seine Rede,

Helle Tränen rollten über die Wangen der Knaben.

Ihr habt mich sehr geliebt, das weiß ich, fuhr der Lehrer hierauf, wiewol mit schwächerer Stimme fort, — ich habe Beweise davon. — Sie Carl! — indem er sich zu einem der Bettern des Grafen wandte, vielleicht nicht ganz so, wie die andern, hätten Sie mich sonst wohl bei ihrem Vater verläumdern können, doch ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen! —

Carl

Carl zerfloß in Thränen und faßte die kalte Hand seines Freundes. —

Sein Sie ganz ruhig! rebete dieser weiser, und zog Carl's Mund an seine Lippen, aber weiser, wahrhafter in Zukunft!

Ich danke Euch allen für diese Liebe, sprach er ferner, sie bleibt so ewig in meiner Seele, als diese Seele selbst ewig ist! — Versagt mir nicht Eur Andenken, und lebt glücklich und fröhlich.

Nach einer Stunde starb der ädle Mann. Seine Zöglinge beweinten seinen Tod, und gedachten seiner.

Ende des letzten Abends.

Der Freund

an seine jungen Leser und Leserinnen,
auch an die Eltern, Lehrer und Lehrerinnen derselben.

Laßt die Jugend zu mir kommen, lehren will
ich sie,

So sprach Der, den alle Christen ehren
Und anbeten.

Laß auch Jhn dich lehren
Liebe Jugend !

Denn bei Jhm ist hohe Weisheit, ungeschminkte
Tugend,
Folgst du ihm, du strauchelst, fehlest nie.

Was Er lehrt' hab ich in dieses Buch geschrie-
ben,

Seinen Willen kennst du nun,
Kom! wir wollen gern seine Lehre üben,
Was Er uns geboten, thun.

O dann führt Er uns blumenreiche Pfade,
Unsern Selen ist so wohl,

Uns begleiten mild seine Liebe, Gnade,
Und die strömen Glück, so voll

Und so mild auf uns. — Kommen dann auch
Stunden

Die uns nicht gefallen; Er
Er durchsüßet sie, bis wir's ganz empfunden.
den.

Tugend

Eltern! wißt ihr auch, was Gott euch ver-
trauet,
Fühlt es, strebet, daß eur Kind
Zeitlich, ewig's Glück da allein nur bauet,
Wo die Tugenden der Grundstein sind.

Lehrer! Lehrerinnen! — Beispiel in dem
Lehren

Sei uns heil'ge Pflicht.

Nedle Menschen ziehn, unser Glück so meh-
ren,

Wen reizt die Bestimmung nicht?

Auch mich reizte sie, der dem nichts verbors-
gen,

Weiß warum ich schrieb.

Wollte gerne auch für Euch Kinder sorgen,
Denn Ihr seid mir lieb.

Wolte gern Euch nutzen, gern zum Glück Euch
leiten,

Darum schrieb ich. Folget mir!

Werb't

Werd't Euch dann gewiß stetes Wohl berei-
ten,

Und wer hat den Nutzen? — Ihr!

Mein! auch mich erfreut's, o Du der die
Jugend

Zu sich kommen hieß.

Segne! segne Du diese Saat zur Tugend,
Du, der fromme Wünsche unerhört nie ließ.

E N D E.

